Aus dem Papierkorbe

eines

Journaliſten.

Geſammelte Aufſätze

von

Ernſt Koſſak.

A. Schmidt's Erben
Leih-Bibliothek
BERLIN

Berlin,
Druck und Verlag von Trowitzſch und Sohn.
1832.

Smith 229-230 folio.

BERLINER STADTBIBLIOTHEK

Inhalt.

Seite

Martialische Rückblicke 1

1. Aus dem Leben des Trainsoldaten.
2. Das Trainpferd.
3. Der Lieutenant.

Der Plundermaß 23

Wettrennen 29

Die alte Stadtpost 34

Von der Theaterschlange 39

Nachtgedanken eines deutschen Tabacksrauchers 46

Der achtzehnte März 53

Ein Rest Mittelalter 56

Der alte Link. 59

Petition der Typen 62

Physiologie des gemeinen deutschen Geldmenschen . . . 68

Der moderne Odysseus 74

Von den Störungen 85

Der Stadtreisende 92

I. Privatleben.
II. Kunst und Literatur.
III. Wein.
IV. Cigarren

	Seite
Auch ein Künſtlerſouper	
Das ſtarke Centrum	125
Zwanzig Jahre Unterſchied	131
Schleſien	137
Görlitz und Böhme's Grab. Von Görlitz nach Warmbrunn. Warmbrunn. Die Bibersteine. Der Kynast. Der Kamm des Riesengebirges.	144
Böhmen	
Henriette Sonntag in Leipzig	184
Ein Gang durch die untern Kreiſe	195
Der Student in Berlin	203
	223

Martialische Rückblicke.

1. Aus dem Leben des Trainsoldaten.

Menschen und ihre Sitten zu beobachten und zu beschreiben, haben wir zu unserer Aufgabe gemacht, so gut als der Astronom die Gestirne des Himmels verfolgt und verzeichnet. Aber gleichwie es seltene Sorten von Himmelserscheinungen giebt, welche unter dem Namen Kometen nur kurze Zeit am Horizont stehen und den Forscher zu angestrengtester Thätigkeit der Besichtigung und Berechnung auffordern, so erscheint unter den verschiedenen Species der preußischen Armee eine gewisse Spielart nur selten, dann aber auf längere Zeit — diese Spielart ist der Trainsoldat.

Der Trainsoldat als solcher, zerfällt in zwei Abtheilungen, die in der Art seiner Fortbewegung philosophisch begründet sind: in den Trainsoldaten zu Pferde und zu Fuß. Seine Blöße bedeckt er mit einem dunkelblauen Rock nebst hellblauem Kragen. Obgleich er sich Soldat nennen läßt, trägt er doch keine Waffen und wurde deshalb in Zeiten, die in ihrer Ausdrucksweise weniger euphemistisch waren, als das neunzehnte Jahrhundert, schlechtweg Trainknecht genannt.

Die Art seiner Fortbewegung anlangend, fällt dem Forscher zuerst auf, daß sowohl der Trainsoldat zu Pferde, als auch der zu Fuß, dabei mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben: die einzige Art von Kampf, der sie sich unterziehen müssen. Diese Schwierigkeiten werden dem ersten durch sein Pferd bereitet, welches in hohem Grade selbstständig, sich jeder Subordination gegen den Trainsoldaten, seinen Reiter, zu entziehen beflissen ist und durch heftiges Ausschlagen oder Umdrehen im Kreise, seine Willensmeinung kategorisch an den Tag legt. Der Trainsoldat zu Fuß sieht sich in seinem Fortkommen durch ein Paar Beinkleider gehindert, die für einen größeren Mann des Jahrhunderts bestimmt, in ewigen Rangstreitigkeiten mit den Stiefeln stehen, in denen die Füße des Trainsoldaten wie vertrocknete Kerne in ihrer Schaale klappern.

Sein Alter kann nur annähernd bestimmt werden, denn der Trainsoldat steigt von dem ersten Flaum bis zur Großvaterschaft herauf. Da er aber nur wider Willen seinem Stande einverleibt ist und seine Hoffnungen auf militärischen Ruhm nach den Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung gleich Null sind, ist sein Aeußeres voller Traurigkeit, ohne Verminderung seines Appetites.

Das Leben des Trainsoldaten kann ein bewegtes genannt werden. Man erblickt ihn bald mit Hast Briefe nach der Post, bald Trepp' auf Trepp' ab in Magazinen, Kleidungsstücke und Proviantvorräthe tragen, jetzt fährt er Heu und Stroh, dann reitet er wieder hinter einer Militärperson her, zu deren Ordonnanz ihn ein höherer Macht-

spruch und ein verrosteter Schleppsäbel bestimmte. Jener weise Krieger des Alterthums, von seinem Befehlshaber gefragt: „Was thut der Soldat zuerst, wenn er Morgens aufsteht?“ antwortete treffend: „Er putzt am Abend vorher seine Sachen!“ Dieser Lebensregel folgt auch der Trainsoldat. Früh Morgens legt er das Trauerkleid seiner bürgerlichen Freiheit an, in das die Wanzen seines Strohsackes ihm zu folgen nicht wagen, plumpt in seine Stiefeln, läßt das Gewand der Beinkleider darüber sinken und verhüllt sich mit dem mitleidigen Mantel. Da er in seinem Quartier meistens keine Kost, sondern statt dessen für zehn Tage einen Thaler und drei Silbergroschen Tractament erhält, bleibt es dem guten Willen der Köchin, zu welcher der Trainsoldat eine stille, aber unerwiederte Neigung trägt, überlassen, ob der herrschaftliche Kaffee durch eine starke Verdünnung auch seinen dürren Magen überschwemmen soll oder nicht. Tritt dieser Fall nicht ein, so sieht sich der Tapfere seinem unzertrennlichen alten Freunde, dem Commisbrote gegenüber, von dem er sich eine zwei Zoll dicke Bohle abschneidet und mit seinem spärlichen Buttervorrath bestreicht. Nachdem seine Zähne diese harte Prüfung überstanden haben, setzt er sich in Bewegung, theils um seinen Magen nicht zur reiflichen Reflexion über seine neue Würde kommen zu lassen, theils um sein Amt als Ordonnanz anzutreten.

Sein Gebieter empfängt ihn in einer furchtbaren militairischen Laune, wie sie nur in dem goldenen Friedenszustande unserer Zeit aufkommen und gedeihen kann. Bei der Unerfahrenheit des Trainsoldaten ist gestern ein

Mißgriff durch mangelhafte Bestellung begangen worden, welchen der entsetzliche Chef heute in einer Philippika dem Unglücklichen verräth. In diesem Augenblicke verkriecht sich der Trainsoldat ganz in seine Montur und seine Gedanken weilen fern in der Heimat, wo er Gänse hütete oder wegen Altersschwäche eine Sinecure bei der Dorfgemeinde genoß.

So verstreicht der Vormittag, während dessen der Trainsoldat eine Schärfung seiner Leiden darin sieht, daß die kleinen Jungen ihn auf der Straße wegen seiner zu langen Beinkleider verhöhnen und Garde- und Linien-soldaten ihn mit spöttischen Blicken betrachten. Endlich ist unter Verwünschungen seines Daseins der Mittag herangekommen und sein Gebieter entläßt ihn um halb zwei Uhr auf eine halbe Stunde, um sich der Mahlzeit zu widmen.

Speist der Trainsoldat nicht zu Hause, so stürzt er sich in einen Keller und macht während der Mahlzeit die Bekanntschaft eines Herren in einem alten Paletot mit einer getiegerten Mütze auf dem Kopfe, der seine patriotischen Gesinnungen nicht verbirgt, den Trainsoldaten für den folgenden Mittag zu sich nach der Linienstraße 330 zu Tisch einladet und zuletzt ein unverzinsliches Darlehen von fünfzehn Silbergroschen erbittet. Der Trainsoldat durch das liebenswürdige Air des Herren in dem alten Paletot und der getiegerten Mütze erweicht, aus allen Positionen des Mißtrauens gedrängt und von den freundlichen Verheißungen auf den andern Mittag gewonnen, giebt ihm das Darlehen und eilt davon.

Der Nachmittag ist heitern Vergnügungen in lustig gelegenen Stadttheilen gewidmet. Der Trainsoldat, jetzt nicht mehr allein, sondern im Schooße der ganzen Species, belustigt sich im Proviantmagazin vor dem Thore: Roggenzwieback in Fässer zu packen, damit Trepp' auf, Trepp' ab zu laufen und sich erhitzt wie er ist, nur mit interimistischer Leinwandsjacke bekleidet, einen gediegenen Schnupfen zu holen. Wenn Dunkel die Erde deckt, schleicht der Hause und unser Mann murrend nach Hause, des Lebens und der Zwiebacke überdrüssig.

Die Köchin, die heute ihren schlechten Tag hat, empfängt ihn mit ähnlichen Vorwürfen, wie am Morgen sein Chef, denn der Trainsoldat hat früh in der Eile des Weggehens das Commisbrot in die Schachtel gelegt, in welcher der Sonntagshut der Köchin aufbewahrt wird. Er erhält nichts von dem aufgewärmten Gemüse, das ihm eigentlich vom Mittagbrot her zugedacht war, und indem er sich über das schuldige Commisbrot hermacht, das unterdessen zwölf Stunden älter und nicht weicher geworden ist, könnte er sich des Harfnerliedes aus Wilhelm Meisters erinnern, wenn er Göthe je gelesen hätte:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Er weint wirklich — denn er ist noch jung; die Köchin thut ihm leid und er thut sich selber leid. Noch vor vierzehn Tagen saß er zu Hause gemüthlich auf dem Dorfe in dem Wahn, daß Plattfüße schützen „vor der Schlachten Gefild und dem Männer mordenden Ares!" Damals gab es Kartoffeln in der Schale und, indem er

sie entkleidete, dachte er nicht daran, daß er nach zwei Wochen eingekleidet sein würde „zu dienen gegen Oesterreichs Macht seinem Könige und Vaterlande."

Er weint — was macht die alte blinde Großmutter, die ihm drei ersparte Thaler mitgab, nach seinem Gesichte fühlte, als er ging und die Hoffnung aufgab, ihn noch einmal wiederzusehen? was macht Muff, der Hofhund, der jetzt warme Kartoffeln hat, und sein junger Herr nur Commisbrot? — aber er flucht nicht dem Ehrgeiz der Könige, der Hinterlist der Diplomaten, der Zerrissenheit und Schwäche der Deutschen, denn er weiß den Teufel, was Könige, Diplomaten und Deutsche sind. Außer Gott im Himmel hat er nur den Landrath angebetet.

Endlich sinkt er dem Schlafe und den Wanzen, die ihn schon mit Schmerzen erwartet haben, in die Arme; er schläft den traumlosen tiefen Schlaf der Gerechten.

Am Morgen ist er wieder zu Gnaden von der Köchin angenommen. Die Hausfrau hat erklärt, daß der Hut mit Leichtigkeit wieder herzustellen sei und daß der arme junge Mensch von jetzt an Essen im Hause, so wie von dem Brote der Familie erhalten solle, um das inculpirte Commisbrot aus dem Hause zu schaffen und künftigen möglichen Conflicten zwischen ihm und dem Hute der Köchin vorzubeugen. Der Trainsoldat vernimmt dieses Lächeln seines Schicksals mit Heiterkeit. Er beschließt, was längst ein frommer Wunsch von ihm war, sein Commisbrot für 2½ Sgr. zu verkaufen, schlägt aber das heutige Mittagbrod ab, — da er ausgebeten sei.

Nach vollführten Berufsgeschäften erscheint er in der

Linienstraße, findet aber nicht No. 330, da besagte Straße eine so hohe Nummer nicht mehr hat. Mehrere Leute, die er nach dem Herrn mit altem Paletot und Jägermütze fragt, sagten ihm unumwunden, daß sie ihn für toll hal-ten. — Er stürzt zu seinem Kellertraiteur zurück. Dieser kennt den Herrn nicht, spricht aber die Vermuthung aus, daß er wohl ein Spitzbube gewesen sein könne, denn er habe leider das Unglück, dergleichen bisweilen in seinem Keller zu beherbergen und eine getiegerte Mütze sei höchst verdächtiger Natur, ja bei Spitzbuben von Fach sehr beliebt.

Der niedergeschmetterte Trainsoldat bequemt sich, des Familienmittagstisches für heute verlustig, zu einem bezahl-ten Mittagsbrot und wankt von dannen. Sein Chef kün-digt ihm an, daß er ausquartirt worden, da seine bisherige Wohnung zu weit von dem Büreau gelegen sei! Im Gefühl, sein Unglück nicht verdient zu haben, geht er in die alte Wohnung, sucht seine Sachen zusammen, jagt die Katze aus seiner Civiljacke, in der sie seitdem geschlafen hat, drückt der Köchin noch einmal die Hand und fällt die Treppe über seine eigenen Beinkleider, die er aufzukrem-peln vergessen hat, mit solchem Gepolter herab, daß der Wirth, ein Hagestolz und Feind aller stehenden Heere und des Trains insbesondere, die Thür aufreißt und Beleidi-gungen gegen das preußische Nationalgefühl ausstößt. Zugleich wirft die Köchin, die eben hinter die Schmutzerei gekommen ist, welche er in seiner Schlafkammer gemacht hat, ihm ein Paar Stiefeln die Treppe nach, die er ver-gessen hat. So lebt und wirkt der Trainsoldat.

2. Das Trainpferd.

Als Neptun mit seinem Dreizack den Erdboden geschlagen hatte und das edle Roß schnaubend davon gejagt war, drehte er, sich erinnernd, daß jeder Stock zwei Enden habe, den Dreizack um und schlug noch einmal die Erde an einer Stelle, die fast einer Pfütze glich und siehe da, das Trainpferd entstand.

So viel aus einer wohlverbürgten Quelle über das Mythologische seiner Entstehung; ausführlicher muß das Historische entwickelt werden. Die Genealogie des Trainpferdes wurzelt, wie die der meisten großen Männer, in niedern Kreisen, Vater: Ackergaul, Mutter: Arbeitspferd, mehr läßt sich meistens nicht nachweisen: aber von dem Augenblicke an, wo das Trainpferd das dritte Jahr erreicht, richtet der Roßkamm sein Auge auf dasselbe, und entscheidet durch ein Votum über sein Schicksal. Das Trainpferd hat das Unglück, einen unverbesserlichen Fehler zu besitzen, und man kann eher alle großen und kleinen Leiden des menschlichen Geschlechtes aufzählen, als alle großen und kleinen Fehler des Trainpferdes. An seiner Raufe und Krippe hat ein unglückbedeutender Stern geleuchtet; das Schicksal sprach das Wort: Train! über diesen Vierfüßler aus und alle Pferdeträume von Karossen und gestickten Schabracken, von versilbertem Zaumzeug und Wettrennen verflogen wie Häcksel, in den der Wind bläst.

Da bliesen die Rovembertrompeten, und alle Trainpferde der Monarchie, ja selbst einige Esel spitzten die Ohren, und ergaben sich trügerischen Hoffnungen von Kriegsruhm und einstiger Größe; aber es kamen Roßtäu-

scher und Roßkämme, und kauften auf, was nicht wiederkäut und nicht die Klauen spaltet, für Offiziere, darauf zu reiten gegen die Amalekiter und Böhmaken. Alsdann kamen die Häuptlinge der Husaren mit ihren Kämpfern und erlösten die Trainpferde aus ihrer Ungewißheit. Sie setzten einen zum Trainsoldaten designirten Bauerjungen auf das erste Pferd und banden jedes Folgende mit dem Kopf an den Schwanz des Vorhergehenden, als ob alle auf einen Faden gezogen wären. So mobilgemacht zogen sie in Berlin ein.

Das Schauspiel war durchaus neu. Von den Frankfurter Linden an, über den Alexanderplatz, durch die Königsstraße, über den Schloßplatz weg, bis zu den Kasernen, wo diese Streithengste ihre provisorische Streu fanden, blieben die Einwohner stehen und starrten solch seltsames Gepferde an. Nur ihre Collegen, die Hunde vor den Karren, die bei Ministers Sahne und Milch brachten, von der Köchin täglich den Tafelabhub erhielten, dafür wedelten und gut unterrichtet waren über auswärtige Politik, klafften die Trainpferde höhnisch aus, als wollten sie sagen: Ihr macht euch lächerliche Illusionen, Kinder; es geht nicht los, ihr werdet nun und nimmermehr Husarenpferde.

Außerdem liefen, da gerade die Schule aus war, viele sehr artige Knaben herbei und rissen den Ankömmlingen nach Kräften Haare aus den Schwänzen: um das Sprichwort wahr zu machen: es müsse Jeder, der zuerst nach Berlin kommt, Haare lassen. Hierauf wurden sie installirt. Doch schon zeigte sich, daß die Erwartungen der meisten Pferde weit über die beginnende Wirklichkeit

hinausgegangen waren. Ein unter den Trainpferden verbreitetes Gerücht von einer Feldzulage an Hafer, erwies sich als lügenhaft und von einem mißvergnügten Schimmel ausgesprengt, doch ließ sich nicht verkennen, daß allerdings eine angemessene Zulage von Peitschenhieben Tag für Tag an bedürftige Pferde vertheilt wurde.

Das kriegerische Tagewerk begann. Man spannte die guten Rosse zu vier vor einen großen Wagen und fuhr damit für das edlere Geschlecht der Kavalleriepferde Heu und Stroh in großen Massen heran. Ihre Empfindungen waren schrecklich; dieses demüthigende Geschäft hatten sie auch schon zu Hause verrichtet! Aber ihrer vier hatten nie einen so großen, schwer mit Eisen beschlagenen Wagen gezogen, der dreimal so hoch und fest beladen war als die Heuwagen im Dorf und oben noch zwölf Dragoner oder Cürassiere verbarg, welche malerisch in dem Stroh saßen und sich ihres friedlichen Daseins freuten! sie waren mit ihren unbeschlagenen Hufen nur auf weichen Dorfwegen, höchstens auf einer Kieschaussee gelaufen und mußten nun das harte Steinpflaster treten — selbst die Droschkenpferde hatten mit ihrem Jammer Mitleid!

Andere wurden vor die Feldpost gespannt und in einen regelmäßigen Trab gesetzt, zu dem bei dem geringsten Taktfehler die Feldpostillone sofort einen Takt schlugen, den man auf der nächsten Station hörte. Noch Andere, und diese waren nicht die schlechtesten, wurden von Trainsoldaten bestiegen: es sind dies die Pferde gewesen, welche am meisten in die Oeffentlichkeit drangen und den großen Rauch zu der Aeußerung veranlaßten, wenn er noch ein-

mal in seinem Leben eine Reiterstatue entwerfen sollte, würde er seine Studien an keinem von diesen Pferden machen.

Wenn man um die Zeit, als die Mobilmachung in ihrer höchsten Blüthe stand, und die Thaler zu den Staatsfenstern am lebhaftesten hinausflogen, unter den Linden spazieren ging, erblickte man oft Militair von Lieutenantsrang in wilder Hast unter den Bäumen hinsprengen und irgend einen blutigen Befehl an ein Commando bringen. Bald war vielleicht diese Thorwache nicht mit den Talglichtern ausgekommen, bald war bei jener zu viel Holz verbrannt! Hinter diesem Offizier sprengte wüthend ein Trainsoldat, dessen ungeputzter Schleppsäbel rasend in seines Rosses Weichen schlug, während er dieselben mit unbarmherzigen Sporen stocherte. Oder man sah um zwölf Uhr Mittags einen Trainartilleristen, der drei Pferde irgendwo hinbringen sollte, wo sie noch nicht gewesen waren, und mit diesem Geschäfte nicht zu Stande kommen konnte, weil seine Schutzverwandten anderer Meinung waren als er, und altfränkischer Weise wie Hogarth, die Kreislinie für die vollkommenste und schönste hielten, weshalb sie sich in einer solchen fortwährend herumdrehten. Alsdann trat ein Beamter der öffentlichen Ordnung, ein freundlicher Constabler, an diese Reiterstudie, fasste das Reitpferd beim Zügel, führte es einige Straßen weit und die Schuljugend zog still und bewegt, aber voll Pietät gegen das Unglück hinter der Cavalcade her. Auch sah man wohl einen Trainsoldaten am Boden liegen, mit einem Abdruck des Berliner Straßenpflasters, vollkommen avant la lettre, auf

dem Rücken und ſein Araber ſtand neben ihm und beroch ihn voll Mitgefühl. Berlin bekam nun auch einmal die Nachtſeite der preußiſchen Militairverfaſſung zu Geſicht.

Dieſe Nachtſeite belebte ungemein die Lokalpreſſe. Wenn es noch einmal erlaubt iſt, eine große Wahrheit auf dem Wege der Preſſe in die berliniſche Menſchheit zu ſchleudern und es iſt erlaubt, ſo kann man ſagen, es ſind noch nie ſo viele Arme und Beine gequetſcht, und Löcher in den Kopf, auch wohl in den Schädel ſelber, geſchlagen worden, als durch dieſe unſeligen Pferde! Endlich geſtalteten ſich die Dresdener Conferenzen und diplomatiſchen Conſtellationen ſo, daß auch für das Trainpferd friedlichere Ausſichten auftauchten. Das Maaß ſeiner Demüthigungen iſt voll, es kann verauctionirt werden; aber wie viel hat es von ſeiner Herrlichkeit verloren! Dafür hat es ſeine alte Fröhlichkeit wieder gewonnen!

Dort ſtehen ſie wieder alle im Kaſernenhofe. Sie beſitzen nicht wie die göttlichen Roſſe des Achilles die Gabe der Rede und der Weiſſagung, aber ihr Fell beſitzt dafür die Gabe der beredten Schilderung einer großen Vergangenheit. Große kahle Flecken verrathen dem Hippologen die abreibende Gewalt des Riemenzeuges, ſchmale Streifen (etwa wie die Rillen auf dem Monde) die zerſtörende Wuth der Kaſernenpeitſche; zuweilen ſchlägt dieſes oder jenes in hoffnungsfreudiger Empfindung nach den umhergehenden und verächtlich blickenden Huſaren aus, wofür es einen ſchmackhaften Biſſen mit der Säbelſcheide erhält. Aber ſchon kommen die Käufer und die Stunde der Trennung ſchlägt.

Von fern und nah ſind die Käufer herbeigeſtrömt. Der ferne Oderbruch ſandte ſeine reichen Bauern, Charlottenburg ſeine Menſchen-Frachtfuhrleute, Spandau ſeine Roſſebändiger und Berlin iſt vertreten durch ſeine Droſchkenfuhrherren, welche für irgend einen Renner, deſſen Leben im Prämienwagenkampf ausgebaucht wurde, einen Erſatzklepper ſuchen. Die Auction beginnt.

Dreißig zum Erſten! Hm — hm — Fuchswallach, Hahnentritt, Anflug von Spath, Gallen, drei Mal gebrannt — fünf und dreißig .... und fünfzehn Silbergroſchen, zum Erſten, zum Zweiten — zum .... Dritten, zugeſchlagen. Fort, vor den Charlottenburger Thorwagen!

Vierzig zum Erſten! Schimmelſtute — Koller und zwar Sonnenkoller — Vierzig zum Erſten — zum Zweiten — zum Dritten, zugeſchlagen. Vor die Droſchke!

Dreißig bis vierzig Procent werden beim Ausverkauf verloren. Fort mit Schaden, wenn das Kriegsgeſchäft aufgegeben iſt! Fort mit Verluſt, wegen anderweitiger Geſchäftsunternehmungen und wegen allzugroßer Concurrenz mit dem Auslande, — fort zu Schlauderpreiſen!

Ach ſo endet der kriegeriſche Ehrgeiz edler Roſſe! — Eines nach dem Andern, aber nicht mehr Schwanz an Kopf gefeſſelt, verlaſſen ſie den Kaſernenhof. Dieſes iſt geſattelt und von einem Bauern beſtiegen, der ſofort mit ihm einen kleinen Proberitt von ſieben Meilen verſuchen wird, jenes wird hinten an einen Heuwagen, dieſes vorn neben ein Droſchkenpferd gebunden.

Alle aber ſchlugen noch einmal wehmüthig mit den Hinterfüßen nach dem ungaſtfreundlichen Berlin aus, der

Heimath des langen Hafers und es wird still in der Stadt, denn die letzten Reste einer großen erinnerungsreichen Zeit haben sie verlassen.

3. Der Lieutenant.

Kriegerische Zeiten verwildern auch bürgerliche Sitten, bis in die Hinterstube des zahmen Scribenten dringen mörderische Trommeln, tödtliches Klirren der Sporen, niederschmetterndes Rasseln von Säbeln; wild fährt der rasende Schriftsteller auf, greift zur Feder und schleudert das Frescobild irgend eines embryonischen Napoleon auf's Papier.

Kühn wie das Vorbild, soll die Copie sein, aber es handelt sich nicht um die Heroen, welche von den Gelehrten der verschiedenartigsten Secten und Insecten, bereits genug beschrieben und abgebildet sind; es handelt sich um jene Befehlshaber über Fünfzig, welche durch die unruhigen Zeitläufe an die Gestade der Hauptstadt geschleudert, unter dem Namen „Provinzial- oder Linienlieutenants" durch den Mangel an Taille und goldenen Litzen sehr bemerklich von ihren „superben" Cameraden unterschieden werden.

Der Lieutenant aus der Provinz ist das Opfer einer Januspolitik, die ihn nur aus seinem zerrissenen Schlafpelze auf die Landstraße schreckte, um ihn nach getäuschten Hoffnungen auf den Feldmarschallsstab, langsam aber sicher, in seine Garnison zurückzubringen, wo seine Gebeine einst, als Ueberreste eines der ruhigsten und friedlichsten Greise, unversehrt, in möglichster Vollständigkeit beisammen ruhen werden.

Nachdem der Lieutenant um halb zwei Uhr mit seinem Truppentheil unter den Linden angelangt ist, und den üblichen Vorbeimarsch überstanden hat, begiebt er sich in's Quartier, welches in eine der Wohnungen zu vierhundert Thalern Miethe verlegt ist: denn der persönliche Werth des Lieutenants wird von der Weisheit der Servis-Commission etwa gleich vier Gemeinen veranschlagt. Sein Wirth ist ein Geheimer Rath mit einem Hangeboden. Dieser Hangeboden beherbergt sonst den unglücklichen weißen Sklaven, der des Geheimenraths Stiefel putzt, bei Tische aufwartet, und jenen hechtgrauen Oberrock mit grünem Kragen tragen muß, den des Geheimen Raths Vater 1811 anfertigen ließ, gerade acht Tage darauf, als der Komet mit dem langen Schweif erschien, weshalb der Rock zur Erinnerung an ihn gleichfalls mit einem solchen gesegnet ist. Der weiße Sclave ist für vierzehn Tage ausquartirt und schläft jetzt nicht, sondern wacht auf dem Boden neben dem Brennholz, in der beständigen Furcht, der halbe Hause könne umfallen und ihn unter seinen Scheiten begraben. Der Lieutenant ist an seine Stelle gelegt. Das denkwürdige Mobiliar besteht in einem Sopha oder vielmehr in einer Menschenfalle oder einem Abgrunde, aus dem man, einmal niedersitzend, nicht wieder emporkommt, umgaukelt von vier birkenen Stühlen, welche dasselbe Kunststück verstehen, wie die Bajazzo's, d. h. mit den Beinen auseinander zu gleiten und mit dem Sitz platt an die Erde zu kommen.

In diesem Boudoir befindet sich das Fenster nicht oben, sondern unten über dem Fußboden, so daß man

entweder Sphynxstellungen annehmen oder wie jene Fabelmenschen die Augen in den Knien haben muß, um mit Erfolg hinauszusehen. Ein Spiegel, der aus mehreren Glasplatten zusammengesetzt, doch nur Fragment einer früheren Spiegelwand ist, läßt den Lieutenant sofort „berliner-blau" erscheinen, und eine Waschtoilette, früher zugleich Eßschrank des weißen Sklaven, ersetzt ihr mangelndes viertes Bein, wenn sie es je gehabt hat, durch Bindfaden, mit dem sie an jener Stelle an der Wand hängt. Dem Schranke nähern wir uns ungern, da sein Einsturz an jedem Tage zu befürchten stand, aber wir erwähnen einer Kommode, einer herrlichen Atrappe, weil sie ausgezogen eigentlich ein Bettgestell repräsentirte. Zeigen wir nun noch auf eine oben ausgebrochene Karaffe, über die ein trübes Glas gestülpt ist, wie der Turban über das Haupt eines schändliche.. Renegaten, so haben wir die Pflicht des Geschichtschreibers und das Recht des Lieutenants gewahrt.

Sobald dieser eingezogen ist, zieht er sofort aus, nachdem er seine Karte mit einem mündlichen Protest hinterlassen hat, denn das Quartier hat als Hangeboden den großen Uebelstand, daß ein Mensch von militairischem Maaß, ohne sich selbst vorher zu enthaupten, darin nicht aufrecht stehen und in der Kommode nicht ausgestreckt schlafen kann.

Der Lieutenant begiebt sich soeben zu einem Kameraden im Hause daneben, um diesem sein Leid zu klagen, als ihm auch schon ein kleiner Knabe mit einem irdenen Napfe voll köstlicher Kaldaunen und einem auf die Gabel

gespießten Stück Brot nacheilt und ihn belehrt, daß er der älteste Sohn des Kellerrestaurants sei, bei dem für die Zeit seiner berliner Saison der Lieutenant in Kost verdungen worden, von der anbei die erste Probe erfolge.

Durch Hin- und Hermärsche, Hangeboden und blaue Spiegel, Lindenparaden und Schlafkommoden, Garnisonsaussichten und Kellerkaldaunen erbost, betrachtet der Lieutenant die Anbietung der Letzteren als einen casus belli und feuert auf den kleinen Kellerling ein „Donnerwetter" nach dem Andern ab. Kellerling, im Gefühl seiner gerechten Sache, tritt einen geordneten Rückweg auf der allgemeinen Etappenstraße, der Haustreppe an und stellt sich unter den Schutz der Großmacht seines Vaters, der sofort den Hausknecht, als außerordentlichen Gesandten zum Geheimen Rath hinaufschickt und um Verhaltungsbefehle bittet. Man beliebt im ersten Stock eine abwartende Politik und befiehlt, die Kaldaunen warm zu stellen. Der Lieutenant eilt fort, um Beschwerde zu führen und in Zeit von wenigen Stunden marschiren statt seiner „vier pommersche Füseliere mit Kost, auf vierzehn Tage" des Geh. Raths Treppe herauf. Für den Aufführer über Fünfzig aber beginnt das goldne Zeitalter in Berlin, denn er wird zu einem reichen Kaufmann umquartiert!

Der Staat, in Liebe für die entbrannt, welche ihr Blut für ihn verspritzt haben, hat den Lieutenant zu einem reichen Kaufmann einquartiert, der dem Glauben seiner Väter nie treulos gewesen ist und die Charte, welche dem guten Moses auf dem Berge Sinai octroyirt worden, aufs Strengste beobachtet. Dieser Kaufmann betrachtet den

Lieutenant als einen Gesandten des Herrn, einen gottgesalbten Emissär der Reaction, zu speisen mit Manna und zu tränken mit edlem Rebensaft. Sofort wird der Lieutenant in ein roth tapeziertes, mit einer Goldleiste verbrämtes Gemach geführt, wo ein prachtvoller Fußteppich liegt. Ein schwellendes Sopha verlockt den müden Krieger zur Ruhe und in einem hohen Spiegel kann er sein Aeußeres von Kopf bis Fuß inspiciren.

Der Lieutenant hat eine unbesiegliche Vorliebe für seine tornisterblonden Haare. Seine aufgeworfene Nase überragt kaum zwei kleine aufwärtsgerichtete Bürsten von Schnurrbart und ein Bataillon Sommersprossen verräth, daß jener glückliche Himmel an seiner Wiege lachte, der sich auch über der Heimath der Spickgänse wölbt. Sein treues Auge strahlt nicht Genie, sondern nur Subordination, seine Stirn ist nicht höher als seine Stellung in der großen militairischen Hierarchie, und seine Ohren stehen vom Helm ab, wie zwei phantastisch geformte Henkel von einer zugedeckten Suppenterrine. Er ist der neunte von elf Geschwistern, welche der heimische Edelhof gebar und seine Mutter tröstete sich über seinen Mangel an Schönheit mit dem alten Lehrsatz, daß ein Mann schön genug sei, wenn ein Pferd grade nicht vor ihm scheu werde; sein Vater aber hatte gesagt: der Junge lernt nichts beim Hauslehrer und hat gegen jeden ein großes Maul — er gleicht seinen acht älteren Brüdern und kann wie sie — Soldat werden.

Während diese historischen Rückblicke den liebenswürdigen Leser unterrichten, ist die Zeit des Mittagessens für

die Familie herangerückt und die Hausfrau läßt durch einen Bedienten in eleganter Livree anfragen, ob der Herr Lieutenant es vorziehe, auf seinem Zimmer oder mit der Familie zu speisen.

Unser Held, sich erinnernd, daß alle Preußen eine große Familie bilden, läßt sagen: en famille! und wendet an seine Person einige Striegelhandgriffe, ohne die er in der berliner Societät nicht auftreten zu dürfen glaubt. Sein bester Waffenrock wird angezogen, die schwarzseidene Cravatte umgethan, und die verbrannten dicken Hände in das letzte Paar Glacéehandschuhe gezwängt. So erscheint der Retter des Vaterlandes und der Börse bei Tische. Hier eröffnet sich ihm eine neue Perspective.

Der reichste Tisch, an dem er bisher gespeist, war der des Commandirenden der Garnison, da aber die Frau Commandirende ihr Tafelservice aus Geschenken und Auctionen in verschiedenen kleinern Garnisonen zusammengesetzt hat, so entbehrte es jener Einheit, ohne die es kein wahres Kunstwerk giebt. Obgleich der Lieutenant nur der leichtsinnigen und schnellfertigen Truppengattung der Füsiliere angehört, besitzt er doch so viel gediegenen Kunstgeschmack, um sich bei der Wahl zwischen allerlei verzwicktem Porzellan oder Gesundheitsgeschirr mit abgestoßenen Ecken und blankem Silbergeräth für letzteres zu entscheiden. Er verhehlt sich nicht, daß sein auf den Tisch der Frau Commandantin gegründetes Ideal einen starken Stoß erleidet und ertränkt seinen Unwillen über gestürzte Ideale und zugemutheten „Kalbaunismus" in der vortrefflichen Suppe. Kaum ist diese vorüber, so füllt der Hausherr

die Gläſer, begrüßt unſeren getröſteten Tapfern in Berlin und trinkt auf das Wohl aller derer, welche Berlin ſeinen Oberbürgermeiſter und ihm ſpeciell ſeinen Schlaf wiedergegeben haben.

Beim Anſtoßen mit den engliſchen Gläſern, entdeckt der Lieutenant vis-à-vis in der Tochter vom Hauſe, eine nichts weniger als blonde Schönheit, mit feurigen ſchwarzen Augen. Die Aſſimilirung des trefflichen Roſtbeaf's mit ſeiner Perſon hat jetzt für ihn keinen Reiz mehr, er verbrennt ſich den Mund mit flammendem Plumpudding und albernen Redensarten und als nun gar beim Deſſert trefflicher Champagner ihm zu Ehren knallt, ſegnet er den Hangeboden ohne den wahrſcheinlich nicht ſein Himmel jetzt voller Geigen hängen würde. Man überläßt ihn nach Tiſch ſeiner Phantaſie und der Einſamkeit des trefflichen Sopha's, aber nachdem im Comptoir die Geſchäfte geſchloſſen ſind, erſcheint der Bediente aufs Neue und ladet den Gaſt zur Partie ein.

Im Geſellſchaftszimmer findet der Lieutenant fünf Verwandte ſeines Wirthes, welche ſämmtlich wie dieſer den wohllautenden Namen: Itzig führen und von einander im Geſpräch nur dadurch unterſchieden werden, daß der Hausherr und ſeine Angehörigen dieſen Namen bei jedem Verwandten anders ausſprechen. Indem die fünf Herren Itzig dem Lieutenant durch ihre communiſtiſche Namensgemeinſchaft ſchreckliche Unbequemlichkeiten in der Unterſcheidung ihrer Perſönlichkeiten bereitet haben, zerſtreuen ſie ihn, indem ſie möglichſt dümmſte Fragen über die Conſtruction der Zündnadelgewehre thun. Sobald er ihnen

auseinandergesetzt hat, daß man mit diesem Gewehre nicht eine Meile weit schießen könne, zeigen die beiden jüngsten Itzig's eine unverkennbare Verachtung gegen den Lieutenant, der Hausherr aber zieht ihn an seinen Bostontisch, zu dem ihm unser Heros nicht ohne Herzklopfen folgt.

Die ungeheuer lügenhafte Versicherung, daß bei Itzig sen., noch nie höher als das Hundert zu fünf Sgr. gespielt worden sei, giebt ihm sein militairisches Selbstvertrauen wieder, und läßt ihn übersehen, daß an ihm nur ein Act der Nachsicht und des Mitleidens geübt werde.

Nichtsdestoweniger und trotz einer Anstrengung, die erbsengroße Schweißtropfen auf seine Stirne treibt, spielt er so schlecht oder unglücklich, daß er fünfundzwanzig Silbergroschen von dem eisernen Fond in seinem Portemonnaie verliert. Dieses Deficit seiner Börse und seines Herzens, dessen sich bereits ganz und gar die reizende Tochter vom Hause bemächtigt hat, bereitet ihm eine schlaflose Nacht.

So verfließen vierzehn Tage auf gleiche Weise. — Am fünfzehnten sehen wir ihn mit seinem Bataillon nach dem stettiner Bahnhof abziehen. Der Helm ist finster in seine Stirn gedrückt, der Schnurrbart sträubt sich struppiger denn je, der graue Mantel schlottert um seine Beine und von Zeit zu Zeit „ranzt" er die nebenher schlendernden Füsiliere an. Den zweiten und vierten Herren Itzig's, die ihm in der Friedrichsstraße begegnen, dankt er sehr gemessen für ihren Gruß und verschwört es, Berlin je

wieder zu betreten. Was ist es, was diesen Tapferen so verstimmt, ihm die Erinnerung so bitter macht? Junger und alter Mensch, der du diese Tragödie liesest, habe Achtung vor dem Unglück, auch wenn es bei der Infanterie dient und in Pommern in Garnison liegt; ein Hangeboden empfing ihn in Berlin, ein Korb begleitet ihn aus Berlin. Nicht immer ist das Sprichwort wahr:

Fortes fortuna adjuvat.

Der Plundermaß.

Mancherlei Merkmale hat der kommende Frühling; ein Jeder erkennt ihn an Zeichen, die seinem Gedankenkreise nahe liegen. Der Offizier erkennt ihn an den weißen neu angelegten Beinkleidern seiner Untergebenen, die schöne Donna an den auftauchenden Nebelflecken der Sommersprossen, Meyer an den Sommerpaletots, welche seine siebenhundert und einunddreißig Namensvettern in der Spandauerstraße anziehen, der Dichter an der aufwirbelnden Lerche und den Veilchensträußchen, der Gourmand am Ausbleiben der Austern, der Hämorrhoidarius an seiner Frühlingsprimel, der Schirmfabrikant an neuen Bestellungen auf Sonnenschirme, der Studiosus am Aufhören des Wintersemesters und Beginn des Bockbiermonats, der nächtliche Gelehrte am Gesang des Katers, der „ein frommer Vogel", wie der Hahn in der Wachtscene des Hamlet, in dieser heiligen Osterzeit die ganze Nacht singt, der Reiselustige an den Extrafahrten der Eisenbahn, der arme Gefangene an dem ersten goldenen Sonnenstrahl, der durch das Gitter hinabklettert und an der ersten Wanze; es sind der Frühlingsboten gar viele, schöne und häßliche.

Der Lenz öffnet das Thor der Freude für Reich und Arm, er reinigt das Handwerkszeug, er legt die Leiter an die Gerüste, er trocknet den freudigen Thau von den Gräsern und den schmerzlichen von den Wangen der Menschen, er ruft die Todtkranken in sein stilles Bett und bedeckt es mit einem grünen Teppich; aber vor Allen erfreut er die kleinen Kinder, denn er bringt ihnen den Plundermatz.

Wer ist der Plundermatz? ist er ein Zugvogel, der den Winter über fern war und für den Sommer zu uns kommt, Halme und Läppchen sammelt, ein Nest zu bauen seine Jungen zu erziehen und dann wieder zu fliehen? Ja, der Plundermatz ist eine Art Zugvogel, er kommt mit dem Frühling, er sammelt Läppchen und Lumpen, aber er baut kein Nest, denn er hat seine Jungen immer um sich, und ist stets ein freudiger Ankömmling, ein Zauberer für die Kindheit.

Der Plundermatz ist ein kleines Männchen mit schneeweißem Haupthaar und einem Bärtchen, denn wie alle Zwerge und Zauberer verwendet er eine höchst kokette Sorgfalt auf ein absonderliches Aeußere; er trägt einen alten Leinwandrock, der mit großen weißen Quadraten geflickt ist, denn er hält Leinwand für das Köstlichste, was der Mensch haben kann. Kommt ja doch der Mensch sein Leben lang nicht aus der Leinewand, und der Elendeste ist, — der kein ganzes Hemd' auf dem Leibe hat.

Sein Haupt ist mit einem schäbigen Tuchmützchen bedeckt; es ist gesenkt, doch freundlich. Vor sich her schiebt er einen Karren, darauf steht ein alter grauer Sack und dahinter ein dunkles abgegriffenes Kästchen; so trollt e.

langsam durch die Straßen. Jetzt zieht er ein Pfeifchen aus der Tasche und pfeift. Ihr merkt es gleich, daß der Mann mit höheren friedlicheren Mächten vertraut ist, die Sperlinge, die zum Frühstück an ihren goldenen Aepfeln picken, welche ihnen allmergentlich das edle Roß streut, lassen sich nicht stören, die Hundesklaven vor dem Milchkarren schnappen nicht nach ihm, sondern wedeln achtungsvoll, die große Katze im Kellerloch käme gern näher, und machte ihren besten Buckel als Reverenz, wenn sie ihre blaffenden Gegner nicht fürchtete, selbst der Constabler scheint ihn ganz zu übersehen, oder ist unser Plundermatz wirklich nur für die unschuldigen Kinder und Thiere sichtbar?

Er pfeift noch einmal, jetzt öffnen sich die Hausthüren hie und da und es kommen in großer Eile kleine Kinder heraus. Der Plundermatz scheint dem Rattenfänger von Hameln zu gleichen: seine Pfeife zwingt die Kinder ihm zu folgen. Nein, er ist nicht so schlimmer Natur. Die Kinder bringen ihm Stückchen Zeug, Leinwand, alte Puppenkleider und legen sie ehrfuchtsvoll in seine Hände. Das kleine blonde Mädchen mit dem spiegelblanken Scheitel, dem die Mutter aus dem Fenster nachsieht, stellt sich zuerst an den Karren, und sie hält ihr buntes Päckchen fest in der Hand, neben ihr steht der kleine Junge, dessen Höschen das leichtfertig hervorhängende Hemde nicht verhüllen. Er focht gestern mit, als sein Bruder aus Serta den viel größeren Jungen aus Quinta durchprügelte und ihm ein Stück aus der Weste

Bedächtig hob er die Trophäe auf, weil armer Leute

Kinder Alles sammeln, von dem sie schon frühe vermuthen, daß es noch zu etwas gut ist; heute erscheint er damit im Geschäft. An seiner Seite steht etwas sehr Kleines, das um zu stehen, sich an dem kleinen Bruder festhalten muß, es hat in den Händchen ein Bonbonpapier und begreift selbst diesen kleinen Handel noch nicht, aber es blickt mit großem Menschenvertrauen auf Plundermatz. Das wird eine erste und bittere Täuschung werden. Die größeren Kinder gruppiren sich dahinter; bringen sie auch nichts, so freut sie doch der Kleinhandel des Frühjahrs; Allen ist Plundermatz ein höheres Wesen mit geheimen Kräften. Zwar nennen die Eltern ihn nur den Lumpenmann, sie aber wissen es besser und denken: er ist doch ein König, der so lange er verzaubert ist, so armselig umher gehen muß. Die Kinder müssen ja erst größer werden, um einzusehen, wie oft das umgekehrt ist, im wirklichen Leben.

Mit einem Ruck kann einmal das Mützchen davonfliegen und einer goldenen Krone Platz machen, der Leinenrock verwandelt sich in einen Purpurmantel, die Flicken drauf in Hermelinbesatz, der Karren wird ein Triumphwagen, der Sack öffnet sich, die Lumpen fliegen als weiße Tauben auf und führen den Zauberkönig in sein zerfetztes Reich; das schöne Lumpacien, wo ihn die Königin mit dem tausendfarbigen Spenzer, die wunderschöne Plunderlise empfängt. Alle Vögel sind ihm dienstbar, denn er schenkt ihnen Läppchen zu ihren Nestern und überall hat er seine mächtigen Freunde unter den höchsten Leuten, denn die Kinder haben oft gehört, wenn sie im November

und December ſtill am Ofen ſaßen und der Vater las die Zeitungen, wie er „Lump! Lump!“ in den Bart brummte und ſie horchten auf, denn ſie gedachten etwas Neues aus dem Feenreich zu hören.

Jetzt thut Plundermatz den Kaſten auf, nimmt bedächtig ein Tüchlein ab, wirft die Fetzen, die ihm die Kinder geben, in den Sack und vertheilt nun ſeine wunderſchönen Gaben; Ringe von herrlichem Blei mit dem Rubin des Königs Vitreus drin, der die Fenſter beherrſcht und die Glaſer, oder von rothem ſilberplattirtem Kupfer, wie es dem runden Götzen Moneta gehört, den die Silbergroſchen und Viergroſchenſtücke anbeten, wenn ihnen die rothe Schwindſucht und Schwindelſucht von den Backen blitzt.

Dieſe Ringe vertheilt Plundermatz. Aber er ſpendet auch Bilder, ſehr grell gemalte Bilder, worauf ſeine Vettern, die Erdenfürſten, gemalt ſind, wie ſie gegen furchtbar knallende Batterien ſprengen, ihren reiſigen Völkern weit voraus oder wie ſie an gefallenen Feinden großmüthige Verzeihung üben, oder Almoſen an Arme vertheilen, und Kranke heilen, und dabei immer glänzende rothe Backen haben, und braune galoppirende Pferde reiten, weshalb das kleine Mädchen mit dem Bonbonpapier, das nur aus Gnade ein Bildchen erhält, jeden eiligen Reiter durch die Gaſſe, einen „König“ nennt.

Jetzt haben ſie Alle ihren Tauſchhandel gemacht, mit Ringen geziert, mit bunten Blättchen in den Händen, wackelt und hüpft die Geſellſchaft aus einander, der Plundermatz packt den Sack zu, verſchließt den Kaſten und

fährt langsam die Straße hinauf, der edle Sonnenschein vergoldet sein ehrwürdiges Haupt und das kleine sinnige Mädchen möchte ihm gern nachgehen, um zu sehen, ob er nicht hart an der nächsten Ecke gen Himmel in das Frühblau fliegt.

Ihr lieben Kinder wißt nicht, daß der Plundermatz ein armer Schelm ist, der für die Papiermühle sammelt, damit Zeitungen voll geschrieben und gedruckt werden können und eure Väter etwas zu lesen haben. Kommt der Frühling, so eilt hinaus und holt euch Ringe und Bilder, dann kommt der Lumpenmann für euch; im Winter aber kommt er für die Großen und dann sitzen sie am Ofen und — brummen in den Bart: Lump!

Wettrennen.

Die beiden Wappenthiere der noblen Paſſionen: Hund und Pferd zeigen die merkwürdige Eigenſchaft, daß um den Zeitpunkt, in welchem das eine Geſchlecht in vollkommener Ebenbürtigkeit mit dem Menſchen ſeine ſchönſten Triumphe feiert, das andere in tiefſter Erniedrigung ſelbſt bis zu den gemeinſten Contumazvorſichten herabſteigen muß. Zur Zeit der längſten Tage nämlich, wo viele Hunde in unerklärlicher Niedergeſchlagenheit, von dunkelm Spleen befangen, die Zier des Schwanzes und das denkende Haupt nebſt Zunge zu Boden hangen laſſen, wo ein öffentlicher Beamter und ſeine Subalternen mit eifrigſter Controle nach ihren Frankaturmarken ſuchen und Conceſſionsentziehungen des Lebens an der Tagesordnung ſind, kurz vorher ehe der Sirius culminirt, iſt die Flitterzeit im Leben der Rennpferde. Jedes Roß von einiger Diſtinction erſcheint alsdann auf der großen Fläche hinter Tempelhof mit geflochtenen Mähnen und wohlausgekämmtem Schweif, bedient von mehrerem Stallgeknecht, und ſieht mit Verachtung herab auf die Rapp-, Fuchs- und Schimmel-Proletarier, die vor Droſchken und Thorwagen

gespannt, aus der Stadt mühselig herankeuchen. In der breiten Steppe zwischen Rixdorf und Berlin ist dann über Nacht, wie durch einen Zauberschlag, ein Wunderbau von einem Glaspavillon und zwei Tribünen aus der Erde gewachsen und die behelmten Häupter der Stadt bewachen zu Fuß und Roß die mährchenhaften Gebilde der Wüste.

Dicken Herren macht es um diese sonst naturgemäß so heiße Zeit kein Vergnügen „vollblütig" zu sein; für magere Pferde ist es ein Glück. Die vierbeinige Aristokratie beutet alsdann die Vorzüge ihrer Geburt und Lebensstellung aus; bürgerliche Pferde bleiben hinter der Front und werden nur von Stallknechten geritten. Auf diesem Platze hat man die zeitgemäße Bedeutung eines schnellen Rosses in ihrer ganzen Tiefe erkannt und mancher verhungerte Pegasus würde sich, könnte er diese wohlverpflegten Collegen erblicken, die müden feuchten Augen wehmüthig mit seinem eigenen Schweife trocknen. Es ist keineswegs eine Hyperbel, wenn der Laie der Hippologie und Kenner der Anthropologie behauptet, daß elf Zwölftheile der Menschheit es bei weitem schlechter haben, als diese Heroen der Striegel und Kartätsche, und der Menschenfreund lebt Angesichts der Wettrennen in der freudigen Einsicht auf, daß wenigstens ein Theil armer Zweifüßler in der Bedienung der Herren Vierfüßler ein erträgliches Brot findet.

Einst waren die Wettrennen ein Volksfest der Stadt; jetzt tragen sie nur noch den Hautgout einer aristokratischen Belustigung. Volksfest ist jetzt — um die Wette nach Amerika zu rennen.

Das Schauspiel selbst ist ein belebtes und erhebendes. Von den Tribünen aus übersieht man den wichtigen Tummelplatz der Aktionaire und Pferdebesitzer. Hier blühen üppig der Garde-Cavallerie-Offizier, der junge Rittergutsbesitzer und der englische Jockey; hart daneben wachsen ringsumher wild verwegene Ellenreiter mit weißen Thalerbillets am Hut auf kauderwälschen Miethsklepperrn. Verwundert sehen diese dem waghalsigen Rennen nach; es tröstet sie über ihre Lage die vollkommene Unabhängigkeit ihres Willens von dem ihrer Reiter; sie haben nur im Stall zu gehorchen; einmal vermiethet sind sie frei wie das Roß der Prairien.

Jetzt giebt eine Glocke das feierliche Zeichen zum Wiegen der Reiter, Sättel und Aufzäumungen. Mit höchster Gewissenhaftigkeit wird nach dem Programm des jedesmaligen Rennens den Rossen ihre Bürde zugemessen. Mancher überladene Büreaubeamter muß mit Neid dabeistehen, wenn er sieht, wie bedacht man ist, die Kräfte der Pferde nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen. Ein zweites Zeichen ruft die Jokey's zu ihren Pferden, sie sitzen auf und reiten an den Tribünen vorbei, um sich und ihre Pferde zu präsentiren. Zugleich wird eine Tafel aufgehißt mit den Nummern der concurrirenden Pferde. Viele waren „gezeichnet" aber nur Wenige sind auserwählt; das Hauptvergnügen der Rennfreunde scheint zu sein: Reugeld zu zahlen.

Die designirten Wettrenner reiten unter allgemeiner Aufmerksamkeit der Zuschauer, die an den Costümen der Jokey's ihre Herren zu erkennen suchen und in dem Ver-

zeichniß notiren, die Bahn hinauf und die Spannung steigt mit jedem Augenblicke höher. „Was dieser Dessen für viele Pferde hat; er muß ein sehr reicher Mann sein!“ bemerkt nachdenklich aber laut, ein alter Philister zur Gattin und unter dem Gelächter der ganzen Bank belehrt ihn ein junger Nachbar, daß „Dessen kein Pferdebesitzer, sondern nur ein gewisser Genitivus sei, der sich auf den vorgenannten Herrn beziehe. Jetzt wird der Alte ernsthaft böse. „Genitivus! — ein Vocativus sind Sie — hier steht es auf dem Zettel, den ich für einen ganzen Silbergroschen gekauft habe: Amtsraths Heller's br. St. — Dessen br. H. — wenn Sie lesen können, werden Sie auch sehen, daß es groß geschrieben steht und ein Genitiv und groß geschrieben! — Wenn Sie Dessen nicht kennen, kann ich ihn doch kennen: Dessen ist ein vorurtheilsfreier Herr, der sich aus den Titulaturen nichts macht, darum steht nicht Herr dabei.“ Da es abermals klingelt, wird der Alte nicht weiter beachtet, aber entrüstet spricht er noch längere Zeit in sein buntgewürfeltes Halstuch hinein und beschließt gleich nach dem Rennen Herrn „Dessen“ aufzusuchen und ihm sein Compliment zu machen.

Die Renner gehen vom Ablaufspfahle ab, sie schießen wie gefiederte Pfeile die Bahn entlang, jetzt biegen sie um die letzte Ecke, in die eigentlich entscheidende Strecke des Wettlaufs, die Reiter arbeiten mit beiden Armen, die Pferde mit allen Vieren, jetzt — jetzt — um eine Nasenlänge — und der Sieg ist entschieden. Der Sieger reitet langsam und stolz zum Waageplatz; die Besiegten verschwinden im freien Felde, als ob der Erdboden sie ver-

schluckt hat. Nun folgt wieder eine halbstündige Pause für die halbe Minute des Schauspieles und endlich erbarmt sich der mitleidige Himmel und kühlt durch ein tüchtiges Regenbad mit Sturm die Begeisterung der Reiter, Rosse und Zuschauer ab. Die Wagenburg wird erstürmt, die Verkäuferinnen von Knoblauchswürsten und Branntwein halten nicht Stand, wie einst die Frauen der alten Deutschen, die Fuhrleute steigern trotz Tare und Polizei die Preise um das Doppelte, verirrte Affenpinscher suchen wie wahnsinnig ihre Herren, Regenschirme werden vom Winde umgekehrt und über Feld getrieben, ja ein schwarzer und ein weißer Hut beginnen ein Steeple Chasse, indem die Besitzer als Preisrichter verzweifelt nachrennen. So wird Alles zu einem Wettrennen, selbst die Rückfahrt nach der Stadt, und es fehlt endlich nicht an solchen, die keinen andern Preis gewonnen haben, als einen tüchtigen Rheumatismus oder ein verfrühtes Zipperlein.

Die alte Stadtpost.

Saubere gelbe Wägelchen mit vergoldeten Posthörnern, von schmucken Postillonen geführt, rollen durch die Stadt, neue Briefträger-Physiognom. begegnen uns in allen Straßen; an den Ecken entdecken wir elegante Kästchen mit Krone und Posthorn; mit dem ersten Mai 1851 ist die Stadtpost aus ihrem jahrelangen Winterschlaf erwacht und aus schnöder Verpuppung als ein schöner, postfarbner Falter emporgeflogen.

Nun wir das Neue besitzen, brauchen wir nicht mehr gegen das Alte dankbar zu sein; dieser verwerfliche diplomatische Grundsatz soll bei einigen Rückblicken auf das Institut unsere Feder führen. Die alte Stadtpost war im eigentlichen Sinne des Wortes: ein aus dem Volke hervorgegangenes, demselben nahestehendes Institut. Die alte Stadtpost war halb amtliche Angelegenheit, halb Gefälligkeitssache; sie hat sich nie aus den Sphären des niedrigsten „Materialismus" emporringen können.

Ich wohnte zuerst, es werden nun bald zwanzig Jahre her sein, mit einem Stubenkameraden zusammen; er war ein liebenswürdiger Junge und ward auch geliebt. We-

nigstens correspondirte er mit einer holden Maid. Nachdem er an einem Morgen lange Zeit über einer Versifikation seiner Empfindungen gebrütet hatte, siegelte er den Brief und sprach: „Nun zur Stadtpost!“ Es war ein Geburtstagscarmen ohne die obligate Mitwissenschaft der Eltern, der Vortrab eines am Nachmittag anlangenden seltenen Kamelientopfes, den der Studio sich von seinen täglichen Seideln abgespart hatte.

„Was ist die Stadtpost?“ fragte ich, ein boeotischer Neuling, der aus einer Provinzialstadt kam, wo man um einen Brief zu bestellen, entweder die Köchin schickte, oder sich selber einen Silbergroschen schenkte und eigenhändig hinging. Dies kam aber nie vor, weil man einander nichts zu schreiben hatte, da man es besser die Straße hinüberrufen konnte, denn wenn Jemand an einem Thor mit sich allein redete, hörte man es am andern Thor.

„Folge mir und du wirst es sehen?“ sprach der verliebte Knabe und wir gingen hin. Es war ein niederer Laden, ein armseliger Versuch der Natur, aus der untern Klasse der Kellerbehausung, höher organisirte Parterrewohnung zu werden. Ueber die im Straßenniveau liegende Schwelle mußte man gleich wieder demüthig hinab vor die Schranken, wo Häringe, Käse, Syrup, Oel, weiße Seife, gebrannter Kaffee u. a. m. des Richterspruches ihrer Käufer harrten. Von außen prangte der königliche Adler an der armseligen Wand; dies war eine Stadtpost-Expedition. Von Beamten war hier nichts zu sehen, aber zwei kleine 14- und 15jährige Oger mit blaurothen

Klauen und fettglänzenden Schädeln, die einen Erdhalbmesser weit nach Heringen rochen, fragten, was gefällig sei. Als sie erfuhren, daß es sich nur um eine Briefabgabe handle, verzogen sie ihre Breitseiten von Mäulern zu unendlichem Hohne und der Kleinere schleuderte den erhaltenen Brief über ein offenes Butterfaß, zwischen zwei triefenden Oelkannen durch, nach dem Schreibpultchen; hart neben offen daliegenden Dreierlichtern erreichte er dasselbe. Und doch war er ein schöner Brief, duftend nach Eau de Lavande und mit Goldschnitt im allerverwerflichsten pöbelhaftesten Geschmack.

Mein Stubenkammerad schien dabei ganz zufrieden, er hatte sich dieser Briefbeförderungsanstalt zu oft bedient, um sich daran zu stoßen. Mein Traum war zerstört. Wir hatten in der Provinz von der Stadtpost gehört, Personen, die einen unwiderstehlichen Hang zu geheimen anonymen Briefen hatten und gern Zwistigkeiten zwischen Liebenden und Eheleuten anzettelten, Credite untergruben und Hausklätschereien anstifteten, entbehrten die Stadtpost als eine tiefe sittliche Nothwendigkeit, der Papierhandel ächzte danach und die Oblatenhändler waren genöthigt, ihre Waaren zum Caffee zu verzehren. Alles betrachtete die Stadtpost als ein vornehmes aber unerreichbares Ideal. In meiner Phantasie war sie für immer gestürzt. Ich hatte mir die Boten der Stadtpost als schöne Jünglinge mit Götterfittigen an ihren Fracks gedacht, wohnend in olympischen Lokalen und bedient von eilenden Rossen; ich fand nur Käseknaben mit erfrornen Fingern, welche zuweilen

ein angetrunkener Greis besuchte, ihnen die eingelieferten Briefe abnahm und zur Post trug.

Diese niedrige Vorstellung von der Stadtpost war ich bis zum 1. Mai 1851 nicht losgeworden, aber es geschah auch bis dahin nichts, um mir eine bessere Meinung beizubringen.

Wohl kann ich sagen, ich habe die Stadtpost studirt, in ihren tiefsten Falten studirt, aber ich habe keinen Trost gefunden. Am besten fand ich sie bei einem alten Uhrmacher aufgehoben, der die Expedition aus Mangel an Beschäftigung und angebornem Wohlgefallen an Briefen übernommen hatte. Selten habe ich ein so schönes Talent, versiegelte Briefe zu lesen, im Leben wieder gefunden, der Mann war nicht an seiner Stelle und verkümmerte elendiglich als Dilettant. Aber er war nicht unglücklich. „Er wußte viel, doch wollt' er Alles wissen." Als er einst mehrere Fünfthalerscheine zu späterer Abendlectüre aufhob, hatte er Unannehmlichkeiten und verschwand.

Uebel daran waren die Briefe und ihre Abgeber bei Pfefferküchlern, namentlich zur Weihnachtszeit; es war über all dem Verkauf von Zuckernüssen und Pfefferkuchen so ganz und gar keine Zeit für Postdienst! Auch bei den Tabackshändlern ging es ihnen nicht immer gut. Als ich einst eine Kiste Cigarren kaufte, fand ich auf dem Boden ein Billet an einen Mann, bei dessen Begräbniß ich seitdem selber gewesen war. Da die Wittwe schon wieder geheirathet hatte, glaubte ich keinen Mißbrauch des Vertrauens zu begehen und erbrach den Brief. Er enthielt nichts Wichtiges; ein Mensch mahnte nur den Seligen an eine

Spielschuld von sieben Thalern; aber das hatte ich doch nicht erwartet. Ich hatte den Seligen für keinen Spieler und schlechten Zahler gehalten. So brachte die Stadtpost noch über das Grab hinaus der Nachwelt Kunde von einem schwärzlichen Charakter.

Am übelsten ging es der berliner Correspondenz in den Materialhandlungen, welche überwiegend im Besitz der Stadtposterpeditionen waren. Als eine nicht abzuwehrende sympathetische Tinte fand sich die Heringslake ein, ja Heringsschwänze drangen in das zarteste Liebesgeheimniß, Stiefelwichse pichte an den Billetdour', amtliche Briefe wurden durch Brennöl transparent und so mancher Brief wurde noch nachträglich mit etwas Syrup gestempelt.

Sehr schön war es, wenn Briefe schneller nach Potsdam und Brandenburg kamen, als vom Potsdamer Thor nach dem Alexanderplatz, am schönsten aber, wenn sie ganz verschwanden. Nur mangelhaft wurden sie durch die Marken geschützt, der Stempel gewann unter den Händen des Materialisten ein Aussehen, als ob man mit einem schmierigen Finger, nicht aber mit einem geschnittenen Metall auf das Papierstückchen gedrückt hatte.

Die alte Stadtpost ist nicht mehr; es lebe die neue!

Von der Theaterschlange.

Wo ein großer Zusammenfluß von Menschen stattfindet, wie in Residenzstädten, dauert es nicht lange und es tauchen zwei Arten von Charakteren auf: die gewaltsamen Nimrodsnaturen und die geschmeidigen Intriguanten. Finden sich diese beiden Eigenschaften in einer Person vereinigt, so giebt das jene Mischlingsgeister, welche Staaten umstürzen oder retten, Schulden nicht bezahlen, aber machen, Soldaten verführen oder Wehrzeitungen herausgeben, lobende Recensionen schreiben und dafür Geld nehmen, andere Leute in die Stadtvoigtei bringen oder selber hineinkommen, unwahre Dinge beschwören und auf einem Tische auf dem Molkenmarkt, vor dem Polizeigewahrsam um sechs Uhr Morgens stehen, kurz alle Menschencompositionen, von denen die zeitgenössischen Schriftsteller immer so viel als möglich stillschweigen, weil die Geschichtschreiber diese Mühe später, aber gefahrloser übernehmen. Wir auf unserem Gebiete können furchtloser zu Werke gehen und diesen oder jenen Charakter analysiren, um die leidende Menschheit von ihm zu befreien; denn treffen wir ihn, so wird er

vor dem gelungenen Portrait unfehlbar, wie der Basilisk vor einem vorgehaltenen Spiegel, eines lediglichen Zerplatzungstodes sterben.

Zwei der gewaltsamsten Menschen ihrer Zeit waren jene beiden Individuen, welche unter dem Namen: „Der Journaltieger“ und „der Zeitungsbär“ die wissenschaftlichen Bestrebungen der Kaffeebrüder in der Conditorei bei Stehely unsicher machten. Besagte Subjecte fanden sich etwas früher, als die bekannten nächtlichen Raubthiere auf Atzung ausgehen, ehe noch der Kaffee fertig war, bei Stehely ein und rafften, der Eine sämmtliche belletristischen, der Andere alle politischen Zeitungen, deren sie irgend habhaft werden konnten, zusammen und — setzten sich darauf. Näherte sich dann irgend ein wißbegieriger Mensch, so legte der Journaltieger seine unverkürzte Kralle an die Beute oder der Journalbär brummte gräßlich, bis jener Mensch von der Belehrung durch schöne und wahre Tagesschriften abstand, seine Tasse Kaffee bezahlte und entwich.

Wir haben es diesmal nicht mit solchen auf der civilisirten Welt lastenden Ungeheuern zu thun; Stehely in einem Anfall von Herkuleswuth hat Beide hinausgeworfen; sie gehören der Naturgeschichte der nemäischen Löwen und erymanthischen Eber an. Die Theaterschlange, ein noch lebendes Geschöpf, das freilich einen anderen Namen, der mehr Gewaltsamkeit als schmiegsames Wesen ausdrückt, bei den Kundigen führt, giebt uns Gelegenheit, wie einst der löbliche Erzengel Michael den Drachen, so sie selber zusammenzustechen.

Wer Abends im Foyer unſerer großen Oper, wenn etwas Berühmtes vorgeht, das Gemiſch ſeltſamer Phyſiognomien, dicker Bäuche, Lorgnons, Bonbontüten und mit Hühneraugen gefüllter lackirter Stiefeln ſtudirt, wird an einigen Stellen im Gewühl eine wellenartige Bewegung entdecken.

Nähert er ſich dieſen Punkten, ſo wird er einen kleinen unterſetzten Mann, der ſich heftig durch das Gedränge arbeitet, als die theoretiſch begründete Urſache jener auffallenden Erſcheinung, bemerken. Dieſer Mann iſt die Theaterſchlange (Boa constrictor theatr. Buffon). Sein Aeußeres iſt unverfänglich, aber nicht wohl occidentaliſch zu nennen, die Geſichtsfarbe iſt mehr als ſanft geröthet und die Phyſiognomie der ſehr ähnlich, welche die ſcherzhafte Natur jenen wunderlich geformten Kartoffeln giebt, mit denen Bauernkinder ſo gerne ſpielen. Ein guter ſchwarzer Frack, moderne Weſte und Cravatte, weiße reine Handſchuhe bilden die gleißende, unverfängliche Außenſeite der Theaterſchlange, und durch ein großes Doppellorgnon ſendet ſie ihre Klapperſchlangenblicke auf die armen Opfer. Während der Vorſtellungen liegt die Theaterſchlange ruhig zuſammengerollt auf ihrem Parquetplatz, wird aber zum Aktſchluß geklingelt, ſo fährt ſie wild auf, richtet ſich empor, ſtürzt zum Foyer und geht auf Beute aus. Die Theaterſchlange friſtet ihr Daſein durch Schauſpieler, Sänger und Virtuoſen. Wo es ihr gelingt, Perſonen dieſes Berufes zum umſtricken, ſchleppt ſie ſelbige in ihre Behauſung, ſetzt ihnen franzöſiſchen Weineſſig vor und preßt Geſänge und Vorträge aus den Unglücklichen

durch ihre eiserne Umstrickung hervor. Hat sie Persönlichkeiten vollkommen ausgesogen, so sucht sie andere auf und beginnt ihr furchtbares Abendwerk von Neuem. Zu diesem Zweck hält sich die Theaterschlange stets in Theatern und Concerten auf.

Wie alle Reptilien größerer Art, ist diese Schlange nicht giftig und kann leicht durch Aufhebung der Abonnements und erhöhte Eintrittspreise von ihrem Platze vertrieben werden. In diesem Falle gelangt die Boa durch bisher unentdeckte Oeffnungen, an den Logenschließern vorbei, bald als überzählige Personen in eine Loge, bald auf die Tribüne, bald in das Parterre. In solcher Lage steht z. B. die Schlange auf der Treppe der Tribüne und grüßt, um den Anschein unbefugten Eindringens zu vermeiden, auf der andern Seite sitzende Personen, die sie gar nicht kennt und die sich sehr darüber wundern. Oft betrachtet sie auch durch ihr Glas Gegenden des Hauses, wo niemand sich befindet und nickt höchst cordial dorthin; schließt aber der Akt, so stürzt sie hinaus und sucht unglückliche Künstler in ihren Logen auf.

Zu ihren besonderen Eigenthümlichkeiten gehört, daß sie die eingeladenen Künstler nicht mit demselben Weine bewirthet, den sie selber trinkt. Es ist aber naturgeschichtlich festgestellt, daß ihr einstens von einem kühnen Bassisten die Flasche mit Schloßwein vor der Nase weggerissen und mit dem rothen Bauerngewächs vertauscht worden ist, womit sich selber zu vergiften, dem Bassisten zugemuthet war. Den Tag über hält sich die Theater-

schlange auf der Straße und in besuchten Conditoreien auf. Nachdem sie das Fremdenblatt verschlungen hat, begiebt sie sich in die Hotels, wo Künstler von Distinction eingekehrt sind und macht ihnen Besuche, indem sie sich als Notabilität von Berlin gebehrdet und den nichts ahnenden Künstler vorweg zum Essen bittet.

Von dort eilt die Theaterschlange in eine Gegend, welche die zu den Proben gehenden Schauspieler passiren müssen, hier drückt sie den Damen die Hände, bietet den Herren Prisen eines zweifelhaften Nessing an und horcht die armen Leute über Theaterneuigkeiten aus. Da die Theaterschlange hierbei auf dem Trottoir stehen bleibt, hingegen die Personen, mit welchen sie spricht, in den Straßenkoth drängt, erhält sie selber von Vorübergehenden wiederholte Rippenstöße, ohne außer Fassung zu gerathen. Von dem Regenerationsprinzip der Amphibien beseelt, heilen Rippenbrüche bei der Theaterschlange überaus leicht und ohne nachtheilige Folgen für ihren Appetit. Von hier begiebt sich das Reptil in eine Conditorei zu Spargnapani oder Kranzler, beobachtet die Straße auf Beute, liest Recensionen, Theaterzettel, verzehrt Windbeutel und trinkt Bischof, besieht sich im Spiegel und kratzt sich den Kopf. Unterdessen ist die Probe aus und die Theaterschlange eilt an den hintern Ausgang der Bühne, um von Lampenputzern einige offizielle Neuigkeiten einzusammeln. In dieser Gegend wird ihr gern von jüngeren Künstlern, welche hohe Absätze an ihren Stiefeln tragen, auf die Zehen getreten, welche besonders empfindlich sind und die Theaterschlange bei heftigem Drucke in Zorn ver-

ſetzen. Von dort aus eilt die Theaterſchlange an die Börſe und vergißt hier für eine Stunde ihre künſtleriſchen Lebenszwecke.

Nach Tiſch liegt ſie bis zur Theaterzeit in Lethargie verſunken und verdaut langſam nach Schlangenart.

Der Concerte erfreut ſich die Schlange ganz beſonders, weil ſie ihr einen freieren Spielraum der Bewegung gönnen. Man ſieht ſie hier aufgerollt ſich im mittleren Gange bewegen, bald ſich vertraulich auf einen Fachkritikus lehnen, bald ſich von irgend einem Unbekannten mit großem Lärm einen Zettel borgen, bald einem Unglücklichen mit ihrem verpeſteten Athem unter die Naſe reden.

In den Pauſen freut ſich die Theaterſchlange ihres Daſeins, richtet ſich auf, als ob die Aufmerkſamkeit der ganzen Verſammlung auf ſie gerichtet wäre und kaut gebrannte Mandeln, wobei ſie, die Hände in den Hoſentaſchen, mit Geld klimpert.

Unter den Mitteln, die Theaterſchlange los zu werden, hat ſich am ſicherſten bewährt, ſie bei ihrer erſten Viſite ſofort die Treppe hinunter zu werfen, da ſie, ohne Schaden zu nehmen, doch dadurch in heilſamen Schrecken verſetzt wird; kann man ſie ohne Zeugen ohrfeigen, ſo beſitzt ſie das achtungswerthe Zartgefühl, gegen ſolche Perſonen längere Zeit den Beleidigten zu ſpielen.

Würde es möglich ſein, der Theaterſchlange an der Börſe einen tödtlichen Schlag zu verſetzen, ſo iſt wahrſcheinlich, daß das Echo dieſes Streiches in die Hallen

der Kunst schallen und sie von dem Ungeheuer für immer befreien würde.

Bis dahin bleibt nichts übrig, als Künstler zu warnen, stillschweigend zu dulden und im Frühjahr an einem Bache unter dem Säuseln der Zephyre einen daumendicken Haselstock abzuschneiden.

Nachtgedanken eines deutschen Tabacksrauchers bei der Kunde vom drohenden Tabacksmonopol.

Komm her geliebte Trösterin in traurigen Stunden, theure Tabackspfeife! sei mir gegrüßt und gestopft mit lieblichem Varinasknaster, den des Engländers Schiff von den Küsten des freien Amerika originaliter herüberbrachte nach Hamburg, Varinasknaster, den ich zerschneide, wie ihn des schwarzen Sklaven Hand zusammendrehte in eine köstliche schwere Rolle, sende du Theure, dein blaues Gewölk in die dämmernden Lüfte und bringe in diesen schwülstigen Anfang à la Young ein wenig Klarheit und Lesbarkeit, damit mein Freund, der deutsche Leser, nicht sofort meinen Aufsatz auffflammen läßt — in verächtlichem Fidibus!

Sie brennt, sie ist beseelt — sie hat Luft! Gestern noch fuhr ich ihr mit einem langen Drahte, daran geschmeidige Borsten waren, durch ihr respectables Innere und zog heraus des Rauchers ewigen Haß: den sogenannten Polacken, d. h. ein Pfröpflein die Röhre verstopfenden Tabacks, das man wiederum in Polen: einen „Deutschen" nennt; so gegenseitig ist die Verachtung.

O könnte man doch mit einem solchen Vorstendrath und Pfeifenräumer auch durch die Verfassungsfeinde und Ausländler fahren und die reactionären Pfropfen und Polacken aus ihrem enggebohrten Innern ziehen; du, meine geliebte Pfeife, wärst nicht in Gefahr, gestopft zu werden mit inländischen Kräutern und pestilenzialischem Wegerich und Lattich.

In den Zeitungen habe ich gelesen und das lange Gesicht meines Tabackshändlers straft sie nicht Lügen, daß die Rede ist von einer Knechtung des fremden Tabacks in Deutschland!

Ich glaube bei Gott, daß sich das lange Gesicht von Tabackshändler einbildet, die Deutschen werden ihr Nationalitätsgefühl geschmeichelt und erhoben fühlen, wenn ihre Einheit dadurch hergestellt wird, daß alle Stämme den einheimischen Stänkertaback rauchen müssen? O mein Tabackshändler, wie wenig kennst du den kosmopolitischen Deutschen!

Kleine Austern aus England, Schinken aus Bajonne, Caviar aus Astrachan, Branne Mouton aus Bordeaux, eine Cigarre aus der Havannah — wann der Deutsche sich daran erfreut hat, dann sprecht ihm gemüthlich bei einer Tasse Mokka aus Java, von seinem Vaterlande — stopft ihm aber die Pfeife mit Vierradener und er wird euch wie Hiob ins Gesicht segnen.

O ihr wißt nicht, was ihr thut, ihr Männer der Tabacksreaction; ihr werdet den Deutschen in Verzweiflung bringen. Ja, es giebt Revolutionaire in Schlafrock und

Pantoffeln; glaubt mir jedoch, ſie ſind nicht gefährlich, ſo lange ihr ihnen die Pfeife und den guten Taback laßt; einmal dieſes Palladiums beraubt, wird jeder Schlafrock zum Harniſch, jeder Pantoffel zum Sporenſtiefel, jede Pfeife zu einer Zündnadelflinte. Rührt den Taback nicht an, wenn euch die monarchiſchen Empfindungen Deutſchlands lieb ſind. Hätte Shakespeare den Taback gekannt, ich bin überzeugt, er würde den Cäſar bei ſeiner Beſchreibung des gefährlichen hageren Caſſius haben hinzuſetzen laſſen: „Caſſius raucht nicht — Brutus, laßt Männer um mich ſein mit langen Pfeifen, dieſer Caſſius ſieht den Taback — Brutus, ſchafft Männer mit geſtickten Tabacksbeuteln, die nicht Böſes ſinnen!“

Warum blüht die Despotie im Orient? weil die Menſchheit aus langen Waſſerpfeifen mit dicken Bernſteinſpitzen Taback raucht, weil der Menſch mit ſolch' einer Pfeife ruhig ſitzen bleiben und Regierung und Schickſal ſtill über ſich ergehen laſſen muß.

Warum hat man in China kein Parlament und keine freie Preſſe? weil der Chineſe eifriger Opiumraucher iſt und das Aroma des Mohnſaftes ſein Hirn umnebelt.

Berührt alſo nicht die Heiligkeit eurer mächtigſten conſervativen Verbündeten in Deutſchland. Nicht jener große Czaar am ſcythiſchen Geſtade der Newa ſchützt euch ſo mächtig, als der blaue Dampf, der an jedem Morgen aus Millionen Pfeifen und Cigarren von Deutſchland gen Himmel aufſteigt, ein frommes Brandopfer deutſcher Philoſophie und Geduld.

O glaubt es, erhabene Gebieter der Völker, mit der Pfeife im Munde erträgt der Mensch die schrecklichsten Qualen. Raucht nicht der indianische Häuptling, wenn er an den Marterpfahl gebunden ist und man ihm lebendig die Haut abzieht? rauche ich nicht, wenn mich junge Dichter besuchen und mir stückweise ihre Gedichte vorlesen?

Ohne Pfeife nur Tod und Blutvergießen! General Seidlitz rauchte bis mitten in das Treffen hinein; wenn es aber zur Attaque ging, schleuderte er die Pfeife weg, zog den Säbel und wehe seinen Feinden!

Und nun, ihr Unterdrücker des Tabacks, denkt eure Pläne ausgeführt, folgt mir am Arm der Phantasie in die Zukunft! ich will mir zur Abwechselung eine La Fama vom guten Gerold anzünden und euch Deutschland ausmalen, wie es unter einer Tabacksmonopolizei aussehen wird.

Eilt in eurer Phantasie fünf Jahre weiter und denkt euch alle Cigarrenläden in Berlin geschlossen. Die Stadt wird hierdurch ein so düsteres Aussehen bekommen, als ob man die Leichenfeier des größten Helden Deutschlands beginge. Eine ungeheure Menge von Männern und Knaben zieht stumm (unter den Linden) zum Brandenburger Thor hinaus. In dem glänzend wiederhergestellten Kroll'schen Lokal ist eine großartige Ausstellung veranstaltet worden. Hier sieht man mit polizeilicher Bewilligung Alles, was auf den Taback der Vorzeit von 1851 Bezug hat.

In einem Käfig links erblickt man einen alten Im-

porteur. Hartdaneben ſteht ausgeſtopft der letzte Horndrechsler und Pfeifenfabrikant. Unter Glas ſieht man einige halbe und ganze Dutzend ächter Cigarren. Ein Viertelhundert Regalia wird gegen ein beſonderes Entree in einem getrennten Zimmer hinter einem Gitter und Eiſenſtäben gezeigt. Allgemeine Aufmerkſamkeit erregen die Holzpflöcke aus einer Rolle Varinas. Draußen auf dem Exerzierplatz ſind zwei Bataillone Tabacksſchnüffler, welche aus brodloſen ehemaligen Tabackshändlern gebildet ſind, mit militairiſchen Evolutionen beſchäftigt.

Das Ausſehen der Stadt hat ſich ſonſt noch weſentlich verändert. Eine Menge Wirthshäuſer iſt eingegangen, weil in ihnen heimlich ächter Taback geraucht worden iſt und ihnen die Conceſſion entzogen werden mußte.

An ihre Stelle ſind einige prächtige Gebäude getreten, in denen der Regietaback verkauft wird. Scheu weicht das Volk dieſen Bauwerken aus.

Die Moral hat bereits gelitten. Frauen, die Jahre lang ſtillſchweigend das Rauchen ihrer Männer duldeten, haben ſich von ihnen getrennt, ſeit ſie Regietaback zu rauchen angefangen. Brautpaare, die ſeit vielen Jahren verlobt, nur einer Anſtellung entgegenſahen, vereinigen ſich auf einer ſchwärmeriſchen Mondſcheinpromenade. „Was rauchſt du für eine ſcheußliche Cigarre, mein Oreſtes?“ fragt ſie — „Es iſt die Neustados Eberswaldia yellow, das Mille 50 Thlr., meine Tiſiphone!“ antwortet er — worauf ſich Beide ſtumm trennen. Sie ſehen ſich nicht wieder.

In den philosophischen Schriften der Gelehrten vermißt man den norddeutschen Tiefsinn, die Logik darin wird schlotterig; man fängt an, diese Werke für oberflächlich zu halten. In der Lyrik macht sich wieder Lebensüberdruß und Europamüdigkeit geltend. Von Düsseldorf geht in der Malerei eine neue Richtung, die der trauernden Tabacksraucher aus. Auf der Kunstausstellung von 1856 werden sich 799 Gemälde befinden, auf welchen Pilger, Ritter und Engel dargestellt sind, welche wegen Verschlechterung des Tabacks in traurige Betrachtungen verloren, theils ferne Berge, theils nahe Pfeifen anstarren. Unter den Skulpturen befindet sich eine Basrelief von Rauch, darstellend die Apotheose von Prätorius und Brunzlow, bestimmt für das Familienbegräbniß dieser sich zu Tode getrauert habenden Fabrikanten.

Auf die Preise der Lebensmittel ist das Monopol nicht ohne Einfluß geblieben. Wirsigkohl, Grünkohl und Spinat sind nur noch von Reichen zu bezahlen, da diese ehemaligen Gemüse zur Anfertigung der besseren Tabakssorten gebraucht werden. Dafür ist die Einfuhr des Seegrases um das Hundertfache gestiegen und weil der Preis des Lebens gesunken ist, raucht man nur noch aus vergänglichen Thonpfeifen. Man denkt hierin ganz muhamedanisch: daß der Mensch keine Geräthe haben müsse, die länger dauern, als er selber.

Doch warum noch fernere traurige Blicke in die Zukunft? Pindar hat gut reden, wenn er das Dasein des Menschen „den Schatten eines Rauches" nannte; der

Preuße der Zukunft wird ſich bedanken, der Schatten ſolch' eines Rauches zu ſein und nur der Selbſtmörder wird nicht mehr zu Strick und Piſtole greifen, ſondern im Lokalbericht wird man in dem bekannten klaſſiſchen Conſtabler-Deutſch leſen:

„Geſtern tödtete ſich ein alter Mann aus Lebensüberdrüſſigkeit mit ſeiner Tabackspfeife, indem er das Oleum daraus verſchluckte, woſo weiß man nicht. Berlin, den 4. Februar 1835.

Der achtzehnte März.

(Noch ein Mißverſtändniß.)

Es war am Nachmittag des 18. März 1851. Herr v. Quaſelwitz hatte bei Schott geſpeiſt. Herr v. Q. ſpeiſte bei Schott nie unter einem Thaler, weil er dieſes zu hausmannsköſtlich fand; am 18. März hatte Herr v. Q. zu zwei Thalern geſpeiſt und befand ſich in einer patriotiſchen Stimmung. Er beſchloß hinaus zu gehen auf den Kirchhof im Friedrichshain, nicht um zu weinen an den Gräbern und Kränze hinauszutragen zu den Denkmälern; Herr v. Q. wollte mit Blicken zerſchmettern die Rotten der Demokraten, wollte ſehen Polen, Juden, Franzoſen und Literaten, wollte dies irregeleitete Volk, wenn möglich auf beſſere Wege bringen, von der Landsbergerſtraße und dem Alexanderplatz. Herr v. Q. war ſeines Zeichens einer der furchtbarſten Reactionaire, drei ſeiner Neffen dienten in der Garde, ein vierter hatte von einer reichen conſtitutionellen Bourgeoiſe einen Korb erhalten; Herr v. Q. war für die Ordnung, aber nicht für die Gemeindeordnung; er liebte die Gerichte, zumal die Patrimonialgerichte, aber er haßte die Geſchwornengerichte

und die kalt gewordenen Gerichte; auch liebte er die Ruhe, zumal die Nachmittagsruhe. Am 18. März verzichtete er darauf, um mit Blicken etwas Pöbel zu zerschmettern. Herr v. O. kam vor das Landsberger Thor; hier stand er still, sah die Schaaren der Wallfahrer, wüthete mit Blicken und zerschmetterte. Da faßte ihn ein Arm; es war Constablers Arm!

„Rasch gehen, immer vorwärts — hier darf Niemand stehen bleiben."

Erstaunt blickt sich Herr v. O. um. Er vorwärts? — hier? auf diesen Kirchhof zu?!

„Ich werde nicht vorwärts gehen!" donnerte er den blauen Mann des Gesetzes an.

„Sie werden mit mir kommen!" blitzte der Constabler ihm entgegen. Was weiter? Herr v. O. war nicht im Stande sein Inneres dem Manne verständlich zu machen. Ach, des Menschen zarteste heiligste Empfindungen verhallen oft unverstanden und erst wenn wir eingesperrt sind, überzeugen wir uns, daß wir hätten sollen weder empfinden noch reden. In Zeit von fünf Minuten war Herr v. O. auf der Constablerwache. Der Mann, der zu zwei Thalern bei Schott gespeist hatte, saß mit einigen Schreiern und Steinwürflingen auf einer Bank. Furchtbarer Schicksalswechsel! entsetzliches Verhängniß des 18. März. — Der Leser der Kreuzzeitung und der Buchstabirer des Urwählers auf einer Pritsche!

Die Geschichte schweigt über des Mannes innere Leiden. Seinen Vertheidigungsversuchen wird Schweigen auferlegt; zum ersten Male muß er an sich erleben, welche

Consequenzen erblühen aus der Unverantwortlichkeit. Man weiß, daß Menschen, die zum Tode verurtheilt waren, in einer Nacht graues Haar erhalten haben, man wird erfahren, daß auch im Innern des Menschen in wenigen Stunden eine jener Revolutionen vorgehen kann, welche für immer über Individuen und Staaten entscheiden. Als nach sechs bis acht Stunden und unsäglichen Mühen, vom Molkenmarkt aus, Herr v. O. seine Freiheit wieder erhielt, war jene namenlose Umwandlung in seinen politischen Ueberzeugungen vor sich gegangen.

Herr v. O. war am 19. März conservativ-constitutionell!

Ein Rest Mittelalter.

Einst, als ich vertieft in das Studium der berliner Zeitungen saß, stürzte athemlos ein glaubwürdiger Unter-Tertianer ins Zimmer und brachte die Depesche, die Currende am Friedrich-Werderschen Gymnasium sei aufgehoben!

Hätte dieser Zeuge mir die Nachricht von der Aufhebung der Verfassung gebracht, und wäre ich ganz Kreuzzeitungsmann, mein frohes Erstaunen wäre nicht geringer gewesen, als es bei der Aufhebung eines Instituts sein mußte, das mich seit meinem siebzehnjährigen Aufenthalt in Berlin hartnäckig verfolgt hat.

Welche furchtbare Zeiten stehen uns bevor, was für ein rothsocialer Dämon hat die Menschheit ergriffen, daß sie die Hand legt an die ehrwürdigen Institutionen des Mittelalters, daß sie die Freude mehrerer Jahrhunderte abschafft — die Currende ist nicht mehr . . .

Aber der Leser fragt: Was ist die Currende? warum diesen Aufstand um die Currende? War die Currende eine inländische Behörde oder Corporation, ein weltliches oder geistliches Institut, ein ritterlicher Orden?

Mit den letzten Fragen hat der Leſer ſo ziemlich das Richtige getroffen; die Currende hatte etwas von einem geiſtlichen ritterlichen Orden!

Sie beſtand aus armen Schülern, welche unter der Leitung eines „muſikaliſchen Abtes“, den ſie **Praefectus chori** zu nennen liebte, eine Art von ſingendem Bettelmönchsorden in einer Kloſtertracht bilden durfte, die in einem alten ſchäbigen Mantel und einem dreieckigen Hute beſtand. Für gewöhnlich rückte dieſe Cleriſei an jedem Sonnabend frühe, bei gutem oder ſchlechtem Wetter, in in ihrem Ornat aus und begab ſich, 15 bis 20 Mann ſtark, welche das Vorrecht beſaßen, die Schulſtunden zu verſäumen, vor die Wohnungen der Wohlthäter der Currende, die ſie durch ihr Gebrüll geiſtlicher Geſänge, aus dem Schlafe ſchreckte oder bei der Arbeit ſtörte.

Ausnahmezuſtände bildete die Advents- und Weihnachtszeit, ſo wie die Woche vor hohen Feſttagen, in welcher Zeit ſich die Currende für permanent auf der Straße erklärte, muſikaliſche Executionen über Berlin verhängte und ganze Stadtviertel mit Blechbüchſen beſchoß, welche den Händen von Knaben anvertraut waren, die ſich durch Abreißen der Wohnungsklingeln die Achtung der Currende und den Schrecken der Bevölkerung zugezogen hatten.

In der Front vom Geſang der Currende, im Rücken von den Bettelbüchſenſchützen angegriffen, ſtreckte die geängſtigte Bevölkerung ihre Vier- und Achtgroſchenſtücke, die geſtörten Gelehrten fluchten, die Kranken ächzten auf ihren Betten, die kleinen Kinder verſteckten ſich weinend

hinter die Kleider ihrer Mütter und nur ein reiſender Franzoſe — wie das Magazin des Auslandes einmal berichtete, — pries den Geſang der Currendeknaben als „Engelsſtimmen.“

Das Jahr 1848 machte der Currende ein Ende, aber als ächtes Geſpenſt des Mittelalters fand ſie keine Ruhe im Grabe: wir müßten uns ſehr täuſchen, wenn nicht die Novembermänner außer Krone und Hermelin auch die ſchwärzlich vergilbten Mäntel und Filze der Currende gerettet hätten. Genug die Currende war wieder da — ſie ſolfeggirte abermals mit ihren Engelsſtimmen.

Motiviren wir unſere Freude, ſo beſteht ſie außer der Befriedigung, die alle und ſomit auch unſere muſikaliſchen Ohren in dem Verſtummen dieſes gegen den guten Geſchmack erhobenen Kriegsgeheules finden, in der Genugthuung, der Papiermühle die alten Mäntel, den Filzfabriken die Dreimaſter, den drei Morgenſtunden des Sonnabends, etwa 20 talentvolle Schüler wiedergegeben zu ſehen. Rechnen wir noch dazu, daß dieſe armen Paria's in der Achtung ihrer muthwilligen Mitſchüler wiederhergeſtellt ſind und ihre Dürftigkeit nicht mehr „bemänteln“ dürfen, ſo votiren wir dem freiſinnigen Reformmann, der die Currende begrub, den Dank der Menſchenfreunde aller Zeiten!

Der alte Link.

Wer hat in Berlin ſtudirt und kannte nicht den alten Link? Mochte er nun ein feiner Studio der Rechte mit anderthalb tauſend Thalern jährlichem Wechſel, oder nur ein armer Apotheker ſein, der mit Müh' und Noth die beiden Fritze für Mitſcherlichs unvermeidliche Experimentalphiloſophie zuſammenkratzte; mochte Einer nun zehn Collegia auf dem Quittungsbogen bezahlt haben und alle ſchwänzen, oder im Hospitiren wahrhaft groß ſein und nichts auf dem Bogen, aber viel im Kopfe haben; ſie waren irgendwo einmal mit dem alten Link zuſammengerannt, entweder in der Uhrhalle der Univerſität oder im Grunewald und den Pichelsbergen. Der alte Link war im leibhaften Gegenſatz zu ſeinen geliebten ſtabilen Pflanzen, immer auf den Beinen; waren ſie ewig ſtumm, war er ſtets beredt und witzig. Nun er todt iſt und den Pflanzen ſeinen Leichnam als Dünger vermacht hat, werden ſich hoffentlich ſeine Freunde zuſammenthun, wenn

ihrer nicht zu viele ſein ſollten, und ein Herbarium ſeiner trockenen Witze herausgeben.

Der alte Link gehörte zu den Menſchen, welche ſich nie von dem Mutterſchooß der Natur losgeriſſen haben, ſondern an ihren hundert Brüſten ſaugend, auch von ihr mit einer Art Dankbarkeit behandelt werden. Er liebte Wiſſenſchaft und Weib, Wein und Witz und wurde drei und achtzig Jahre alt, weil das Leben einen ſo guten Kunden nur ungern fahren ließ. Als fünftes W. liebte Link Wohlthätigkeit und behaglicher ward ihm nie, als wenn er nach halbtägiger Wanderſchaft durch Wieſe und Wald, an einem improviſirten Abendtiſch, ſeine Begleiter, meiſt arme Studioſen, aus ſeiner Taſche ſplendid und luſtig bewirthete. Deswegen überlaſſen wir es auch anderen Leuten, zu berichten, wo er geboren iſt, wo er ſtudirt und wie viel Titel und Orden er gehabt hat; wir freuen uns, daß ein ganzer Menſch auch einmal ein ganzes reiches Leben genoſſen hat. Er hielt an den unſterblichen Ideen der Pflanzenwelt feſt und ihr ſanfter poetiſcher Geiſt begleitete ihn durch lange Jahre und weite Wege. Aber in dieſer ebenen Exiſtenz entwickelte er wie die Pflanze, heilſame kauſtiſche Säfte, die ſich in ſeinem Lehrvortrage, im Umgange, in Prüfungen kund gaben.

Man ſah ihn häufig auf der Straße, noch häufiger vor den Thoren, denn dieſer Natur mußte am wohlſten ſein, wenn unter freiem Himmel, Nebel und Wolken über ſie hinzogen — gassatim nennt es der Studio und denkt ſich noch was dabei. Zum letzten Mal fand ich ihn — er mochte damals über ſiebenzig Jahre alt ſein — im

türkiſchen Zelt zu Charlottenburg, wo er den Nachmittag über mit einigen Botanikern auf den ſumpfigen Wieſen Pflanzen geſucht hatte. Alles klagte über naſſe Füße, nur er nicht. Aber er empfahl Allen auch den Magen und zwar mit gutem Rheinwein anzufeuchten, denn er ſagte: „Meine Herren, similia similibus, es lebe die Wiſſenſchaft!“

Gehorsamste Petition aller in der Druckerei einer Zeitung gefangen genommenen Typen an ein hohes Polizeipräsidium.

Im traurigen Gefühl der Trennung von den Unsrigen, den Hallen entrissen, in denen wir so oft in geschlossenen Reihen der Kunst der Presse gedient haben, in denen wir leider oft genug unschuldlos angeschwärzt worden sind, wagen wir es, mit dieser gehorsamsten Petition vor eine hohe Obrigkeit zu treten und um unsere Entlassung zu bitten.

Wir motiviren diese unsere Bitte auf die verschiedenartigste und gerechteste Weise. Zuerst sei erwähnt, daß wir zu der unschuldigen und indifferenten Klasse von Staatsangehörigen zählen, welche jeder Farbe und Partei dienen, je nachdem es ihr geschäftlicher Verkehr mit sich bringt. Wir haben vonjeher kein Hehl daraus gemacht, daß es uns, wie den aufgeklärten Mitarbeitern ministerieller Blätter, gleichgültig ist, ob wir für das Parlament von Erfurt und die Union, für die dresdener Conferenzen

oder gar für den Bundestag zu Felde ziehen; uns genügt es, tägliche Beschäftigung zu finden, möglichst vielmal auf Papier abgedruckt zu werden und dann für einige Stunden Ruhe zu haben?

Wir sind harmlose Alphabete aus Blei und Antimonium, nur der Wille der glücklich situirten Minderheit, welche uns besitzt und beherrscht, ordnet unsere Reihen an; können wir dafür, daß man uns auch zuweilen mißbraucht und dadurch den Unwillen einer hohen Obrigkeit auf uns zieht.

Eine hohe Polizeibehörde wolle uns glauben: wir sind wirklich ganz unschuldig, und eben darum desto unglücklicher: vier Columnen hoch, was etwa 90,000 der Unsrigen macht, auf die jammervollste Weise unserer Familie entrissen und „inhibirt" zu sein. Wenn wir diese unsere Petition an dem heiligen Sonntagsmorgen an eine hohe Behörde richten, so geschieht dies nicht aus schnöder Nichtachtung der Sabbathfeier, sondern vielmehr, weil wir gewohnt sind, den Sonntag streng zu heiligen und wir uns auf's tiefste verletzt fühlen müssen, nicht wie unsere lieben Genossen am heutigen Sonntage abgelegt zu werden. Dieses demüthigende Gefühl wird noch dadurch geschärft, daß wir durch unsere Gefangenschaft gezwungen sind, in demselben Satz stehen zu bleiben, der die strafbare Ursache unserer Confiscation und des Unwillens einer hochlöblichen Polizeibehörde gewesen ist. Nichts läßt sich mit der schmachvollen Empfindung solidarisch verpflichteter Typen vergleichen, wenn sie gezwungen sind, ihre wandelbare Natur zu verleugnen, um sich für einige Tage auf

das langweiligste an eine Form, die sie vielleicht selbst im Stillen mißbilligen, zu fesseln.

Wir erlauben uns noch, auf die Gefahr für unser kameradschaftliches Verhältniß aufmerksam zu machen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß unsere zurückgebliebenen Collegen, bei unserer etwaigen Rückkehr, die Gelegenheit wahrnehmen werden, uns mit Ausdrücken zu belegen, die den Ruf unserer Loyalität im höchsten Grade beeinträchtigen, ja vernichten müssen.

Wir geben uns der schmeichelhaften Hoffnung hin, eine hochlöbliche Polizeibehörde werde uns nicht unsere Betheiligung an einem so verwerflichen Blatte, wie die uns mißbrauchende Zeitung ist, zurechnen und unsere Gefangenschaft, auf Grund unserer Zwangsleistungen bei einem Organe der äußersten Nöthe, dem unpatriotischen Oppositionsjournal einer in ewiger Minorität befindlichen Linken, noch länger ausdehnen. Glauben Ew. Hochwohlgeboren, daß namentlich die Typen der Leitartikel, selbst durch die zahllosen Freisprechungen der Staatsanwaltschaft, in nichts über die trübe Reflexion getröstet sind, einer schnöden Sache gedient zu haben.

Aber es giebt noch andere Motive, die uns wünschen machen, bald heimzukehren und unsere gewöhnlichen Pflichten wieder zu übernehmen. Eingepfercht, wie wir sind, machen wir uns den Tagesereignissen gegenüber der schwersten Unterlassungssünden schuldig. Nicht von der Politik reden wir. Einmal im Begriff, uns über unseren Beruf auszusprechen, beanstanden wir nicht, zuzugeben,

daß im Ganzen der Gebrauch der Typen zur Verbreitung politischer Ansichten, namentlich oppositioneller, ein wahrer Mißbrauch genannt werden muß. Aber es giebt andere Objecte, die sich der Aufmerksamkeit und Theilnahme wohlmeinender Staatsbürger aufdringen; Objecte, denen wir — sehr hart für uns, für die deutsche Presse — durch unsere Arretirung entzogen sind.

So wird die Stadt Berlin, nachdem die Corwellsche Pony-Frage erledigt ist, durch die Hundswuthangelegenheit in eine fieberhafte Spannung versetzt. Wir sind nicht im Stande, dem Gemeinwohl dienstbar zu sein. Weder die Familienangelegenheiten werden durch unsere Kundgebungen von der erfreulichen Vermehrung der Population bereichert, noch sind wir im Stande, durch Vergnügungsanzeigen dem Wohlbehagen der Einwohner zu dienen. Der Lokalbericht, der jetzt unter unseren Augen von den damit beauftragten Herren Constablern angefertigt wird und sich in ebenso größer Opposition gegen die Gesetze der Grammatik befindet, als wir leider, in unserer jetzigen Zwangsstellung, gegen die Meinung einer hohen Regierung, warten vergebens auf uns und die Berichterstatter für „einen Silbergroschen die Zeile" schmachten in melancholischer Besorgniß, bald ganz von uns verlassen zu sein.

Eine hohe Behörde wolle unseren Zweifeln und Besorgnissen ein Ende machen. Vielleicht ist es vermessen zu fragen, aber wir fragen vermessen, denn der verzweifelte Confiscirte ist nicht mehr confiscirbar und erschrickt nicht vor dem Aeußersten: Sind wir etwa gefangen genommen, um ganz und gar eingeschmolzen zu werden,

oder will man nur die Vervielfältigung des traurigen Inhaltes unserer Positionen verhindern? In diesem Falle würde einfach das Auseinandernehmen (technische Ablegen) unserer selbst hinreichen, wie es jede Druckerei gleich nach dem Drucke der Zeitung von selber thut.

Sollten wir aber ganz und gar eingeschmolzen werden, was wir im Bewußtsein unserer Loyalität und Indifferenz nicht glauben; dann mögen wir wenigstens nicht in Flintenkugeln verwandelt werden, wie das Schicksal leider über viele unserer Collegen in Revolutionszeiten verhängte. Wozu die Druckerei schlagen und die Redaktion meinen? Warum uns in Ketten werfen? warum nicht die Federn wegnehmen, die schwarze Dinte, womit jenes strafbare Manuscript verfaßt worden ist? warum nicht jene literarischen und parlamentarischen Greise, die mit so verderblichen Doctrinen das Volk vergiften, in Bande schmieden, warum nicht jene Männer, die man Distributeure, jene Jünglinge, die man Setzer nennt, warum nicht endlich jene armen verführten Knaben, welche Zeitungen nach den Bahnhöfen schleppen?!

Wir sind unschuldig! bei jenem fettigen Schwarz, das über unseren Häuptern schwebt, bei jenem Morgenroth, um dessen Aufgang man uns entführte, bei jenem Gold, für das wir dienen, wir sind der Sache fremd, für die wir leiden! Unser Herr und Gebieter weint nach uns, seinem Handwerkzeug, mit dem er und seine Setzer ihr Brod verdienen — wolle eine hohe Polizeibehörde bedenken, daß eine hohe Kammer den Para-

graphen wegen Mitconfiscation der Typen für nicht dringlich erachtet hat, daß also unsere Freilassung vielleicht desto dringlicher ist

Sire, geben Sie Typenfreiheit!

In tiefster Ehrfurcht
Neunzigtausend Typen.

Physiologie des gemeinen deutschen Geldmenschen.

(Homo monet. comm. Buffon.)

Der Naturforscher und Philosoph, ja selbst der gewöhnliche Mensch, wenn er nicht zu kurzsichtig ist, in welchem Falle er sich eine Brille aufsetzen kann, bemerkt auf der Erdoberfläche einen fabelhaften Wechsel von allerlei behaarten und unbehaarten Geschöpfen. Er entdeckt den lieblich singenden Esel und das geduldig der Scheere gehorsamende Schaaf, er fraternisirt mit dem Ochsen und putzt sich mit seinem Hunde; er studirt die Politik der Katze und regelt seine Leidenschaften nach dem Vorbilde der Sperlinge, er durchschaut Alles und Jedes; der gemeine deutsche Geldmensch giebt ihm unheimliche und schwere Räthsel auf.

So viel die Wissenschaft bis jetzt erforscht, so viel versteinerte vorsündfluthliche Bestien sie bis jetzt in gelungenen Abdrücken in Grauwacke, Schiefer, schwärzlichen Kalk- und Sandsteinen, Steinkohlen, Kupferschiefer und Mergel entdeckt hat, der gemeine deutsche Geldmensch ist nicht darunter. Er ist eine moderne Versteinerung und wird nur im europäischen Kies gefunden; auch will man

in jener Kreideformation, welche unter dem Namen der doppelten Kreide bekannt iſt, Exemplare gefunden haben.

Der gemeine deutſche Geldmenſch lebt von der Börſe und an der Börſe und verſammelt ſich um die Abendzeit, wo alle fleiſchfreſſenden Raubthiere zum Trunke an die Quelle (source) eilen, an einem eigenthümlichen Pfuhl, den er ſehr bezeichnend dem Worte „Reaction“ nachbildend: „Reſſource“ nennt.

Wenden wir uns zuerſt gründlich zu ſeiner Anatomie, ſo entdecken wir zahlreiche und, wiſſenſchaftlich genommen, ſchöne Anomalien. Sein Herz iſt ein Stein, der einem ungeſchliffenen Demant nur ſehr wenig an Härte, aber deſto mehr an Koſtbarkeit nachgiebt. Iſt es in der Jugend noch weicher und gewiſſer Eindrücke fähig, z. B. für Havannahcigarren, pariſer Röcke, hamburger Stiefel, wiener Handſchuhe u. ſ. w., ſo verhärtet es mit den ſteigenden Jahren und ſchlägt nur noch für ſeinen Beſitzer ſelber. Der Magen gleicht einem Porte-monnaie, beſitzt aber eine Verdauungskraft, die ſtärker als die der Truthähne iſt, die bekanntlich Kieſelſteine, Stecknadeln und Knöpfe verdauen können; der Geldmenſch verdaut ganze Fäſſer voll Geld.

Seine äußere Bekleidung iſt von außerordentlicher Härte. Sie ſteht zwiſchen dem Rhinoceros und dem Nilpferde in der Mitte, nähert ſich aber Erſterem mehr durch ihre häufigen Runzeln. Wäre der Geldmenſch nicht ſo überaus kugelſcheu, man hätte nähere Kunde über die Kugelfeſtigkeit ſeiner Haut. Was man bis jetzt darüber

weiß, gründet sich nur auf Vermuthungen; so viel aber ist gewiß, daß der Geldmensch seine Haut lieber auf alle andere Weise zu Markte trägt, ehe er sie den diätetischen Werkzeugen jenes vegetabilischen Produktes aussetzt, das in der Flinteologie „blaue Bohne" genannt wird.

Seine Füße sind viermal gespalten, wodurch fünf einigermaßen menschliche Zehen entstehen. Der größte davon wächst aber durch das Podagra, woran der Geldmensch sehr leidet, bisweilen zu außerordentlichen Dimensionen. Seine Hand ist im Ganzen normal, nur zeichnet sich der Daumen der Rechten durch seine auffallende Breite aus, die er durch langanhaltendes Geldzählen erhalten hat. Seiner Nägel bedient er sich nicht als Waffe, sondern nur zu türkisch-militairischen Demonstrationen, indem er zehn schwarzblaue Halbmonde darunter trägt. Sein Kopf ist meistens kahl, aber andere Leute haben so viel Haare lassen müssen, um ihn auf eine anständige Weise zu bedecken.

Gehen wir zu seinen Gewohnheiten über, so müssen wir sie als wenige aber unangenehme bezeichnen. Als Anführer einer Heerde versammelt er kleinere und schwächere Individuen um sich, die er Commis oder Gesellen nennt, für sich arbeiten läßt und dabei spärlich ernährt. Sein Weibchen sieht er nur selten, hat aber gern, daß es sich mit Federn, bunten Steinen und Läppchen schmückt, worauf er denn sein Geweih stolzer aufrichtet, denn er ist eine Art Elendthier. Seine Jungen liebt er merkwürdiger Weise und bezahlt sogar, wenn auch seufzend, ihre Schulden, stößt aber dabei ein eigenthümliches Gewinsel aus,

das von Weitem wie „falliren“ klingt. Er hält sich den Tag über in seinem Bau auf, den man Comptoir nennt, zerzaust moralisch seine Heerde und versammelt sich Mittags für kurze Zeit an der Börse, von wo er sehr vergnüglich oder verdrießlich nach Hause kommt. An der Börse entwickelt er das Talent des Habichts. Wie dieser auf das Steigen der Tauben, so wartet er auf das Steigen der Papiere, und rupft ihre Besitzer, wie Jener, gern bei lebendigem Leibe. Und doch ist in ihm wieder ein ungemeiner fast krankhafter Widerspruch, denn wenn er eine Spielart seiner eigenen Species, den sogenannten „Firer“, der ihn mittelst der Leimruthe „anzuleimen“ sucht, fangen kann; so schlägt er ihn wie der Landmann den Habicht an sein Scheunenthor, d. h. er schreibt ihn an die schwarze Tafel, und das nur unter diesen Animalien seltsame Schauspiel zeigt sich, daß Jemand vor „seiner eigenen Firma“ flieht.

In seinem Glanze zeigt er sich jedoch Abends auf der Ressource, wo er als Menschenfeind glänzt und beweist, daß er sich dem Menschengeschlecht gegenüber fühlt, also wissenschaftlich nicht dazu gehört.

In allen Orten Deutschlands, wo sich seines Gleichen aufhalten, trägt dieser Pfuhl einen andern Namen, immer aber einen sehr schönen, auf Verträglichkeit und Eintracht, oder Pflanzen und Buschwerk deutenden. Hier wird ein Hauptmann gewählt, der die Eigenschaften eines Raudon Crotinus besitzen muß, diesem gehorchen die Untergebenen. An gewissen Tagen im Jahre bestimmt dieser Hauptmann mit einigen besonders kühnen Untergebenen festliche Tage.

Dann bringen die Geldmenſchen ihre Töchter und Frauen mit, dann erlauben ſie auch, daß gewöhnliche menſchliche Geſchöpfe männlichen Geſchlechts, welche aber beſonders gut mit ihren Füßen ſpringen müſſen, in das Heiligthum kommen. Dieſe männlichen Perſonen ſättigen ſie auch und tränken ſie nach Gebühr, daß davon geredet wird in der ganzen Stadt, wie viel es gekoſtet haben kann und wie viel Geld Einer wohl haben muß, der ſo viel drauf gehen läßt. An ſolchen Tagen iſt der Geldmenſch auch gütig gegen den Commis, genehmigt im Tanzſaale den Sprung mit ſeiner Familie; ja er ladet den Offizier ein.

Für gewöhnlich iſt die Reſſource aber ein verſchloſſenes Aſyl, eine abgelegene undurchdringliche Gegend, von wo aus die Menſchheit „ſchlecht" gemacht wird. Das Neſt der Weſpe, die Lagerſtelle des Tigers, die Grube des Bären ſind harmloſe Vergnügungsörter für das jugendliche Alter gegen die mörderiſche Gefährlichkeit der Reſſourcen. Der harmloſe Wanderer, der vielleicht nur fünf Thaler neunzehn und einen halben Silbergroſchen bei ſich hat und unvorſichtig dem Fenſter- oder Waſſerſpiegel dieſes Alligatorenpfuhles zu nahe kommt, wird rettungslos von ihnen heruntergeriſſen und jämmerlich zerklatſcht. Wie der Schlächter ſeine Thierchen nach dem Gewicht, ſo tariren ſie ſich unter einander nach dem Betrage der Kaſſa, und dem Gewichtigſten wird wie dem „boeuf gras" am Faſtnachtstage zu Paris, von ſeinen Commilitonen die höchſte Bewunderung gezollt.

Unter den Krankheiten, von denen er befallen zu werden pflegt, iſt der „Banqueron" am meiſten zu fürchten.

Die deutſche Medicin beſitzt noch keine wiſſenſchaftliche Behandlung dieſer Krankheit, doch hat die gerichtliche Medicin (medicina forensis) eine Menge von Krankheitsfällen aufgezeichnet, wo einzelne Individuen „muthwillig“ die Symptome dieſer Krankheit ſimulirten, ſich ſehr eilig nach Seebädern begaben und ein ſehr genaues Recept nebſt Perſonalbeſchreibung nachgeſchickt erhielten. Oft überfällt der Banquerott ſeinen Mann ſo plötzlich wie ein Schlagfluß, oft tritt er als ſchleichendes abzehrendes Uebel auf. Unter den Mitteln dagegen hat ſich eine längere Entziehungskur und leichte Beſchäftigung wie Spinnen, Spulen und Wollekrämpeln am wirkſamſten gezeigt. Der gemeine deutſche Geldmenſch wird aber auch in der Gefangenſchaft nie ganz zahm, ſo daß man ſich ſehr vor ihm zu hüten und ihm nie ohne Schein zu borgen hat.

Der neue Odyſſeus.

Eine moderne Idylle.

Muſe, ſing' den Mann, den viel Arretirten, Geplagten,
Der viel' Städte geſehen und jeglicher Stadt Gefängniß,
Auf Polizei ſich verſtand und wie ſie zu hintergehen.
Jetzo kam er zur Ruh' und ſitzt am eigenen Heerde,
Seit acht Tagen vermählt der einzigen Tochter des Meiſters
Und mit der Kundſchaft betraut, der vielverzweigten bewährten,
Wie ſie ein Schneider nur hat, der bei den Franken gelernet.
Abends war es nach neun, es kam ſoeben von Klauſing
Zu dem Schwiegerſohn und der Tochter der wankende Meiſter,
Weil er verſprochen mit Hand und Mund, die Gattin zu holen
Von der geliebten Tochter, wo ſie den Abend verweilet.
Aber nachdem die Begier nach Trank und Speiſe geſtillt war
Und ſie geborgen die Beine, die krummen, am wärmenden Ofen,

Hub der Meister nun an, der Alte zum Schwiegersohne:
„Welch' eine seltsame Zeit, die wir in der Heimath erleben.
Sonst war Alles gar gut, was aus Paris uns gekommen,
Und man ahmte es nach, denn Jedem schien es das Beste:
Eau de Paris und Eau de Lavande, wie Uhren und Röcke,
Regenschirme und Stöcke und was für's Theater man dichtet:
Aber nun steht es gedruckt, es ist in der Zeitung zu lesen,
Daß für des Deutschen Gemüth der Frauen Gesittung verderblich
Und die Verfassung dazu, wie Montesquieu sie ersonnen,
Er, der Menschen entnervt, die unbesonnen ihn lasen."
Und es erwiederte ihm der Gatte der lieblichen Tochter,
Der als Geselle besucht Paris und die Städte der Schweizer:
„Warlich nicht jener Sitten allein, der Städte Gebräuche
Thut man zur Stunde in Bann, es wird auch auf Jene gefahndet,
Welche die Franken besucht, man spähet mit schwarzem Verdachte
Auf Papiere und Schriften aus dem verhaßten Gebiete,
Oeffnet Koffer und Ränzel und führt den Wand'rer zum Thurme.
Hört, wie mir es erging, der ich im bittersten Zeitlauf
In Paris in Arbeit gewest und gut mich gehalten,
Nie gefochten für wen, sei's denn für eig'nes Bedürfniß.
Nicht erzähl' ich euch heut', wie oft ich gesessen in Deutschland,

Hier im Thurm, dort in der Baſtei, im Ochſenkopf heute,
Morgen im reiſigen Fort und auf der wanzigen Wache,
Bald auf moderndem Stroh und bald auf nacktem Geſteine.
Immer war eines die Schuld — mein Wanderbuch, das verdammte,
Weil Paris d'rin ſtand und Zürich und Baſel dahinter.
Nicht Mazzini's Geſchreib und nicht des blutigen Ruge
Furchtbare Philoſophei und was der Heinzen erſinnen,
Ward ſo ängſtlich durchſpürt, dazu der arme Beſitzer.
Wißt, man zittert zur Stund' vor jedem Schneidergeſellen,
Kühn iſt nämlich ihr Herz und ſpitz ihr ſtählern Gewaffen:
Täglich ſteh'n ſie im Feuer und ſchüren die Gluth um den Bolzen,
Es ſind ihrer gar viel, man ſucht mit Gewalt ſie zu zähmen.
Jeglichen Ort's war klar, ſo viel ich der Städte paſſiret,
Daß die Gewaltigen all' der Völker Timoleon fürchten
Unter den Burſchen und Handwerksgeſell'n den Schneider fürnehmlich.
Allüberall war's hart, am härteſten ging's in der Hauptſtadt,
Ich erzähl' es ſogleich, man heißt ſie Athen auch, das deutſche,
Weil man den Eulen erweiſt in ihren Mauern viel Ehre.
Arglos kam ich zur Stadt in dritter Klaſſe gefahren,
Wollte mit frohem Muth, wie ſtets den Wagen verlaſſen,

Als man mit grimmigem Ernſt uns Alle zu bleiben bedrohte.

Musketiere kamen daher, es dröhnten die Kolben
Und ſie ſtellten ſich auf geſchaart, als ging es zum Treffen.
Winzig war nur der Zug, wir ſaßen zu Dreie im Wagen,
Eine Alte mit Obſt, ſie trabt' es zum morgenden Markttag,
Und aus Betſche ein Jüd', (er ging nach Medina von Mekka.)
Schweigend trat man darauf mit trüber Laterne zum Wagen,
Hielt ſie vor unſer Geſicht und forderte grimmig die Päſſe.
Alſo tritt mit knorrigem Stab' im dämmernden Walde
Vor den Waller ein Mann und ſtehet, Courant ihm zu wechſeln.
Heftig zittert' aus Betſche der Mann: er ſah die Gewehre
Und den Tod vor Augen, noch eh' ſein Geſchäft er geſchloſſen.
Ich mit ſinkendem Muth — doch hatt' ich ein reines Gewiſſen —
Zog aus der Taſche hervor, was von Papieren ich führte,
Auch das Wanderbuch mit, das arg verpönte, verhaßte.
Langſam nahm es der Mann und buchſtabirte mit Eifer,
Winkt noch Einen herbei, und ließ den Dritten noch holen,
Der den Vierten berief: ſie laſen bei einer Laterne.
Ach ich hatt' es geahnt, Paris, es war mein Verderben.
Müſſen warten noch! hieß die unerbittliche Mahnung.

Trostlos setzt' ich mich hin und gedachte der Schneiderherberg'.
Da nun nahm ich den Ränzel herfür, entschnallt ihn mit Sorgfalt,
Denn ich hatte noch Toback darin und gedachte zu rauchen:
Varinas Numero sechs, wie Schneidergesellen er ziemet.
Manches zog ich ans Licht, das unser Gewerk sich bewahret
Zu dereinst'gem Gebrauch, wie Lappen, Knöpfe und Nadeln,
Haken und Oehre dazu, Kattun und Futter von Leinwand;
„Petersflecken," benennet der Neid der Schneider Ersparniß.
Drunter lag der Toback, ich hatt' ihn sorglich verpacket.
Wie ich so emsig kramt', entfiel meinen Händen ein Päckchen,
Löste sich und es entrollt' der Inhalt zum schmutzigen Boden.
Dieses hatte der Wächter bemerkt im Winkel des Zimmers,
Stürzte mit Eile hervor und raffte mit gierigen Händen
Rothe Knöpfe empor, mit flockiger Seide besponnen
Und mit leuchtendem Gold in ihrer Mitte gezieret,
Die von Paris ich gebracht, wo sie mir blieben vom Fasching,
Diese hob er empor, es zitterten seine Gebeine
Und sein Antlitz verblaßte zu Schnee, erbärmlich zu sehen.
Andre kamen herbei und reichten die Knöpf' in die Runde,
Schauderten alle gesammt und riefen der Obersten Einen.
Dieser drang auch mich los und sprach mit wüthigen Blicken:

„Alſo, Verrätherbrut, betrügt ihr die Heimath, die Fürſten
Und die Geſetze des Landes, daß ihr mit ſchändlicher Frechheit
Aufruhr zu pflanzen kommt, mit den anarchiſchen Zeichen
Rother Republik, den arg verbot'nen Kokarden!
Folge mir, arger Geſell, und hoffe nicht länger zu leugnen —
Nur ein Bekenntniß rettet dich noch und offene Nennung
Deiner Genoſſen all', die ſich zum Umſturz verſchworen."
Elend ſank mir das Herz, es knickten machtlos die Knie' mir
Aber man ſtieß mich empor und führte mich eilig zum Kerker.
Mitten liegt er im Ort, man wandert durch viele der Straßen,
Ehe man ihn erreicht, ich dacht' in den Boden zu ſinken
Ob der Gefangenſchaft Schmach und mehrerer Häſcher Begleitung,
Doch ſah Keiner nach mir — es ſchien den Leuten gewöhnlich.
Angekommen durchſucht' man ſorglich all mein Beſitzthum,
Nahm mir jegliches ab, zu Selbſtmord oder Beſtechung,
Wies einen Strohſack mir, ein irdenes Krüglein Waſſer,
Auch eine Schnitte Brod, ſie war von voriger Woche,
Schloß dann hinter mir ab und ließ mich meinen Gedanken.
Lange jammert ich erſt, doch dann entſchlief ich ermüdet
Und es ſtiegen herab des Traumes tröſtende Bilder:

Galgen und Henkersknecht', man wollte am Halse mich henken,
Wegen der seidenen Knöpf' mit leuchtendem Golde verzieret:
Da erwacht' ich vor Angst, es stand der Schließer am Lager,
Hieß mich ihm folgen sofort: man wollte in Eil mich vernehmen.
An behangenem Tisch mit grünem gröblichen Tuche
Zu ein Thaler die Ell', saß ernst ein ältlicher Richter,
Vor ihm lagen gereiht die rothbesponnenen Knöpfe
Und ein bucklicher Schreiber schnitt die verderbliche Feder.
Nicht Zündnadel und Schwert und nicht die Kugel im Laufe,
Niemals Scepter und Kron', auch nicht die schnelle Kartätsche,
Selbst nicht Nicotin, Strychnin, Arsenik und Gurken
Sind so mächtig und stark als wen'ge Züge der Feder.
Langsam begann das Verhör, man fragte nach Namen und Stande,
Alter und Confession, von welchen Eltern geboren,
Wo die Heimath, die Stadt, bei welchem Meister die Lehre,
Seit wann Schneidergesell und ob schon jemals bestrafet.
Alles sagt' ich der Wahrheit gemäß, fern war mir zu leugnen:
Wie mein Wanderbuch schon mir häufige Qualen bereitet,
Wie von Ort zu Ort Verdacht mir, Gefängniß gefolget,
Und wie ich einmal bestraft, weil ich mit knotigem Stocke

Arg gepriigelt den Freund, er habe zu sehr mich gehänselt.
„Hier die Kokarden? die Schweiz? Paris? er wird mich nicht täuschen.
Mit so ehrlicher Stirn, nur bekannt!“ so grollte der Richter.
„Die Kokarden, o Gott, es sind ja beispennene Knöpfe,
Die auf des Meisters Befehl in Paris ich nähte an die Höslein
Eines kleinen Monsieur, es war ein Maskenball eben
Bei des Kleinen Mama: die Eltern hatten beschlossen,
Daß auch der kleine Pierre, man hieß ihn beim' Pierrotto
Unter den Masken erscheinen in rother Jacke und Höslein,
Narrengekappt am Haupt, mit silbertönenden Schellen
Nach italischer Weis', jetzt hat es verboten das Standrecht.
Wie mir der Meister gebot, so nähte ich die Knöpf' an die Höschen.
Vorn und hinten daran, sie hielten in Schranken das Hemdchen.
Einige blieben zurück und wollterechtlich geboren
Sie mir jetzunder an, ich sparte sie, denn ich gedachte,
Einstens in deutschen Gau'n, die rothen goldigen Knöpfe
Schwarzem Sammt sie vermählend, in patriotischer Weste
Stattlich einherzugehn zur Freude der Obrigkeiten,
Denn ich kannte noch nicht der Zeiten beff're Erkenntniß,
Daß man aus Oekonomie, um Pulver nicht zu verschießen
Ließ die Farben verschießen, ich konnt' zu Paris es nicht wissen.“
Also sprach ich und hob die Hände beide zum Himmel

Nach Altvord'rer Gebrauch, wenn ſie die Wahrheit beſchworen.
Düſter ſah der Richter vor ſich: es ſchien ihm wahrſcheinlich
Meine Erklärung zu ſein, in Schneiderbräuchen begründet,
Weder gegen den Staat noch die Geſellſchaft gerichtet.
Aber es neigte ſich ſchnell zu ihm mit grinſenden Mienen
Jener kleine Filou, der katzenbucklige Schreiber,
Ziſchelte haſtig in ihn, es nickte der Richter Gewährung,
Und es entfloh dies Wort dem Gehege der ſtockigen Zähne:
„Sachverſtändige hieſigen Ort's, im Eide verpflichtet,
Seien berufen ſofort, die Knopffrag' weiſe zu ſchlichten,
Ob als politiſch Symbol, ob nur zu freudiger Faſtnacht
Dieſe Knöpfe gedient, ſie ſollen die Zweifel uns löſen.“
Freier klopfte mein Herz, obwohl man mich ferner in Haft nahm,
Denn ich ahnte vorher der würdigen Meiſter Entſcheidung,
Aß die Kaldaunen in Ruh, die man zu Mittag geſpendet,
Schrieb in die Wand mich ein, wie überall ich gewohnt war,
Hetzte den Floh und ſchlief — wenn es die Wanzen erlaubten.
Vier der Tage vergingen mir ſo, ſchon glaubt' ich, man hätte
Meiner vergeſſen total, da ward der Kerker geöffnet.
Wieder ſtand der Schließer vor mir, er hieß mich ihm folgen,

Mürriſcher, wie es mir ſchien denn je, doch war es nur Kummer,
Wie ich nachher erfuhr, daß man mich ſo früh' ihm entriſſen
Von der ſchützenden Bruſt und aus der gemüthlichen Zelle.
Wieder ſaß der Richter am Tiſch und der buckliche Schreiber.
Dieſer mit grämlichem Blick, mit freundlichem Angeſicht jener,
Denn er hatte ein menſchliches Herz, nur bebt' er unſäglich
Vor dem Disciplinargeſetz und Verſetzung nach Poſen.
Auf dem Tiſche, o Luſt, von ſcharlachrothem Gewebe
Lagen Jacke und Höschen zugleich, mit Knöpfen beſetzet
Hinten und vorn, wie ich ſie genäht zur freudigen Faſtnacht —
Solch' ein ähnliches Werk, es war von einem der Händler
Importirt aus Paris mit ſchimmernden Knöpfen verzieret.
Dieſes rettete mich vom Gang zum nächtlichen Hades.
Jetzt gab Leben ein Kleid, da doch des Olympiers Sprößling
Ein Warſchauer gefällt, den Dejaneira genähet,
Aecht in der Wolle gefärbt und kunſtvoll boccarmiret!
„Gehe mein Sohn davon, du darfſt nicht Koſten bezahlen,
Außer des Hauſes Koſt, Schlafgeld, Einſchreibegebühren,
Wie Ausſchreibegeld und einige andere Gefälle,
Denn nichtſchuldig biſt du; ein Mißverſtändniß nur war es.
Alſo ſprech' ich dich frei — es bleiben die Knöpf' bei den Acten."

Unterzeichnen, befahl er mir nun, sollt' ich die Verhandlung.
Da im unsterblichen Geist berieth ich in meinem Gemüthe,
Ob ich jetzund mit Macht, grob werdend, die Wahrheit geigte,
Oder von dannen gehend, das Leid im Busen verscharrte.
Letzteres schien mir das Räthliche hier, das minder Gewagte,
Aber ich schob nicht auf, als ich die Stube verlassen,
Beide Fäuste zu ballen noch auf der hölzernen Schwelle.
Hab' und Gut sodann, soviel im Mäntzel verborgen,
Ich erhielt es zurück, auch abgezogen war Alles,
Was ich bezahlen sollt', ich hatte nur rasch zu quittiren.
Wütend ging ich davon, doch folgte man meinen Schritten
Und bedeutete mich mit heftig dräuenden Worten,
Daß ich in Tagesfrist die Stadt zu meiden verdammt sei,
Oder aber in's Loch zum zweiten Male spaziere.
Deutlich war das Gebot und zweifellos die Erklärung.
Schweigend drückte ich mich, wer wagt zu trotzen dem Schicksal,
Das ja Könige stürzt, wie arme Schneidergesellen!" —
Sprach's und schwieg und drückte die Hand der zärtlichen Gattin,
Während im Dunkel der Nacht der Wächter Zehn schon gepfiffen.

Von den Störungen.

Nicht von denen der Planeten untereinander iſt die Rede, ſondern von denen der Menſchen, und noch genauer bezeichnet: von den Störungen, welche ein arbeitsluſtiger, aber unglücklicher Schriftſteller zu erleiden hat. Schriftſteller und Vogelſteller ſpannen ihre Netze nach Vögeln und Gedanken aus und lauern in der Stille auf Beute; Lärm und täppiſche Geſellen bringen ſie als ihre Erbfeinde um manchen hüpfenden Gewinn. Unter allen Mannigfaltigkeiten des Lebens wüßte ich keine größere, als die: Geld auszugeben und geſtört zu werden. Sieht die Mehrzahl der Menſchen ſich gegen die erſte Verſuchung hinlänglich durch Geldmangel geſchützt, ſo überliefert die ewig gerechte Natur doch am Morgen jeder Creatur vierundzwanzig gleichgemeſſene Stunden zu beliebigem Gebrauch, und es gehört zu den intereſſanteſten Beobachtungen, die verſchiedenen Mittel und Wege zu verfolgen, welche die Menſchen anwenden, um dieſes Kapital ſich ſelbſt und Andern zu verkümmern. Geld haben heißt: Zeit haben, denn Geld arbeitet; aber wer aus Zeit erſt Geld machen ſoll, muß ein Geizhals mit Stunden und Minuten ſein. Man kann

ein Kapital an Geld ausleihen und gute Zinsen bekommen; aber Zeitkapital einmal fortgegeben, ist für immer verlorn.

Schon oft habe ich darüber nachgedacht, welche Mittel es gegen die Zeiträuber giebt, wie ich zum Unterschiede von den Tagedieben, die sich selbst bestehlen, diejenigen nennen will, welche andere Leute um ihre Zeit bringen; aber ich bin zu keinem Resultate gelangt. Der Schriftsteller ist dem Zeiträuber gegenüber recht- und schutzlos.

Du bist an einem Morgen mit dem besten Humor von der Welt aufgestanden, das kalte Wasser, der wahre Wein für die Seele, hat deinen Kopf wunderbar erfrischt, du gehst frisch und lustig an die Arbeit und hast kaum zehn Zeilen geschrieben, da wird dir gemeldet, daß ein Herr dich zu sprechen verlange.

„Um halb acht Uhr Morgens? — ich bin nicht zu sprechen."

„Er sagt, er müsse Sie sprechen, es wäre eine wichtige Angelegenheit."

„So laßt ihn herein."

Ein ältlicher Herr tritt ein, er trägt einen Paletot, der so aussieht, als ob er früher eine schwarze Tuchweste gewesen ist, hat um den Hals ein Schnupftuch in einer Art geschlungen, als ob man ihn eben auf einem Erhängungsversuch betroffen und abgeschnitten hätte, und duftet schon nach dem zweiten Frühstück, das er aus Spiritualismus vor dem ersten genommen zu haben scheint. Der ältliche Herr giebt sich als einen mißvergnügten Pensionair dieses oder jenes Regierungsinstitutes zu erkennen, hat

ſeine Gedanken in der Muße zu Papier gebracht und wünſcht ſie einer Zeitung einverleibt. Um ſeinen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, zieht er aus der Taſche des Paletots ein Manuſcript, das wie ein vielgebrauchtes Schwert durch häufiges „von Leder ziehen“ ganz blank geworden iſt. Dieſes Manuſcript überreicht er dir, indem er eine gewiſſe Erhabenheit über ſeine Phyſiognomie zu verbreiten ſucht, wahrſcheinlich weil er damit die Ueberzeugungskraft ſeines Werkes zu unterſtützen gedenkt.

„Ich glaube, daß dieſer Artikel ſich für Ihr Feuilleton eignet.“

Du wirfſt einen Blick in das Manuſcript und entdeckſt, daß es die ſociale Frage behandelt und zwar vorſchlägt, bei der Ausdehnung und Wichtigkeit, welche der Wallfiſchfang für einige Küſtenſtriche und Inſeln Nordamerika's gewonnen habe, auch das geſammte deutſche Proletariat auf den Wallfiſchfang auszuſchicken und abzurichten. Zugleich fällt dir das Manuſcript, theils aus Schreck, theils durch ſeine eigene Schwere zu Boden, du bückſt dich, um es aufzuheben, und entdeckſt, daß der mißvergnügte Penſionär ſeine Stiefeln nicht abgewiſcht, ſondern auf deinen neuen Teppich ein heilloſes Emblem ſeiner Stiefeln abgedrückt hat. Dich überfällt eine unſägliche Wuth über das verſtümmelte Weihnachtsgeſchenk.

„Mein Herr, ich glaube nicht, daß es ſo viele Wallfiſche auf Erden giebt, um alle ihre Jäger zu beſchäftigen.“

„Alles auf das Haar genau berechnet,“ erwidert gönnerhaft und mitleidig lächelnd der Schmutzſtiefel. „Sie

werden Seite dreiundachtzig auf dem einundzwanzigsten Bogen die detaillirte Berechnung finden."

„Aber die Schiffe, die Einwilligung der Regierung, der gute Wille der Leute?" rufst du, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm, so nach einer Ausrede haschend.

„Drucken Sie die Schrift ab, mein Herr, und Sie werden die Regierung und das Proletariat gewonnen haben."

„Und die Schiffe —?"

„Bauen wir mit Concerterträgen, und ich hoffe dann, daß gerade Sie uns durch Ihre Empfehlung sehr nützlich sein können; ich selbst habe mehrere Gedichte über den Gegenstand verfaßt, welche zwischen den Musikstücken declamirt werden sollen, ich habe Ihnen einige mitgebracht und glaube, daß wir, sobald der Aufsatz abgedruckt ist, sogleich, um die Theilnahme nicht erkalten zu lassen, mit einigen vorgehen müssen."

Sprachlos vor Wuth bleibt dir nichts übrig, als, um deine Zeit und deinen Teppich zu retten, das Manuscript da zu behalten, dich nach der Wohnung des Pensionärs zu erkundigen und ihm schriftliche Antwort zu versprechen.

„Bitte sehr," sagt der unselige Mann, „ich spreche schon selber wieder vor." Damit complimentirst du ihn zur Thür hinaus.

Jetzt gilt es, die Gedanken wieder zusammen zu raffen. Du athmest einige Male tief auf, liesest dein Geschriebenes wieder durch — es ist wieder Jemand an der Thür? „Ein Herr mit einer Mappe und Rolle muß Sie sprechen." „Ich bin nur Nachmittags zwischen drei und

vier Uhr zu sprechen" — aber der Herr mit Mappe und Rolle hat sich durch die offene Thür auf den Corridor gedrängt und lugt schon durch die Thür, so freundlich lächelnd, daß er maulschellirt oder hereingelassen werden muß.

Der Herr nähert sich deinem Schreibtisch, rückt ungenirt, jedoch behutsam das Schreibzeug bei Seite, bindet die Mappe auf und enthüllt deinen Blicken eine Lithographie der Enthüllungsfeierlichkeit des Friedrichs-Denkmales. „Was sagen Sie dazu? — sie ist von Cornelius selber."

„Von Cornelius? Das ist nicht wahr," platzt es dir heraus.

„Entschuldigen Sie, nicht von Cornelius selber, sondern nach seiner Angabe, von einem Schüler; das Exemplar kostet zwei Thaler und hat schon den Beifall so vieler Herrschaften gefunden, daß ich nicht bezweifle, ich werde auch bei Ihnen eines absetzen."

Bisher warst du der Meinung, der Mann wünsche sein Blatt nur öffentlich empfohlen zu sehen, seit er jedoch noch auf deinen eigenen Beutel speculirt hat, packst du die Mappe an ein Ende und den Mann an einen Arm und enthüllst ihm mit soviel Bonhommie, als dir noch übrig geblieben ist, daß eine Treppe höher ein hyperpatriotischer Obristlieutenant wohnt, der gewiß das Bild kaufen werde.

Nun ist der Mann fort und du schreibst eine halbe Stunde lang weiter. Der Briefträger bringt drei Briefe. Sie sind frankirt, enthalten eine Einladung zu einer Sonntagsmatinée mit nur eigenen Arbeiten eines jungen Componisten, den Drohbrief eines poetischen Jünglings, daß er in den nächsten Tagen selber kommen werde, und die ano-

nyme Zuſchrift einer äſthetiſchen Dame, welche ſich über kritiſche unbillige Behandlung eines Sängers beſchwert, deſſen Talent ſie am beſten beurtheilen könne, da er in ihren Wochenthees und zwar ihre eigenen Lieder ſinge.

Dieſe Störung hat glückliche zehn Minuten gedauert und es wird in demſelben Augenblicke, als du wieder raſch zu ſchreiben beginnſt, ſo heftig hinten an der Klingel gerissen, daß du es in deinem Arbeitszimmer hörſt. Der Klingler iſt der Junge aus der Druckerei, der die erſte Hälfte des Manuſcriptes abholen will.

Wer nicht das Selbſtvertrauen und die Strafgerichtsphyſiognomieen dieſer Jungen geſehen hat, weiß nicht, was tragiſches Pathos iſt.

Da ihnen wohl bekannt iſt, welche nothwendige Mittelglieder ſie in der Tagesliteratur ſind, welche Berechtigung in ihrem entſchiedenen Auftreten liegt, da ſie zu oft Ohrenzeugen der Klagen müßiger Setzer, der Reclamationen des Zeitungscomptoirs über verſäumte Poſten, der Drucker über verſpätetes Umbrechen des Blattes geweſen ſind, kann man ihnen die entſchiedene Verachtung, welche ſie gegen die Schriftſteller an den Tag legen, im Grunde nicht verübeln. Daran gewöhnt, ihrerſeits pünktlich und raſch zu ſein, durch Zweigroſchenſtücke in wichtigen Momenten belohnt und angefeuert, oder durch Katzenköpfe im Uebertretungsfalle beſtraft, fordern ſie, daß die Manuſcripte bei ihrem Erſcheinen unfehlbar fertig ſeien.

Schmutzſtiefel, Bildermappe, Matinée, Versjüngling und beleidigte Damen haben dich leider dein Penſum nicht fertig machen laſſen, du nöthigſt alſo den jungen Herrn

aus der Druckerei zum Niederſitzen am warmen Ofen und ſchellſt, damit ihm ein Butterbrod und ein Apfel gebracht und er von anderweitigem Unfug mit Händen und Füßen abgehalten werde. Dann fährſt du wie ein Tiger über Papier und Feder her. Der Junge verzehrt unterdeſſen den Apfel. Beinahe biſt du mit dem nöthigen Manuſcript fertig, da ſteht der Junge auf, neſtelt an ſeiner Jacke und ſagt: „ich habe auch noch einen Zettel abzugeben.“ Der Zettel kommt von einem Genoſſen und Mitredacteur: „Lieber Freund, meſſen Sie nicht mir, ſondern Ihrem geſtrigen abendlichen Ausbleiben bei, wenn trotz der Reviſion des Blattes in Ihrem heutigen Artikel ein ſinnentſtellender und lächerlicher Druckfehler ſtehen geblieben iſt. Richten Sie ſich übrigens zu morgen auf recht viel Manuſcript ein, die wiener Poſt iſt ausgeblieben und die Kammer fällt aus.“ Zwei unangenehme Ueberraſchungen, obgleich es einem norddeutſchen Journaliſten nichts Neues iſt, wenn die wiener Poſt ausbleibt und die Kammer ausfällt.

Der Druckfehler verſtimmt dein Gemüth und lähmt die gute Wendung, die du eben dem letzten Satze geben wollteſt, aber das Papier wird dir faſt naß unter den Händen weggeriſſen und der Junge läuft mit dem halben Artikel davon.

Wie eine Locomotive, die ſich auf den erſten Stationen zu lange aufgehalten, ſtürzt jetzt die Feder unaufhaltſam vorwärts, um die im haſtigen Satze vorauseilende Zeitung wieder einzuholen!

Schon wieder die Klingel? — Hundegebell — befreundetes Kratzen und confidentielles Winſeln an der Thür?

Es naht ein Freund, ein unwiderſtehlicher Freund, und bringt ſeinen unausſtehlichen Hund und eine fremde Sängerin mit. Der Freund weiß, daß die Sprechſtunde von drei bis vier iſt, aber er vertraut auf die Stimme der Freundſchaft wie auf die ſeines Magens, denn er ſpeiſt pünktlich um drei Uhr. Die fremde Sängerin iſt nun da, eine alte italieniſche Wachtel, ſcharf an der Ecke hinter Mannheim zu Hauſe. In allen Sätteln gerecht, weiß ſie, wie man mit Leuten umgehen muß, welche die Schnüre an dem theatraliſchen Lob- und Tadelſack in Händen halten. Sie ſchleudert auf euch einen langen, ſtumm bewundernden Blick, alſo ſo — dies iſt der Mann — nein zu viel — groß — ſehr groß — bewundernswürdig — dieſe Feder! Ihr verbeugt euch, ſucht wüthend und qualvoll das Geſpräch in Fluß zu bringen, aber nein; ſie läßt nicht los, ſie erzählt euch vielmehr, daß ſie etwas Herrliches von euch über eine Künſtlerin geleſen, die ſeitdem ihre Stimme verloren habe, und ihr entdeckt, daß jene Herrlichkeit von einem Burſchen herrührt, mit dem ihr nichts in der Welt gemein haben mögt. Mit raſcher Taktik benutzt ihr dieſe Entdeckung und parirt durch einen tüchtigen Vorhieb die ferneren Maulangriffe der Italienerin aus Mannheim. Jetzt miſcht ſich der Freund und der Hund in's Geſpräch. Der Freund erklärt die Abſicht der Sängerin, ein großes Concert mit Unterſtützung vieler hieſigen Hofpianiſten und anderer Janiſten zu geben, und der Hund richtet ſich mit ſeinen undelicaten Pfoten auf dem Sopha ein. Ihr durchfliegt in dieſem Augenblicke das Verzeichniß aller corroſiven und narkotiſchen Gifte, deren man ſich gegen Vierfüßler

zu bedienen pflegt, und empfindet eine plötzliche rasende Leidenschaft für Blausäure.

Das Gespräch schreitet jetzt maufhaltsam vorwärts; es ist glücklich über die Ouvertüre hinaus zu der ersten Arie der Sängerin gekommen. Man fordert euren Rath, ihr sollt vorschlagen, man will euch dadurch die Hände binden, euch verantwortlich machen für den Erfolg und ihr hört es draußen auf dem nahen Kirchthum zwölf Uhr schlagen! Ihr willigt in Alles, in das Baßposaunensolo, in das Trio der drei Pickelflöten, in sechs Lieder von Gumbert am Clavier — da fährt der Hund auf — er bellt — sollte Rettung nahen? — ja, es ist die Druckerei, die wieder ihren jugendlichen Emissär nach dem restirenden Manuscript gesandt hat. Der Junge setzt sich im Corridor nieder, ihr laßt mit tiefer Symbolik die Stubenthür offen, denn dies Pentagramma soll euren Eindringlingen keine Pein machen und der Junge wird wirklich euer Retter. Zuerst lockt er den Hund an sich — der zweite Theil des Concertprogrammes hat soeben begonnen — er tätschelt ihn — ein Bissen soll ihn erst vertraulich machen, daß seine Kunst viel Künste übersteigt — er streichelt ihn geheimnißvoll und magnetisch — plötzlich, grade bei den spanischen Liedern am Clavier, prallt der Hund mit einem Todesschrei in das Zimmer zurück — dieser verrätherische Bube hat ihm einen überaus heimtückischen Kniff in den Schwanz beigebracht. Der Freund springt auf, er erinnert sich plötzlich, daß sie noch die Runde zu machen, er nimmt unter den einen Arm den gekränkten Hund, unter den an-

dern die Sängerin und trennt ſich von euch auf baldiges — baldiges Wiederſehen.

Die Schreiberei tobt jetzt weiter, aber ihr müßt euren Entwurf umgeſtalten, die Zeit drängt und der Schluß muß eine andere Wendung erhalten. Ihr ſeid verſtimmt, mißvergnügt, doch könnt ihr die verfehlte Arbeit nicht zurückhalten.

Ihr eilt in die Druckerei, durchfliegt dreißig bis vierzig Zeitungen, ärgert euch über den Druckfehler, der wirklich in finſterer unſinniger Majeſtät im Blatte prangt und kehrt zum Mittagseſſen zurück. Man meldet, daß in eurer Abweſenheit ein ältlicher, wichtig thuender Herr dageweſen ſei, aber nicht habe bewegt werden können, ſeinen Namen zu nennen. Ihr grübelt, während ihr die Suppe eßt, wer der ältliche Herr geweſen ſein könne? Sollte es wieder der Bekämpfer des H. in der deutſchen Sprache geweſen ſein, der ſeit zehn Jahren die Redactionen belagert und ihnen vorrechnet, wie viel Zeilen Satz und Druckkoſten ſie jährlich durch Ausmerzung des H. profitiren würden? Der Mann heißt leider nicht Harsdörfer, wie jener alte Pedant, um ihm dieſelbe bekannte ſchlagende Replik mit Bezug auf ſeinen eigenen Namen entgegenzuſetzen. — Oder ſollte es der Erfinder der wohlriechenden Stiefelwichſe, oder der Verfaſſer der ſiebenunddreißig vergleichenden Artikel zwiſchen der preußiſchen und nordamerikaniſchen Verfaſſung geweſen ſein? War es vielleicht ein Vater von Wunderkindern, oder gar ein auf eigene Hand reiſendes Wunderkind reiferen Alters? —

Jetzt wird euer Leibgericht aufgetragen — es klingelt — wer da?

„Der talentvolle Judenknabe aus Odessa.“

„Nach drei Uhr.“

„Er hat schon selber gesagt, er werde nach drei Uhr wiederkommen.“

Der talentvolle Judenknabe weiß, zu welcher Zeit er sich selber importiren darf, aber er muß sich im Klingeln üben und da er grade vorüberging, dachte er: du klingelst einmal, hältst die Erinnerung an deine interessante Persönlichkeit warm und meldest zugleich deinen zwei Stunden später berechneten Besuch an.

Glücklicherweise tritt während des Essens keine fernere Störung ein, man darf sich sogar erfrechen, ein wenig über die inneren Angelegenheiten des Hauses und der Familie zu sprechen, aber die Stunden fliegen und es ist drei Uhr. Trotz des Corridors und einer Doppelthür macht sich das Abkratzen von zwei dickbesohlten Stiefeln hörbar; so kratzt nur der alte Student aus Heidelberg die Beine ab! Der alte Student aus Heidelberg hat einmal ein Empfehlungsschreiben von werther Hand gebracht und sündigt seitdem durch seine Gegenwart noch auf diesen längst abgelaufenen Ablaßzettel.

Mit süddeutscher Gemüthlichkeit betritt der alte Student das Zimmer und kündigt an, daß er gekommen sei „ä bissel zu plaudern.“

Wenn ein vielbeschäftigter Mensch eine Sprechstunde hat, so ist diese für das Geschäft da, vernünftige Leute benutzen sie mit Discretion, man verständigt sich rasch und

freundlich, man macht keine unnützen Worte, aber es giebt langweilige Kanaillen, zu denen einmal freundlich sein, sie nie wieder loswerden, heißt. Sie erzählen euch stets dieselben alten Geschichten wieder, fragen euch aus, rauchen unaufgefordert eure guten Cigarren und beklagen sich, daß ihr sie nie zum Mittagessen einladet. Die Welt mag durch diese Selbstschätzung des Menschen erhalten werden, aber der Einzelne geht daran zu Grunde und verhungert zuletzt. Unstreitig ist die furchtbarste Eigenschaft des alten Studenten, daß er seine Rede stets mit der entsetzlich höhnischen Redensart einleitet: „Ich weiß, daß Sie wenig Zeit haben, ich will Sie auch nicht lange aufhalten, aber ich möchte Sie gern wieder einmal sehen.“ Spricht's und brennt sich eine Cigarre an, während seinem Wirthe das Feuer auf den Nägeln brennt.

Nun kommt Israel aus Odessa.

Was will Israel? Geld will Israel. Am schwarzen Meere ließ ihn musikalischer Ehrgeiz nicht schlummern und er kam nach Berlin und will Geld, um Musik zu studiren.

Geld will er? von einem Schriftsteller? — Nein, aber der Schriftsteller soll für ihn beneln geben, auf den blauen Dunst hin, und Odessa ist hartnäckig und läßt sich nicht durch Wind und Wetter abschrecken.

Eben will Israel von Odessa seine gewöhnliche Standrede beginnen, als die Thür aufgerissen wird, ein junger beliebter Componist hereinstürzt, der die liebenswürdigste aller Angewohnheiten besitzt, nur von sich selber zu reden, euch in die Arme schließt und freudig sagt: „Endlich habe

ich Sie, nun will ich aber auch recht lange hier bleiben.“ Jetzt geht es los; wo er gestern gewesen ist, wo vorgestern und wo vorvorgestern; wohin er morgen gehen wird, wohin übermorgen und überübermorgen: was er componirt hat und was er componiren wird; was er dir jetzt gleich vorsingen wird und was erst am Abend.

Das junge Odessa, das noch immer an der Thür steht, faßt Muth, rückt näher und hat offenbar den Plan, sein Niederlassungsrecht in Anspruch zu nehmen, das alte Heidelberg wird urplötzlich sicher, zieht einen Stuhl an das Sopha, legt ein Bein herauf und stippt die Asche der Cigarre an dem Rande eines sauberen Schreibzeuges ab, auf das ihr den Werth eines treuen Handwerksgeräthes legt.

Aber das Maß ist zum Ueberlaufen voll. Ihr knöpft den Rock zu, räuspert euch wie Cicero und sprecht: „Meine Herren, da ich sehe, daß Sie alle Drei sehr wenig Zeit haben, so wäre es von mir eine Gewissenlosigkeit, Sie dieses kostbaren Artikels zu berauben!“

„Ich will Sie nicht länger aufhalten!“

„Da ich noch beinahe einen viertel Druckbogen für zwei auswärtige Zeitungen zu absolviren habe und der Abgang der schlesischen Post sowohl als der rheinischen unerbittlich und gesetzlich feststeht, so kann ich es vor meinem Ehrgefühl nicht verantworten, Sie länger zu bitten, Ihre dringenden Geschäfte um meinetwillen aufzuschieben, und bin bereit, Ihnen eine oder mehrere Droschken zu holen, denn es ist besser, daß Sie sofort in Droschken auf Ihre Kosten abfahren, als daß ich einen Nachtboten extra nach dem eine halbe Meile weit entfernten Bahnhofe schicke.

Brennen Sie sich gefälligst frische Cigarren an, während meine Studirlampe gebracht wird, und wärmen Sie Ihre Paletots an jener heißen Stelle am Ofen."

Odessa, Heidelberg und Berlin sehen einander verdutzt an, merken aber die Wahrheit der Verzweiflung und greifen nach den Hüten. Ihr aber gebt strenge Anweisung, daß ihr nicht zu Hause seid, schließt die Thür des Arbeitszimmers nach dem Corridor fest ab und schraubt die Lampe höher, nachdem ihr die Wettervorhänge und Gardinen herabgelassen habt.

So wird der Tag eines armen Scribenten verhunzt.

Der Stadtreisende.

I.

Ehrgeiz und Gewinnsucht führen den Menschen ungleiche Bahnen. Den Einen treibt es aus Neu-Cöln am Wasser und der Königstraße nach Californien, der Andere findet sein Californien in der Königstraße und Neu-Cöln am Wasser. Jener steigt an den Bergabhängen der Cordilleren empor, die Physiognomieen der Vulkane zu studiren und fürchtet nicht, in Klüfte und Abgründe zu stürzen, dieser klettert mit Calicotproben und Futterkattun bis in das vierte Stockwerk empor, studirt die Physiognomieen der Menschen und bebt nicht vor dem Gedanken zurück, gewaltsam vier beinzerschellende Treppen hinabgeschleudert zu werden. Es giebt Weltreisende, aber es giebt auch Stadtreisende. Wir haben nur einen Verfasser des Kosmos, aber wir besitzen unzählige Straßentouristen und fahrende Kosmopoliten des Handels.

Der Stadtreisende ist ein Mann, dessen Heimath in einem fernen Büreau und Waarenlager für Kaffee, Zucker, Rum, Farbestoffe, Wolle und seidene oder baumwollene Waaren u. dgl. m. liegt; er befährt die Häuser einer

Stadt, um diese Waaren abzusetzen und lebt von der Tantième, welche ihm sein Haus zahlt. Für gewöhnliche Reisende ist das Wort Gastfreundschaft ein schöner Laut; der Stadtreisende kennt keine Gastfreundschaft. Obgleich in einer civilisirten Welt, lebt er dennoch allen Gefahren ausgesetzt, wie sie nur der unvorsichtige Umgang mit den Nationen mit sich bringt, welche die ehrwürdige Sitte bewahren, entweder den unvorsichtigen Ankömmling zu scalpiren, oder ihn nach englischer Sitte halbgar gebraten als Diner einzunehmen. Das Bewußtsein, fortwährend Drangsalen und Gefahren ausgesetzt zu sein, als da sind: Abklemmen von Fingern, welche unvorsichtig zwischen eine unwillig und schnell zugeschlagene Thür geschoben sind, Bisse von kleinen oder bösartigen Hunden, Ricochettschüsse von Borstwischen und Besenstielen, Kernschüsse von Schemelbeinen, Ueberschwemmungen von Aufwaschwasser; dieses Bewußtsein giebt dem Stadtreisenden eine siegesgewisse Ueberlegenheit über die Menschen, wie sie sonst nur Marmorbildern der alten Welt und modernen Ministern eigen zu sein pflegt. Eine antike Festigkeit ruht auf dem Exterieur des Stadtreisenden, er ist der Mann, den die kleinen Wechselfälle des Lebens nicht mehr erschüttern; der Mann, der stets ein wechselfälliges Leben führt. Wie der alte Lacedämonier, wenn er in die Schlacht ging, putzt er sich vor seinen Stadtreisen; wie jener sich nie von seinem Schilde, so trennt er sich nie von seinen Proben.

Sein Privatleben selbst bildet mit den Stürmen und großen Ereignissen seiner äußeren Existenz einen friedlichen lieblichen Contrast; sanft verrinnt es zwischen Ma-

caſſaröl und Bartwichſe. Wie die Helden der Sage kehrt er nach unglaublichen Thaten und mythiſchen Kopfnüſſen, an denen das gewöhnliche Menſchenkind zu Grunde geht, Abends an ſeinen Heerd zurück und übt ſanfte Künſte des Friedens. Ein reines Gewiſſen und eine Violine mit geflickter E-Saite ſind des ſtadtreiſenden Menſchen ſchönſtes Ruhekiſſen.

Der Stadtreiſende erhebt ſich Morgens um neun Uhr von ſeiner Pferdehaarmatratze, ſteigt auf das Bärenfell vor ſeinem Bette, und wirft einen fragenden Blick in den Trimeau, der hart vor ſeiner Schlummerſtätte aufgeſtellt iſt, damit bei dem jedesmaligen Lever des Stadtreiſenden der ſchönſte Menſch des Erdenrunds: ſein Spiegelbild anweſend ſei. Nachdem das Reſultat dieſer Beobachtung zufriedenſtellend ausgefallen iſt, denn der Stadtreiſende iſt ein Mann, der als ſelten begabter Geiſt mit ſeinem Zeitalter fortſchreitet und alle Phänomene der Glatze und Krähenfüße an den Augen mit dem Entwicklungsgange der Geſchichte philoſophiſch vereinbart, ſchleudert er mit einer ſchwungvollen Gebehrde, die er von Rott als Lear gelernt hat, ſeinen violetten manchesternen Schlafrock über die Achſeln und zieht mit herablaſſendem Geſtus rothſaffianene Morgenſtiefeln an. Da er weiß, daß es auf Erden für den Menſchen keine demüthigendere Stellung giebt als die des Stiefelanziehens, bei der ſich ſelbſt die Mächtigen der Erde bücken müſſen, ſo unternimmt er dieſes Geſchäft fern von dem Spiegel in einer dunklen Ecke. Niemand darf Zeuge dieſer Erniedrigung einer gebietenden Natur ſein. Alsdann wirft der Stadtreiſende

einige Phraſen aus Beliſar oder der Sonnambula hin. Er ſingt ja den Elvino ſowohl als den Alamir ausgezeichnet und prüft ſein Falſett in einigen ganz beſonders ſchwierigen Tonverbindungen. Da er Urſache hat mit ſeiner Stimme nicht ganz zufrieden zu ſein und namentlich das hohe C nicht prompt und ſonor anſpricht, klingelt er und beſtellt bei der Wirthin das Gelbe von einem Ei mit zerſtoßenem Zuckerkand. Bis das Ei kommt, geht er im Zimmer auf und ab und malt ſich die traurigen Folgen aus, die für ihn aus dem Verluſte ſeiner Stimme entſtehen könnten, denkt an den verfluchten Weinreiſenden, ſeinen muſikaliſchen Feind, der mit ihm um die Palme des erſten Tenors unter den Stadtreiſenden kämpft und zerknirſcht endlich mit einer Haſt und Erbitterung den Zuckerkand, als ob er den verfluchten Weinreiſenden ſelber zwiſchen den Zähnen hätte. Nach der Beſorgung der künſtleriſchen Angelegenheiten folgt der Kaffee, den der Stadtreiſende mit hohem Anſtande einnimmt. Als beleſener Mann und genauer Kenner der Sitten alter und neuer Zeiten hat er gefunden, daß namentlich die orientaliſchen Völker einen eigenthümlich großartigen und klaſſiſch ruhigen Anſtand in den Situationen des Kaffeetrinkens und Tabacksrauchens entwickeln ſollen. Er hat ſich deshalb ein Nargileh zugelegt und raucht ſeine Waſſerpfeife, ſitzend auf dem Sopha mit untergeſchlagenen Beinen. Leider muß er ſich ſelbſt ſagen, daß die nach Schönheit dürſtende Menſchheit um ſeinen Anblick komme und daß er jenem Kunſtwerke gleiche, das nach des Philoſophen Definition gar nicht exiſtire, wenn es in den Urwäldern

Südamerika's verborgen sei, da der Begriff des Kunstwerkes erst durch den Beschauer vollendet werde. Der Stadtreisende wechselt deshalb das Sopha mit dem Fensterkissen, auf welches er sich zwar nicht mit untergeschlagenen Beinen setzt, aber doch mit verschränkten Armen stützt, nachdem er die Wasserpfeife mit einer Cigarre vertauscht, den rothen Carneolsiegelring an den Zeigefinger gesteckt und sein Haupt mit dem Fez bedeckt hat. Der ächte Stadtreisende trägt nämlich öffentlich nur den pariser Gibus, privatim nur den Fez. Er deutet damit an, daß sein Herz allerdings an den gastfreien Gewohnheiten der Orientalen, an Haremssitten und Mokkaphantasieen hänge, daß ihm aber auch die Neuerungen und Fortschritte der türkischen Civilisation wohlbekannt seien. Im Geheimen wiegt er sein Herz in der süßen Hoffnung, vermöge des Fez, wenn nicht für den Gesandten der hohen Pforte selber, so doch für einen ächttürkischen Attaché gehalten zu werden. So öffnet er mit großem Geräusch beide Fensterflügel und bläst wie ein Packetboot, das seine Dampfkraft prüfen will, einige schnelle blaue Wolken in die Straßenluft hinaus. Da es etwas kühl ist, kehrt er um und legt ein Cachenez mit türkisch-rothem Grunde und blauen Blumen an. Jetzt folgt die sofortige Prüfung der Fenster des gegenüberliegenden Hauses, in dem einige Mädchen und Frauen wohnen, deren Herzen gebrochen zu haben der Stadtreisende sich schwere Vorwürfe und manchen kummervollen Moment macht. Diese Mädchen und Frauen sind, um dem Anblick ihres gefährlichen Adonis zu entgehen, so weit gekommen, wenn er zu Hause

iſt, ſämmtliche Vorhänge und Fenſter nicht zu öffnen, und der Stadtreiſende billigt, wenn auch mit dem leiſen Bedauern, daß zu viel Liebenswürdigkeit und Schönheit am Ende auch ihren Beſitzern verderblich zu werden pflegen, dieſe ſtrenge aber weiſe Maßregel.

Der Stadtreiſende ſtellt nun einige Betrachtungen und Beobachtungen über ſich ſelbſt an, welche die Zukunft des Tages zum Gegenſtande haben, aber erſt ſpäter enthüllt werden dürfen; der große Moment der Toilette rückt immer näher. Ihm voran geht der noch größere des Friſirens. Unſer Mann hält in der Farbe ſeines Haares die richtige Mitte zwiſchen dem Goldhaar des alten braven Teutonen Arminius und dem nächtlich-ſchwarzen Nathan, der, obwohl nur in Calico machend, doch durch ſeine furchtbare Zudringlichkeit unſerem Helden das Terrain ganzer Stadttheile verdirbt. Sein Haar richtig geſcheitelt, macaſſargeölt, mit Bandeauline getränkt, ſchlägt die verbrauchten Gleichniſſe der Dichter aus dem Felde. Von jetzt an werden die lyriſchen Poeten ſich nicht mehr in dem blauen Auge der Geliebten, im ſilbernen Bache, in der glatten Eisfläche und ihrer eigenen Narrheit ſpiegeln, ſondern in dem blanken Scheitel der Stadtreiſenden. Wie jener Römer bringt er vor dem Spiegel Stunden lang zu, ein einziges widerſtrebendes Haar der richtigen naturgemäßen Locke anzureihen. Iſt aber dieſes Werk vollendet, dann überkommt dem Stadtreiſenden Siegesgewißheit, er ſtürzt eilig in ſeine Kleider, ſchmückt das Oberhemd mit einer rieſenhaften Nadel, als deren Knopf irgend ein fabelhaftes Thier aus getriebenem Golde prangt, ergreift

das Stöckchen mit dem elfenbeinernen Frauenknie, woran er auf der Straße zu käuen pflegt, drückt den Gibus verwegen aber nur locker auf das duftende Gelock und geht am Horizont der Straße in lackirtem Gestiefel auf.

Diese Zeilen, die nur vom Privatleben des Stadtreisenden handeln, berühren noch nicht das wüste Treiben seines geschäftlichen Treibens; wir finden ihn wieder am späten Nachmittage, beschäftigt mit einer Partie „Sechs und Sechszig" oder den ultratalmudistischen Spielen „Franzefuß" und „Klabbergaß." Als Mann von Geist pflegt er regelmäßig in diesen Spielen seinem Gegner einige Thaler abzunehmen und gewöhnlich unvorsichtige Neulinge des Provinzialhandels, Jünglinge, die erst seit kurzer Zeit in das Reisenzgeschäft eingerückt sind und es für die höchste Ehre erachten mit dem so berühmten Reisenden zu spielen, in aller Form Rechtens einzuschlachten. Dann sieht der Stadtreisende nach seiner großen Cylinderrepetiruhr mit stehenden Secunden, rückt vor dem Spiegel die Cravatte zurecht und begiebt sich in die Gesellschaft, deren Zierde er heute eben ist.

Die Gesellschaft, zu der sich der Held des Tages begiebt, ist folgerichtig eine musikalische und zwar eine vokal-instrumentale. Vier junge Handlungsreisende haben ein reizendes Männer-Quartett begründet, das sich befleißigt, nicht nur des Deutschen und Preußen Vaterland, sondern auch einige Lieder von Kücken und Schäffer mit besonders ergreifenden Nasaltönen der Tenöre und rücksichtsloser nie endender Tiefe der Bassisten vorzutragen. Nicht flennt schneidender der Kapellhammer zum Mit-

himmel, kein Hund jammert wehmüthiger ob seines getretenen Schwanzes, als der einsame Gesang der Stadtreisenden, wenn er aus der Höhe des oberen Geschosses über die Straße schallt und von allen Kranken und Wöchnerinnen verwünscht wird. Für dieses Quartett hat unser Stadtreisender sein Falsett aufgespart, hier ist die Arena für sein hohes C, hier lacht er über die kümmerlichen Anstrengungen von Leuten wie Rubini und Moriani. Nur die Eifersucht, mit der er über seinen Ruhm wachen muß, verbittert zuweilen die sanfte Stimmung, die in seinem Busen wohnt und anderen Sterblichen durch seine süßen minniglichen Klagelaute mitgetheilt wird. In dieser Gesellschaft läßt er sich endlich auch, durch die Bitten der Frau vom Hause und mehrerer Töchter, nicht der Freude, sondern des Schmerzes, erweichen, seine berühmte Arie des Alamir: Zittre Byzanz! zu singen, wobei alle Gegenstände im Zimmer, die nicht niet- und nagelfest stehen, mit Byzanz zittern. Nach der Arie bringt man das Gespräch auf die Kraft der Stimmen und der Stadreisende erzählt zum zweihundertfünfundsiebenzigsten Male die Geschichte von dem Bierglase, das er an der Table-d'hôte zu Teplitz „zersungen" hat, indem er sein C darin kräftig aushielt.

Nach diesem Nonplusultra der Gesangskunst kann das Streichquartett einiger jungen Leute, die im Gebrauch ihrer Instrumente, durch ihre an ewigem polarischem Froste leidenden Hände sehr verhindert werden, nur unbedeutende Sensation erregen. Sie spielen ein Quatuor von Beethoven so kostbar, daß gerechterweise diese Instrumente nie wieder zu profanem Gebrauche entweiht werden, sondern

ihnen unmittelbar nach dem Rondo auf den Köpfen zerschlagen werden müßten. Nach dem Abendessen, das durch einen improvisirten kalten Punsch eine poetische Zugabe erhält, an der unser Stadtnomade seiner Stimme wegen leider keinen Theil nehmen darf, singt er noch einige Couplets leichterer Art, zu einer Guitarre mit blauem Bande und küßt die Tochter des Hauses hinter einer Thür herzhaft ab, wobei etwas Bartwichse auf ihren zarten Wangen sitzen bleibt.

Gegen elf Uhr trennt man sich, um den heiteren Verlauf des Tages in Hollerbachs Colosseum in göttergleicher Natürlichkeit mit privilegirten Bacchantinnen zu beschließen.

So sieht die heitere Seite eines stadtreisenden Daseins aus.

II.

Es ist psychologisch interessant, wenn auch wehmuthserregend, daß der Stadtreisende durch eine übergroße Liebe zu sich selbst, die Schrecknisse der Welt in seinem Innern zu betäuben und seiner Phantasie idyllische Richtungen zu geben sucht. Nicht alle Reisende lieben die Musik, obwohl dieses Steckenpferd, das am meisten geritten zu sein pflegt. Auch andere Künste, durch deren Ausübung man sich leichter in die Herzen und Thüren der Menschen zu schleichen vermag, sind bei ihrer Zunft beliebt. Einige sind schlechte Portraitmaler und trennen sich nie von einem Kasten mit bunten Stiften und einigen Fläschchen halb

vertrockneter Oelfarbe. Sie haben ewig in ihrem Zimmer eine Staffelei mit einem Gemälde ſtehen, das wie die Weltſchöpfung nie fertig wird, ein Gemälde, an dem im hohen Sommer die Fliegen als muſiviſche Künſtler mitarbeiten. Stadtreiſende dieſer Art verfallen leicht in eine ſchwermüthige Haltung, wiſſen Oehlenſchlägers Correggio auswendig und tadeln gern den Undank der Großen gegen die Kunſt und die Lauheit des Publikums gegen die armen Künſtler. Sie behaupten von ſich, daß ſie eigentlich mit einem unverkennbaren Talent zur Bildhauerei auf die Welt gekommen, aber durch ihren Beruf von dieſer großartigen Kunſt abgekommen ſeien. Wer ein ſo bewegtes Leben führe, könne ſich nicht mit Marmor und Meißel umherſchleppen. Wenn man auf einer Kunſtausſtellung einen jungen Mann mit elegiſch gekämmtem Haar, luguber geſtutztem Backenbart und großen blendendweißen aber zurückgeſchlagenen Manſchetten, die Hände auf dem Rücken gefaltet und in ihnen einen Catalog, mit finſterer und unzufriedener Miene vor dem großen Oelbilde irgend eines berühmten Künſtlers ſtehen ſieht, kann man darauf rechnen, den maleriſchen Stadtreiſenden vor ſich zu haben. Ebenſo ſicher kann man aber annehmen, daß ein gewiſſes Portrait in der Ecke, welches einen jungen Mann vorſtellt, der beim ſchwärmeriſchen Schimmer des Mondes einen Preiscourant betrachtet, das Conterfei ſeines eigenen Götterbildes iſt, unter dem nicht das gelehrte „ipse fecit“ fehlt. Unglückliche Familienväter, die von ihm einmal Waare genommen, und lebende Töchter haben, können ſich ſeiner in dieſem irdiſchen Jammerthale nicht mehr er-

wehren. Gleich dem Podagra und dem Hunde verläßt er ſolche Leute nicht wieder, ſondern portraitirt die Töchter und putzt die Bilder alljährlich, wie die Holländer ihre Häuſer, mit friſcher Farbe wieder ab.

Andere ſammeln Conchylien, Käfer und Schmetterlinge und beſitzen einige Kenntniſſe in den Naturwiſſenſchaften. Sie treiben einen Tauſchhandel mit Doubletten und dringen ſo in Häuſer und Familien, die ihnen ſonſt ewig verſchloſſen bleiben würden. So mancher harmloſe Inſectenſammler hat ſeinen wiſſenſchaftlichen Eifer durch eine ihm angeſchmierte ſchlechte Wein- oder Cigarrenſorte ſchmerzlich enttäuſcht geſehen. Der Stadtreiſende dieſer Art bleibt ſtets heiter. Sein Motto iſt, daß die Natur gleich ihm ewig vergnügt ſei und nichts von Kummer und Herzeleid wiſſe.

Eine ganz beſondere ernſte und würdige Sorte von Stadtreiſenden ſind die Sammler von Meerſchaumpfeifenköpfen, mit denen ſie nach Befinden der Umſtände auch einen kleinen Handel zu treiben lieben. Gewöhnlich pflegen dieſe Herren vielgeprüfte ältere Männer zu ſein, die etwas erſpart haben und ſich bald etabliren wollen. Junge Stadtreiſende ſind dieſer Liebhaberei ſelten ergeben.

Der Wahnſinn, in den die jungen Stadtreiſenden am leichteſten verfallen, iſt die fixe Idee, daß ſie feine Reiter ſeien. Ein edler Stolz und das Bewußtſein einer höheren Lebensaufgabe hält ſie jedoch ab ſich unter die gemeinen Sonntagsreiter zu miſchen. Sie beſuchen die Buden der Kunſtreiter, unterhalten Liebſchaften mit den Schulreiterinnen, kommen mit vertraulicher Miene aus den Stallun-

gen, während die Vorstellung dauert, und zeichnen sich durch silberne spiegelblank geputzte Sporen aus. In ihren eigenen Reitversuchen werden sie von einem unerklärlichen Mißgeschick verfolgt, weshalb die Mehrzahl von ihnen aus den Reihen der praktischen, in die der theoretischen Reiter übergegangen ist. Durch die Beobachtungen wahlfähiger gesetzter Männer ist festgestellt worden, daß einige den Unwillen der von ihnen gerittenen Miethspferde in einem so hohen Grade gereizt haben, daß diese sie mit den Zähnen beim Fuße gepackt und aus dem Sattel gezogen haben. Thatsachen, welche die Erziehung der preußischen Miethspferde, als auf einer sehr niedrigen Stufe stehend, erscheinen lassen. Man findet den reitenden Stadtreisenden am häufigsten an Wochentagen in Charlottenburg, wo er vor dem türkischen Zelt auf und absprengt, so lange es nämlich seinem Pferde gefällig ist, ihm diese Freude zu machen.

Andere Stadtreisende haben unzertrennliche Bündnisse mit Hunden geschlossen. Der Bulldogg ist bei ihnen besonders beliebt, weil er nach ihrer Angabe vortrefflich beißt. Diese Reisende pflegen verbitterte menschenfeindliche Gemüther zu besitzen und Rachegedanken gegen treulose Kunden und grobe ablehnende Charaktere zu besitzen. Sie phantasiren gern in Zwielichtsstunden davon, solche Individuen von ihrem Bulldogg zerreißen zu lassen. Ein feiner geschäftsmäßiger Zug an ihnen ist, daß sie ihre Hunde nie im Amt mitnehmen, um alle etwaigen blutigen Conflicte zwischen ihren und anderen Hunden oder sehr beliebten Hauskatzen zu vermeiden. Meistens besitzen sie

auch einige thierarzneiliche Kenntniſſe, treiben Würmer ab, ſcheeren intimen Freunden allerhöchſt eigenhändig ihre Pudel, und ſind, wenn ſie Jagd- und Hühnerhunde beſitzen, leidenſchaftliche Jäger. Zuweilen bemerkt der Menſchenkenner an letzteren einen Zug von tiefer Schwermuth, der daher rührt, daß ſie einen unvorſichtigen Freund auf der Jagd erſchoſſen haben. Glücklicherweiſe iſt dies nur eine Münchhauſeniade.

Die literariſchen Stadtreiſenden machen eine beſonders diſtinguirte Klaſſe aus. Dieſe Kategorie wird nicht ſowohl von denen gebildet, welche ſchreiben, denn außer ihren Tagebüchern und ihrer Correſpondenz nach außerhalb pflegen ſie keine ſchriftſtelleriſchen Reſultate zu erzielen, als von den Liebhabern der klaſſiſchen Literatur. Man muß es auffallend finden, daß dieſe höheren Stadtreiſenden eine grimme Verachtung gegen die neue Literatur nähren und mit Liebe an den älteren, namentlich an Göthe hängen. Einer von ihnen, der auch ſtark im Tenor und mit der Palette war, konnte von keinem anderen Dichter, als von Göthe reden hören. Wilhelm Meiſter kam nie von ſeinem Cylinderbüreau und in Geſellſchaft pflegte er gern das Geſpräch auf die Farbenlehre zu bringen. Dieſer junge Mann bereiſte die Stadt im Intereſſe des Colonialwaarenvertriebes eines großen engliſchen Hauſes.

III.

Iſt das Privatleben der Stadtreiſenden durchſchnittlich ein von anakreontiſchen Beluſtigungen durchwebtes,

ein Kleinarkadien, so erliegt ihre öffentliche Beschäftigung, ihr Beruf sich verschiedenen und hartnäckigen Naturen anpassen zu müssen, den bittersten Unannehmlichkeiten. Das Schicksal raubt ihnen mit der Linken, was es ihnen mit der Rechten geschenkt hat; aber es stählt sie die Erfahrung und das unerschütterlichste Selbstvertrauen. Als Goethe jene denkwürdigen Verse in seinem Tasso niederschrieb: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, doch ein Charakter in dem Strom der Welt", hatte er gewiß den Stadtreisenden vor sich und es war ihm so eben ein Anker Niersteiner oder Laubenheimer aufgeredet worden.

Alle Typen der Stadtreisenden auszuführen, geht weit über den spärlichen Raum eines Aufsatzes hinaus; der Stadtreisende harrt noch seines Büffon. Nur einige in die Augen fallende Nuancen können hier zu ihrer Geltung gelangen. Das Leben der Wein- und Tabacks-Stadtreisenden ist Großstädtern am interessantesten; diese beiden Klassen zu beobachten, ist ihm die meiste und fruchtbarste Gelegenheit geboten. Aber auch unter ihnen giebt es fast ebensoviel Spielarten als Individuen und es lassen sich eben nur gewisse großartige Grundzüge des Naturells, als Zudringlichkeit, dickes Fell und Maulfertigkeit als maßgebend festhalten. Der Weinreisende ist die bekannteste aber auch verfolgteste und gemiedenste Species. Als die edle Gattin eines reichen Weinhändlers erfuhr, daß ihr ältester Sohn, der im Geschäfte des Vaters war, seinen ersten Ausflug in die Welt als Weinreisender machen sollte, verfiel sie, eingedenk des Ruhmes der Ahnen, sie war eines geheimen Rathes Tochter, in Verzweiflung und

wollte ſich von ihrem Gemahl ſcheiden laſſen. Nur den Vorſtellungen des Familiengeiſtlichen, daß ohne Gottes Willen, dem Menſchen kein Haar auf ſeinem Haupte gekrümmt werde und daß der Weinreiſende wie der Sperling auf dem Dache, unter dem Schutze des Herrn ſtehe, gelang es, die unglückliche Mutter zu beruhigen und durch die Religion zu ſtärken. Der Sohn reiſte ab und kam nach einem Vierteljahre zurück mit einem Zittern der Hände, das er ſich durch den übertriebenen und erzwungenen Genuß des Weines zugezogen hatte. Er zitterte ſo lange, bis er an einem Morgen nicht mehr zitterte, weil er todt war.

Er war zu jung zum Weinreiſenden geweſen. Es iſt nothwendig, daß der Reiſende dieſer Art ein geſetzter Mann ſei, da aber keiner in ſeinen beſten Jahren auf die Welt kommt, ſondern erſt allmälig heranwächſt, pflegt man die jüngeren Weinreiſenden zuerſt gern über Land zu ſchicken. Der Stadtreiſende in Wein muß ein Mann reiferen Alters ſein, ein Mann, der alle Gefahren des Weines hinter ſich hat. Er beſitzt eine kalte unerſchütterliche Ruhe, die leider ſeine jungen und grünen Weine nicht zu theilen pflegen. Wenn er in euer Zimmer tritt, macht er den Eindruck eines philoſophiſchen Kopfes, deſſen Anſichten durch viele Leiden geläutert und befeſtigt ſind. Mehr blaß als geröthet, iſt er meiſtens eher mager als fett und nichts verräth an ihm den Weintrinker. Nur der ſcharfe Beobachter erkennt in ihm an gerißen Putzgegenſtänden, welche eine erhitzte Einbildungskraft verrathen, den Reiſenden. So pflegt er an ſeiner zarten goldenen Uhrkette ſehr gern

eine Menge kleiner französischer Verloquen zu tragen, um sie nach Tische oder in sonstigen ruhigen Momenten abzuschrauben und zur Unterhaltung der Gesellschaft umherzureichen. Obgleich er den Rock zugeknöpft trägt, guckt doch am Halse der Kragen hervor und verräth einen Sammet von greller Farbe, die wahrscheinlich der gewöhnliche schlichte Civilist nie tragen wird. Der tief erfahrene Reisende und Kenner der Privatmenschen, auch wenn er nicht mehr auf seinem Angesicht jenen Pfirsichhauch der Jugend hat, muß stets etwas geeignet Auffallendes bei sich haben, die Aufmerksamkeit der Menschen zu fesseln. Ein großer Champagnerreisender, eine Art moussirender Rothschild besaß u. a. eine Tabacksdose von getriebenem Golde, welche das Champagnerlied aus dem Don Juan spielte. Mit Hülfe dieser allerdings kostbaren Dose konnte er in jedem Augenblicke nach Belieben das Gespräch auf seine Waare bringen. Dieser Mann war aber auch der Neid der ganzen Schule und berühmt wegen seiner Geschäfte. Ein anderer trug einen sauberen Stock, der aus einer Weinrebe zugerichtet war und als Knopf einen Smaragd besaß. An diesen Stock pflegte er die Geschichte des Weinberges zu knüpfen, aus dem er stammte, um so seinen Zuhörer unvermerkt und allmälig in die Tinte zu bringen.

Man theilt die Stadtreisenden in Wein in zwei Klassen. Die eine geht zu den Weinhändlern, die andere nur in die Privathäuser. Die erste Klasse ist die solidere, bessere, da sie ausschließlich mit Kennern zu thun hat. Im Ganzen sind ihr die kleineren Kunstgriffe des Metiers fremder und das Exterieur ihrer Mitglieder täuscht selbst

ein erfahrenes Auge. Ein hagerer, ernſter Mann, der bei Tiſch nur Waſſer trank, von Bildern und ſchwarzer Kunſt ſprach, am Magen litt und aus einer hölzernen ſchlechten Doſe ſchnupfte, reiſte für ein großes rheiniſches Haus. Dagegen entdeckt man wieder Anomalien der ſchreiendſten Art. Einer dieſer Stadtreiſenden ſchminkt ſich noch heute roth und weiß, ſchnallt ſeinen Rock inwendig zu, wie die ruſſiſche Garde, trägt ſeit zwanzig Jahren Haar und Schnurrbart von herrlicher acherontiſcher Schwärze und wähnt das weibliche Berlin in ſich verliebt. Der Wahrheit zu Ehren ſei hier aber bemerkt, daß dieſer Mann nicht Weinreiſender, ſondern für ein londoner Haus Rumreiſender iſt. Die erſte Klaſſe ſteigt Vormittags in die Weinkeller der Hauptſtadt hinab, erkundigt ſich nach den Principalen, beſtellt ein Frühſtück und verwickelt den Principal in ein Geſpräch über den muthmaßlichen Ausfall der Jahresernte. Von dieſem Geſpräch aus müſſen nun die unſichtbaren Fäden geſponnen werden, in deren Gewebe der Weinhändler zuletzt mit der Einwilligung zu einer Probe erliegt. Dieſe Probe iſt ſchon ein halber Sieg des Stadtreiſenden, das Prävenire zum eigentlichen Sündenfall. Am Tage der Probe ſtellt er ſich mit ſechs bis acht kleinen Fläſchchen ein, in welche allezuſammen kaum ein halbes Quart geht. Die Hälfte jedes Fläſchchens wird in ein Weinglas gegoſſen und je Fläſchchen und Glas nebeneinander poſtirt, worauf Principal und Weinreiſender, riechen, koſten, ſchnüffeln, wieder koſten, ſchmatzen, ſchütteln, gegen das Licht halten, von Oben und Unten betrachten. Hat ſich der Principal für eine Sorte ent-

ſchieden, ſo werden die Nektarſorten wieder vorſichtig, als ob ſie flüſſiges Gold wären, in ihre Fläſchchen zurückgegoſſen und der Reiſende zieht weiter. Er hat ſeinen Tag nicht verloren, ſondern ſchreibt die Beſtellung ſofort nach Hauſe.

nunc est bibendum
nunc pede libero pulsanda tellus

Und er fährt mit Baſſiſten des Theaters, die ſeine Freunde ſind, nach Potsdam.

Die zweite Klaſſe iſt die gefährlichere. Wer beſäße einen, wenn auch noch ſo kleinen Weinkeller und könnte an ſeinen Magen ſchlagen und ſagen, er hätte ihn nicht wenigſtens einmal durch die Schuld eines dieſer Stadtreiſenden verdorben. Es iſt leider nur allzuwahr und wirft abermals einen betrüblichen Reflex auf den deutſchen Volksſtamm, daß dieſe Herren das meiſte Weh und Uebel durch vaterländiſche Weine anſtiften. Da war einer unter ihnen, der Vieler Sündenbock ſein mag, den die Natur knorrig und verwachſen, wie die unſcheinbare Rebe ſelber, geſchaffen hatte. Wenn er ſaß, konnte er nur mit Hülfe eines dicken ledernen Kiſſens über dem Horizont des Tiſches ſichtbar werden, aber in dieſer gebrechlichen ſterblichen Hülle wohnte ein weitſehender, gewaltiger und feiner Geiſt. In weſſen Haus er trat, der war verloren und ſein Keller mit einem elenden Krätzer belaſtet. Keine Sorte auf Erden war ſo ſauer; er hatte doch ſüße Worte für ſie. Kein Jahrgang war ſo matt; er hätte ihm nicht mit geiſtreichen Worten aufgeholfen. In den Reden dieſes Krüppels duftete und perlte aller Geiſt und Zauber, der ſeinen ſämmt-

lichen Weinen fehlte. Er umſpann die Seele mit himmliſchen Schmeicheleien und lockte das Geld aus den Taſchen, wie der Rattenfänger von Hameln die lieben Kinder aus der Stadt, aber ſein Krätzer ſtürzte dem Leichtgläubigen wie ein krallender Wüthrich in den Bauch. Die freudigſten ſtrahlendſten Etikette ſchmückten mit Gold en quatre voleurs ſeine Flaſchen, aber wer ſie leerte, über den fielen die Dämonen der Kolik, die Geiſter des Hämorrhoidalismus, die Heren des Bleizuckers und Schwefels her, der wälzte ſich Nachts ſchlaflos auf ſeinem Lager. Oft vor Gericht geſtellt, ward der Mann ſtets freigeſprochen. Bei Ueberfluß an Klägern fehlten ſtets triftige Beweiſe. Es ſtand in den Sternen geſchrieben, daß die Welt von dieſem Ungeheuer befreit werden ſollte. Ein Profeſſor der Geſchichte, leichtgläubiger und in ſich verſunkener Gelehrte, war oft von ihm hintergangen, zuletzt an den Rand des Grabes geführt worden; er hatte ihm Rache geſchworen. Lange war der Profeſſor zweifelhaft geweſen, ob er ihn durch Gift oder Dolch, ob durch Liſt oder Gewalt fällen ſollte. Nach langem Zweifel zog er den ſpaniſchen Rohrſtock vor. Als der Stadtreiſende kam, um ihm eine mit dem Namen Laubenheimer bezeichnete concentrirte Eſſigſäure anzuempfehlen, fiel der Profeſſor über den rheiniſchen Säuerling her und hieb ihn durch, wie Sterbliche nur in den mythologiſchen Zeiten durchgehauen wurden. Eine fabelhafte Geldſtrafe war das Reſultat dieſer unerlaubten Selbſthülfe, die ſich aus dem Naturrecht, aber nicht aus dem Landrecht rechtfertigte. Seit dieſer Zeit iſt unſer Wurm verſchwunden aus dem Territorium der Stadt.

Eingedenk des Spruches, „böse Beispiele verderben die Sitten," meidet er die Behausungen der Menschen und beeifert sich nicht mehr, ihnen den Wein der Freude zu verfälschen. Er genießt jetzt am Rhein mit seinem Bruder in einer reizenden Villa die Früchte der Jugend und Anstrengungen Beider. Von diesem Manne sagte ein von ihm betrogener Menschen- und Weinkenner: daß er aus reiner kindlicher Freude am Fälschen, den Thau des Himmels mit Bleizucker versetzen, den Regen in den Wolken schwefeln und an den goldenen Strahlenkelch der Sonne ein falsches Etikett kleben würde, wenn er dazu gelangen könnte!

IV.

Die Paria's unter den Stadttouristen sind diejenigen, welche Provaganda für Cigarren, Tabak und Pfeifen machen. Sie sind merkwürdiger Weise Reisende und Wegelagerer in einer Person. Die Gesetzgebung der modernen Staaten leidet in Hinsicht dieser fahrenden Industriellen an einer um so empfindlicheren Lücke, als sie den Genuß des Tabaks unter freiem Himmel gestattet hat und so der opferfähige Wanderer durch den Rauch seiner eigenen Cigarre als Beute bezeichnet wird.

Alle Leute, welche in den Stand der heiligen Ehe getreten sind, haben sich schon über gröbliche Verletzung ihrer anständigen Gefühle beklagt, wenn unmittelbar nach dem Segen des Priesters, fast in einem Pulsschlage, einem Athemzuge mit dem Amen, der Küster mit seinem Notenblatt zwischen die Neuvermählten tritt und ein Almosen

beanſpruchen. Man hat den Küſtern mit Unrecht den ſchweren Vorwurf der Zudringlichkeit erſter Klaſſe gemacht. Man kann mit ihnen vorher handeln. Gegen ein Pauſchquantum läßt ſich der hartnäckigſte Küſter abfinden: noch keiner iſt den Tabakreiſenden losgeworden. Dieſe Klaſſe vollführt das wirklich an der Menſchheit, was Karl Moor ſeinem Bruder Franz nur androhte; die Tabakreiſenden zerren den rauchenden Franz aus den Armen der Liebe, ſie reißen ihn vom Altar, wenn er zu ſeinem Gott betet, ja ſie ſchicken ihm eine Viertelkiſte, wenn er ein Dutzend zur Probe verlangt hat! Dem wahren Cigarrenreiſenden iſt nichts heilig, als der Abſatz ſeiner zuſammengedrehten Stinkkräuter. Sich vor ihm zu retten, giebt es keine Mittel, ſelbſt nicht den Dampf ſeiner eigenen Cigarren. Ihn äußerlich zu erkennen, iſt kein Kriterium vorhanden. Ein Mann ſtand wegen Todſchlags vor den Aſſiſen, er hatte in der Hitze der Leidenſchaft mit ſeinem Stiefelknecht nach dem Kopfe eines Mannes geworfen, der ſeit einem Jahre täglich dreimal in ſeinen Laden gedrungen war und ihm Dos Amigos angeboten hatte: die Geſchwornen ſprachen das Nichtſchuldig über ihn aus. Das Volk trug ihn im Triumph von dannen. Wie aber in den Sängen der Handwerksburſchen, des Volkes reiner kindlicher Glaube wiederklingt, ſo heißt es auch in jenem herrlichen Liede der Bänkelſänger über den Uebelthäter Piſtorius:

Dem Tod am Rad entging Piſtor'
Er ſchifft' ſich ein nach Baltimor'
Dort büßet er am fernen Strand,
Die Schuld als Tabacksfabrikant.

So findet der klare Geist und das tiefe Gemüth der Volkspoesie in allen Verhältnissen das absolut Richtige: ohne Tabacksfabrikanten keine Tabacksreisende!

Der städtische Tabacksreisende pflegt in den meisten Fällen noch ein anderes Geschäft zu haben. Sehr zu seinem moralischen Nachtheil unterscheidet er sich von allen übrigen Stadtreisenden wesentlich dadurch, daß seine Reiseagenda ihren Mann nicht nährt, auch pflegt er in den wenigsten Fällen Ambassadeur oder auch nur außerordentlicher Botschafter einer auswärtigen tabackspinnenden Großmacht zu sein. Er ist stets Besitzer der verschiedenen unerlaubten Tabacksorten, daher seine unglaubliche Zähigkeit und Hartnäckigkeit, diese Waare an den Mann zu bringen. Seit die vaterländische Tabacscultur eine so große Ausdehnung gewonnen hat, ist es für keinen verwegenen Geist mehr mit Schwierigkeiten verknüpft, einen beträchtlichen Vorrath patriotischer Cigarren zu erwerben. In unserem so heruntergekommenen Zeitalter finden sich außerdem mit Leichtigkeit die nöthigen negativen Eigenschaften der Charaktere, um die gehörige Anzahl tüchtiger Touristen zu beschaffen.

Man kann mit apodiktischer Gewißheit annehmen, daß der Tabacksreisende nur inländisches Product und Fabrikat vertreibt. Kein reeller Besitzer von Havannahblättern erniedrigt sich so weit, gestiefelt auf die Straße hinabzusteigen, in die Häuser zu dringen und den Leuten „Wehrauch" zu streuen.

Unglücklicher Wanderer, der du in einen öffentlichen Garten gegangen bist und von einem jungen Manne mit

kümmerlichem Knebelbart um Feuer gebeten wirſt, ſteh' auf und flieh', denn ſeine erſte Frage wird ſein, „was haben Sie für die Cigarre bezahlt?“ Der kümmerliche Knebelbart iſt ein Stadtreiſender mit Cigarren, der die ſeine in Gungl's Gartenconcerten dreißig Mal den Abend über ausgehen läßt, um ſtets neue Handelsbeziehungen anknüpfen zu können. Kein Ort der Erde iſt ſo verborgen, entlegen und heilig, daß dieſe Unholde ihn nicht erreichten; ich habe viel, ich habe bitter von ihnen gelitten! Nur die Wanze und ihre Familie haſſe ich gleich ſtark wie den übelduftenden Cigarrenreiſenden.

Am erſten Tage meiner Ehe ward zum erſtenmal an der Klingel von einem dieſer Männer gerüſſen, der mit Cigarrenproben eindrang; ich habe nie mit beſonderer Liebe und Stimmung einen Aufſatz im Redactionslokal geſchrieben, ohne daß ich durch dieſe Dämonen geſtört worden wäre; ich habe mir das Rauchen auf der Straße abgewöhnt, um nicht von ihnen erkannt und verfolgt zu werden. Selbſt an die Tiſche des ſchweigſamen tiefſinnigen Schachſpieles wiſſen ſie zu gelangen. Ein junger beſcheidener Mann pflegte ſich im Sommergarten unſeres Clubs an die Schachtiſche zu ſetzen und aufmerkſam zuzuſehen. Niemand fand den Jüngling verdächtig; er war zuletzt doch ein Tabacksreiſender geweſen. Mit vollendeter Geſchicklichkeit hatte er mehrere Mitglieder in Cigarren ganz unglaublich frech betrogen. Aber wenn Reiſende von der Nemeſis ereilt zu werden pflegen, ſo ſind es die Cigarrenreiſenden. Nicht der Pilger durch die dürre Wüſte, nicht der Schiffer auf den peſthauchenden Strömen Süd-

amerika's, nicht der Auswanderer über Land nach Californien, nicht der Berliner, der bei Thauwetter aus dem Schauspielhause kommt und über den Gensdarmenmarkt gehen muß, haben ähnliches Ungemach auszustehen. Ein entschlossener Mann meiner Bekanntschaft hat ein Gelübde gethan, jeden Cigarrenreisenden an den Kragen zu packen und hinauszuwerfen. Dieser Mann ist zu religiös, um sein Gelübde zu brechen. Ein Anderer hat seinen kleinen Spitz auf Cigarrenreisende abgerichtet und dieser talentvolle Hund riecht schlechte Tabacksproben mit derselben Präcision heraus, wie ein Hühnerhund die Spur irgend eines wilden Geflügels. Besagter Herr, ein etwas mephistophelischer Geist, pflegt dann boshafter Weise die Tabacksreisenden in ein längeres scheinbar wohlwollendes Gespräch zu verwickeln, während der Spitz, der natürlich durch nichts zur Ruhe gebracht werden kann, bald in die Beinkleider, bald in den Paletot des Reisenden zierliche dreieckige Löcher reißt. Da die Reisenden dieses Artikels meistens sehr oft wiederkommen und sehr heftig die Thürklingeln zu ziehen pflegen, da sie vom vielen Treppensteigen meistens athemlos anlangen und durch häufiges Klingeln schwere Hände haben, werden sie von den Köchinnen unglaublich gehaßt und gern absichtlich aus Versehen mit schmutzigem Wasser auf den Treppen begossen oder durch einen Strauchbesen, der aus Unvorsichtigkeit von Oben herabfällt, aus ihren Speculationen aufgeschreckt.

Beobachtern wird deshalb ein gewisses unsicheres Wesen der Cigarrenreisenden auffallen, eine halblaute

höchſt vorſichtige Sprache, häufiges Umſehen, niedergeſchlagene Augen, die keinen offen anblicken können. Schon Steffens rieth, im Geſpräch das Auge des Diplomaten zu ſuchen, da keines Menſchen Auge lügen könne; dies gilt in viel höherem Grade von den Blicken der Tabacksreiſenden. Doch kannte ich wieder notoriſche Tabacksreiſende, die blond mit geſcheiteltem Haare aus großen blauen Kinderaugen den Raucher offen anblickten, wie die Blumen die Prinzeſſin Leonore im erſten Akte des Taſſo, und den vertrauenden Käufer doch unendlich über das Ohr gehauen haben.

Die Beobachtung folgender Lebensregeln wird deshalb anzuempfehlen ſein.

Keiner ſoll von einem Unbekannten eine Gefälligkeit annehmen, denn er kann nicht wiſſen, ob er ſie nicht durch zweihundertfünfzig Stück ſtinkende Cigarren gut machen muß.

Beſitze einen geſchmeidigen Rohrſtock von der Dicke eines ſchlanken Daumens.

Antworte Jedem, der dich nach deiner Cigarrenſorte fragt, auch wenn du eben die brennende Cigarre im Munde haſt: du raucheſt nie!

Ruft Jemand deinen Namen auf der Straße hinterdrein und es iſt nicht einer deiner Freunde, ſo ſteige ſchnell in die nächſte Droſchke und laß dich eine Stunde lang ſpazieren fahren, damit du keine Cigarren kaufen mögeſt.

Dringt Jemand mit Cigarrenproben in deine Wohnung, ſo frage ihn augenblicklich nach ſeinem Hauſirſchein,

damit er dich sofort für einen geheimen Polizisten halte und Fersengeld gebe.

Bist du ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, trotz Stöcken, Spitzen und tapferen Köchinnen, das Opfer eines Tabacksreisenden geworden, so verwahre zu ewigem Angedenken seine Cigarren, denn es sind die besten Gasteigarren, die du erwerben kannst und du wirst damit lästige Besucher für immer abschrecken können.

Auch ein Künſtlerſouper.

(Nach den Mittheilungen eines Geiſtlichen.)

Das Concert war zu Ende. Die Damen erhoben ſich und fanden es himmliſch, die Herren gaben ihren Schönen die Shawls um; man eilte nach Hauſe. Unterdeſſen hatte Guſikow, denn von ihm ſprechen wir, die beiden Zauberſtäbchen in die tiefen Taſchen ſeines weiten ſeidenen polniſchen Judentalars geſteckt, wo ſie mit einer trockenen Semmel, die nach preußiſchem Landrecht mehr als mündig war, auf eigene Hand die letzten melancholiſchen Mazur's und Krakowiak's zu repetiren ſchienen; die hohe ſchwarze Mütze des Concertcoſtüms war mit einer Pelzkappe von gediegener Unreinlichkeit vertauſcht worden und Guſikow rüſtete ſich mit ſeinen beiden Vettern, dem Aelteren und dem Jüngeren, ſeinen Reiſebegleitern und Bedienten, nach Hauſe zu gehen. Der Sturm tobte draußen, der Regen floß in Strömen, aber das verhinderte den Mann nicht, der ſoeben zwölfhundert Thaler eingenommen, trotz ſeiner hektiſchen Conſtitution fünf Groſchen für eine Droſchke zu erſparen.

Noch ſtanden wir am Ausgange des Concertſaales im königlichen Schauſpielhauſe. Ich war bei ihm geblieben, da ich dem jüngeren Vetter Cellounterricht gab und mich von dem genialen Virtuoſen mit magiſcher Gewalt angezogen fühlte. „Herr H.“, ſagte Guſikow, „heute bleiben Sie bei mir, heute iſt ein feſtlicher Tag!“

Ich war erfreut, denn die heitere Laune des wahrſcheinlich bevorſtehenden Soupers, würde, ſo hoffte ich, den eigenthümlichen Mann zum ſprechen bringen. Wir gingen, hinter uns die Vettern, der Jüngere mit dem Holz- und Strohinſtrument, in einem Sacke, der urſprünglich zu Hafer und Häckſel geſchaffen worden war. Wir kamen bei ihm zu Hauſe an; aber da waren keine Vorrichtungen zu einem Nachteſſen. Statt einer feſtlichen helleuchtenden Lampe wurde ein Dreiertalglicht angezündet, ein Tiſch vor den großen ſchwarzen Kachelofen gerückt und wir nahmen alle Viere Platz.

„Speiſen wir!“ rief der Virtuoſe in ſeinem jüdiſchen Dialect. Verwundert ſah ich mich um: keine Spur von eßbaren Stoffen! Aber war es nicht möglich, daß der Wundermann, der trockenen Hölzern Silberklänge zu entlocken verſtand, auch aus einer dürren Tiſchplatte irgend ein ragout fin oder eine Trüffelpaſtete zaubern konnte? Es ging indeſſen Alles leider auf natürliche Weiſe zu. Guſikow gab dem jüngeren Vetter einen Wink, derſelbe öffnete die Ofenthür und zog einen Teller heraus, auf dem von Mittag her ein großer Hechtkopf traurige Betrachtungen angeſtellt haben mochte, wie ſie nur irgend ein

menſchlicher Tyrann, der auf ſeine alten Tage den Wechſel der Schickſale erfahren, anſtellen kann. Guſikow nahm den Teller mit dem Hechtkopf vor ſich und entkleidete ihn der eßbaren Theile, die in der Gegend ſaßen, wo der eigentliche Hecht in ſeiner ſchönen Zeit — ach wo war ſie hin! — einſt recht eigentlich angefangen hatte. Die Vettern ſaßen dabei und ſahen auf ſein Beginnen, wie zwei Katzen, die durch beſondere Protection der Köchin beim Zubereiten der Fiſche in der Küche verweilen dürfen und ſich ſittig gebehrden, in der geheimen Abſicht, falls die Köchin wegſieht, ein Stück Fiſch zu ſtehlen.

Wenn ich ſagen ſollte, daß meine Hoffnungen auf ein vergnügtes Souper herabgeſtimmt waren, ſo müßte ich die Unwahrheit ſagen: mir war ſogar zu Muthe, wie dem Manne, der ſeine letzte Abendmahlzeit genoſſen hat und am Morgen durch einen Vorſchneider der Criminaljuſtiz dahin gebracht werden ſoll, wo nicht mehr geſpeiſt wird, ſelbſt nicht aufgewärmte Hechtköpfe. Kurz, ich hatte den Appetit verloren, wenn man ihn über gewiſſe Dinge verlieren kann. Der Virtuoſe war indeſſen ein Mann von Mäßigung, als gebornes Genie hatte er Achtung vor allen großen Köpfen und ſchonte den Hecht in den weſentlichen Theilen, mit denen der edle Fiſch einſt gedacht haben mochte; er ſchob alſo denſelben dem älteren Vetter zu. Dieſer entblödete ſich nicht, den Hechtkopf einer ſtrengen Prüfung zu unterwerfen, inwiefern noch Eßbares an ſeiner äußeren ſterblichen Hülle vorhanden ſei. Lange und mit wiſſenſchaftlicher Genauigkeit wandte er ihn hin und her; endlich war kein Stoff zur Unterſuchung mehr vor-

handen und der jüngere Vetter, derselbe, der den Sack getragen hatte, erhielt den Hecht. Hatte ich bisher mit stummer Bewunderung, die nicht ganz frei von sehr viel Eckel war, der Kunstreise des Hechtes zugesehen, so stieg jetzt mein Staunen auf den höchsten Grad, als ich den jüngeren Vetter mit einer Meisterschaft, die von jahrelanger Uebung zeigte, seine Präparationsversuche beginnen sah. Obwohl Jude von Geburt und Ueberzeugung, brachte der Vetter doch mit plastischer Deutlichkeit diejenigen Theile des Kopfes zu Tage, in welchen die lebhafte Phantasie des Volkes, die Marterwerkzeuge Christi erblicken will. Bisher hatte ich geglaubt, daß nur die Präcision der Katzen mit dieser herrlichen Oekonomie Fische essen könne; dieser Vetter stand über den Katzen, wie der denkende Mensch über der Thierwelt. Das Wunder der Speisung der Tausende mit Fischen nach der Bergpredigt, so sehr ich es als Schuljunge, wo ich meinen Appetit mit denen der Zuhörer Christi verglich, bezweifelt hatte; jetzt glaubte ich es. Dabei spie der Vetter, wie jener Vulkan in der Andenkette, von dem A. v. Humboldt erzählt, wenn auch nicht Fische, so doch Gräten um sich her. Ich hatte genug, wie der Leser gewiß schon lange. Endlich verschwand der Teller, ich weiß nicht, ob vielleicht noch Jemand seiner harrte; meinen Blicken ward er aber entzogen.

Während dieser Zeit hatte der Virtuose, seinen edelgebildeten, patriarchalischen Kopf in die blasse Hand gestützt, den Vettern zugesehen, mit einem Lächeln, in dem sich Mißbilligung über der Vettern Gefräßigkeit und Un-

erſättlichkeit nicht verkennen ließ. Wir ſprachen unterdeſſen von ſeinen Reiſen; ich fragte ihn, denn dieſe Frage durfte ihm, nachdem was ich eben von ſeiner Sparſamkeit geſehen, wohl die liebſte ſein, wo er das meiſte Geld verdient habe?

„Wo denken Sie wohl, Herr H.?“ ſagte er mit einem verſchmitzten Lächeln.

Ich rieth auf einige Landſtriche in der Wallachei, wo, wie ich wußte, die Dukaten noch zu gedeihen pflegten. Er ſchüttelte ironiſch lächelnd ſeinen Lockenkopf.

„In Sibirien!“

„In Sibirien!“ rief ich erſtaunt, denn wie alle Deutſchen, konnte ich mir bei dieſer geographiſchen Reminiscenz nichts als einen Landſtrich denken, wo man ſtatt Beifall- nur Prügelklatſchen, ſtatt Muſik nur die Seufzer der Unglücklichen hörte.

„Ja in Sibirien!“ Und er erzählte noch Vieles von der Wohlhabenheit der Städte, von ihrer aufblühenden Cultur, welche von all den Verbannten herrührt, die ſich nach überſtandener Strafzeit dort niederlaſſen und ihren Geiſt, den man in Rußland nicht dulden wollte, den fernen Völkern einimpfen. So viel erzählte er, daß ich am liebſten noch an demſelben Abend mein Cello genommen hätte und auf eine Kunſtreiſe nach Sibirien gegangen wäre.

Darauf trennten wir uns und mir träumte die ganze Nacht von Sibirien, wo mich von Stadt zu Stadt ein

großer Hecht verfolgte und zu verſchlingen bemüht war, während die Vettern Guſikow's ihn nur mit Anſtrengung davon abzuhalten ſuchten; doch ſchlief ich wie alle Leute, die nicht zu Abend geſpeiſt haben, ſanft bis an den lichten Morgen.

Das war mein Souper bei Guſikow.

Das ſtarke Centrum.

(Doppelnovellette.)

Auf einem Jahrmarkt ſah ich im letzten Sommer einen Mann, der ſich als berühmter nordiſcher Herkules von Kindesbeinen an redlich ernährt hatte. Er trug fleiſchfarbene Tricots mit gewaltigen Muskeln an Armen und Beinen, ein Tigerfell war leicht um ſeine Hüften geſchlungen, in ſeinen Händen ſchwang er drohend eine knotige Keule und es war ihm Spiel, einen koloſſalen Balken aufzuheben und auf den Zähnen zu balanciren. Ich fand denſelben Mann nach der Vorſtellung am Abendtiſche im Gaſthauſe wieder und ließ mich mit ihm in ein Geſpräch ein. Er war ein Berliner und ſprach den Dialekt unſerer guten und treuen Stadt, ſchien aber mehr melancholiſcher als herkuliſch-ſanguiniſch-choleriſcher Gemüthsart zu ſein. Der auffallende Unterſchied zwiſchen ſeiner kräftigen Erſcheinung während der Kunſtſtücke und dem jetzigen geknickten Aeußeren des Sechziger's befremdete mich ſo, daß ich ihn fragte, wie es ihm möglich ſei, bei ſeinen vorgerückten Jahren einen ſo hohen Grad von Kraft zu entwickeln.

„Lieber Herr", ſagte der ſtarke Mann, „es iſt Allens nur noch Augenverblendniß, Allens nur noch für ganz kleine Neſter; nach großen Städten darf ich ſo nicht mehr kommen!"

„So, was heißt das?"

Der Mann zuckte die Achſel, ſah mir fragend ins Auge und da er Mitgefühl und Verſchwiegenheit darin zu leſen ſchien, wiederholte er ſchmerzlich und kopfſchüttelnd: „Augenverblendniß, Augenverblendniß!"

„Aber ich habe doch ſelber geſehen," ſagte ich, „wie Sie die ungeheure Keule mit ausgeſtrecktem Arme minutenlang ſtarr ausgeſtreckt hielten, wie Sie den Balken erhoben, den Anker auf der Naſe trugen?"

„Allens hohl," ſeufzte der Mann, „Allens von Pappe — Anker hohl, Balken hohl, Keule hohl — Allens von Pappe, nur Pappe!"

„Armer ſtarker Mann!" ſeufzte ich, ihn bedauernd.

„Ja ſehen Sie," antwortete er, mein Glas nehmend, und einen Zug daraus thuend, der wenigſtens die nie alternde Kraft ſeiner Gurgel unwiderleglich bewies, „das Publikum in großen Städten läßt ſich kein X für ein U mehr vormachen, das junge Volk will Alles ſelber anfaſſen, das rückt einem auf die Bude, das befühlt Einen von Kopf bis Fuß — aber hier gelten wir noch was, hier fürchtet man ſich vor den wilden grimmigen Geſichtern, hier bücken ſich die Leute ängſtlich, wenn ich die Keule ſchwinge und den Balken aufhebe: hier bin ich noch der alte berühmte nordiſche Herkules, der ſtarke Mann."

Ein Lächeln entſchwundener Jugend und Fülle blitzte über ſeine welken Züge, aber ſchnell verlor es ſich in ſorgenvollen Falten.

„Aber ich ſah doch ſchwellende Muskeln, eine gewölbte Bruſt?"

„Watte, nichts als Watte!" klagte der Arme.

Es war Zeit zu Bette zu gehen. Am anderen Morgen mit Tagesanbruch verließ ich den Ort, aber die Erinnerung an den ſtarken Mann blieb in meiner Seele; der eigentliche wahre Zuſtand des nordiſchen Herkules hatte in meinem Herzen einen Stachel hinterlaſſen. —

Neulich war ich in Geſellſchaft.

Sie beſtand aus einer Menge der verſchiedenartigſten Leute der berliner Intelligenz. Des Vorgeſtelltwerdens und Beulen in den neuen Hut Drückens war gar kein Ende. Nach vieler Mühe gelang es mir im Theezimmer ein gemüthliches Plätzchen neben einer liebenswürdigen älteren Dame zu erobern. Die Gute hat mich gern, ich befolge ihre beſänftigenden mütterlichen Lehren gern und ſchenke ihren reizenden Jungen noch lieber Bilderbücher und Bonbons; ſie war auffallend niedergeſchlagen. Da mich bei ihrem heiteren Temperament dieſe Stimmung befremdete, erlaubte ich mir, ſie nach dem Grunde zu fragen. Mit jenem wunderbaren Aufſchlage von Augen, die viel geweint und gelacht haben, die deshalb nur der blaue Himmel, der am meiſten lacht und weint, ſelber übertrifft, ſagte ſie: „Das fragen Sie? — die Kammern kommen zuſammen!"

„Und was kümmert Sie das? Sie, eine Frau, die

in ihrem eigenen Hauſe die abſolute Majorität der Stimmen der Liebe und Anhänglichkeit beſitzen, Sie, die nicht einmal die abgebrannte erſte Kammer kennen gelernt haben?"

„Aber, mein Mann!" ſagte die betrübte Frau leiſe und ich erinnerte mich, daß ihr Gemahl Abgeordneter zur zweiten Kammer ſei.

„Glauben Sie denn, geehrte Frau, daß Ihr Gemahl diesmal größeren Gefahren ausgeſetzt ſein wird, als in den früheren Sitzungsperioden der Kammer? ſo viel ich mich erinnere, gehört er, wir haben ja oft mit ihm ſelber darüber gelacht, einer Fraction darin an, welcher dieſer Thee darin gleicht, daß man nicht weiß, ob ſie warm oder kalt iſt?"

„Das wird diesmal Alles anders werden", antwortete Madame ernſter, als es ihre Sitte war.

„Wie ſo? Sie erſchrecken mich!"

„Diesmal giebt es ein ſtarkes Centrum und mein Mann will Alles daran ſetzen, ein ſolches zu bilden."

„Sollte das ſo gefährlich ſein?" fragte ich mit leiſer Ironie.

„Sie kennen meinen Mann nicht: er iſt entſetzlich, wenn die politiſchen Leidenſchaften in ihm erwachen; er iſt dann zu Allem fähig."

„Aber mein Gott," ſagte ich nicht ohne Beſorgniß, „tröſten Sie ſich Madame, am Ende müſſen Sie doch mit Ihrem Herrn Gemahl ſchlimmere Zeiten durchgemacht haben, z. B. im vorigen Jahre, bei der Mobilmachung, als die Kammern vertagt wurden und die Aufregung den

höchsten Grad erreicht hatte — zuletzt stimmte Ihr Herr Gemahl doch mit der Rechten, für das Ministerium!"

„Davon will mein Mann nichts mehr wissen; er behauptet, die Situation habe sich so verändert, daß davon keine Rede mehr sein könne."

„Aber er wird mit sich reden lassen. Bedenken Sie, daß Ihr Herr Gemahl sich sogar oft durch inbrünstiges Gebet für sein oppositionelles Votum gestärkt und in seinem Gewissen mit Gott abgefunden hatte und daß er dennoch durch die unwiderstehliche Gewalt der namentlichen Abstimmungen, die tugendhaftesten Vorsätze der Fractionsversammlungen vergessen hat."

„Sie müßten seinen jetzigen Zustand sehen, und Ihnen würde, wie mir, aller Scherz vergehen; der Mann ist nicht wieder zu erkennen."

„Bitte, reden Sie —"

„Er rührt seine Bratsche nicht mehr an, Commerzienrath's schicken vergebens täglich herüber, um mit ihm ihren Robber zu machen, er zankt wider seine Gewohnheit mit den Leuten, und Abends, wenn die Kinder zu Bett sind, geht er in meinem Zimmer auf und ab, streckt den Arm gewaltig aus und ruft: das muß anders werden, so geht es nicht weiter, jetzt oder nie, nur ein starkes Centrum! Frage ich ihn dann nach dem Näheren, so beginnt er von England zu reden, wie theuer uns das Leben dort wohl zu stehen kommen würde, auf welche Weise wir dort die Kinder nach deutscher Sitte erziehen könnten, so daß ich glaube, der arme Mann hat etwas Ungeheures vor und denkt an die Flucht nach London. Auf mein Dringen

hat er keine andere Antwort, als: liebes Kind, du weißt nicht, wie Alles kommen kann; es iſt mit dem ſtarken Centrum nicht zu ſpaßen; wir können Märtyrer unſerer politiſchen Ueberzeugung werden. Soll ich mich da nicht ängſtigen?" Dabei kamen der armen lieben Frau wahrhaftig heiße Tropfen in die Augen.

Was thun? getröſtet mußte ſie werden und ich erzählte ihr die Geſchichte von meinem nordiſchen Herkules, während ihr Gemahl, wie ich bemerkte, eben eine Priſe aus der goldenen Doſe eines Miniſters nahm und froh und ſtill beſeligt wie eine junge Mutter ausſah. Die ſchönen Augen der trefflichen Frau klärten ſich auf, die Wolken des ſtarken Centrums ſtanden an dem Horizont des Familienlebens nur noch im Weſten, ſchwach wetterleuchtend.

Nach einigen Stunden führte ich ſie zu Tiſch. Die Paſtete wurde ihr zuerſt gereicht. Um den lockern Blätterteig zu öffnen, machte ſie eine zu ſtarke Bewegung, der Teig brach und der Löffel glitt auf der Schüſſel ab.

„Allens Augenverblendniß!" ſagte ich, ſie lachte laut auf, und vom ſtarken Centrum war nicht mehr die Rede.

Zwanzig Jahre Unterschied.

Es kann Alles alt werden hienieden und erträglich bleiben, nur nicht ein Lyriker. Alte Doctoren habe ich gekannt, die noch bei jungen Frauen wohlgelitten waren, alte Pfaffen, die ihnen den Rang streitig machten, Wein und Käse können alt werden und Taback und Proceß und es schadet ihnen nichts, aber die Rose kann nicht alt werden und nicht die Lyrik, denn wenn sie an einem kühlen Morgen entblättert sinken, wächst hinter der Rose die Hagebutte und hinter der Lyrik das Podagra und die Glatze. Der Lyriker muß sein, wie der Schmetterling, der aus seiner Puppe kriecht als fertiger schimmernder Vogel, muß eine schöne Schmetterlingin finden, mit ihr in den Lüften umherschwärmen und plötzlich hinter einem blühenden dunkellaubigen Jasminstrauch abhanden kommen. Hat ihn auch irgend ein gemeiner hungriger Krankheits- oder Schicksalsspatz weggeschnappt; er lebt als ein fliegendes Mährchen in der Erinnerung fort; aber die Lyrik darf nicht alt und krank werden, hüsteln und die Knie reiben,

denn nur die langlebige platte Prosa hat das Recht, Flanell auf bloßem Leibe und einen Schuppenpelz zu zu tragen, Schönlein zu consultiren und den lieben Ihrigen früh und spat etwas vorzuröcheln.

Das Buch der Lieder war erschienen und es kam uns jungen in Berlin Studirenden vor, als sei es nicht gedichtet und niedergeschrieben aus einer engen armen Menschenbrust, sondern gewachsen aus der grünen Nacht des Waldes oder aus den blauen Beeten, auf denen der große lächelnde Gärtner die Blumen der Morgenröthe zieht und es schien uns Heine gar kein Mensch zu sein, sondern ein Klang des Weltathems, wenn er durch die Drähte und Gitter blies, mit denen die Menschen die Gemüthswelt versperrt und verkümmert haben. Auch schien es uns sehr wunderbar, daß das Buch der Lieder auf höchst niedrige Weise einen bestimmten Preis habe und in den Buchläden feil geboten werde. Das däuchte uns so verwerflich, daß wir lieber, wie Studenten pflegen, das Buch irgendwo auf lustige Waidmannsmanier „schossen"; schien es uns doch als ein köstliches Naturproduct Jedem zu gehören und glaubten wir doch ein Recht zu haben, darin zu lesen, wie in der Nacht zu träumen, im Collegium zu schlafen und wie die anderen heiligen Vorrechte der Jugend alle heißen mögen.

Wir trugen das Buch der Lieder mit uns, wie einst die indischen Fürsten den Kohinur, eingenäht in unsere Rock- und Herzfalten, weil Keiner dem Anderen traute und das Buch der Lieder Gemeingut der Nation war, wie die Freiheit selber, also von Jedem gestohlen werden konnte,

der die Courage dazu beſaß. Und eine Zeit der Poeſie begann, wie ſie die arme Jugend, die 1851 ihr Abiturientenexamen gemacht hat und mit einem „Eidſchlag an Handesſtatt", wie Hofprediger Strauß einſt, für Handſchlag an Eidesſtatt ominös bei der Immatriculation ſagte, auf die akademiſchen Geſetze verpflichtet iſt, nie kennen gelernt hat. Das Buch der Lieder war anſteckend und ergriff namentlich die Jugend von achtzehn bis zwanzig Jahren. Jünglinge, die bis dahin ein ganz geſundes Corpus juris hatten, wurden plötzlich von Abſcheu gegen Inſtitutionen und Pandecten ergriffen, ſchwänzten Savigny's Colleg' und miauten in abgelegenen Journalen, bis ein in der Arbeit geſtörter Kritiker mit einem groben Dachziegel nach ihnen warf; Mediciner gingen nicht mehr auf die leichenfarbige Anatomie, ſondern fühlten mit einem Mal Vorliebe für pochende Adern, rothe Wangen, glänzende Locken und verfielen zum Leidweſen des Proſectors in fiebriſche vierfüßige Trochäen, von welchem habituellen Leiden ſie erſt geheilt wurden, als ſie durch das Examen fielen. Unter den Jüngern der Theologie richtete das Buch der Lieder gleichfalls ſchreckliche Verheerungen an; die geſcheitelten Knaben ſchworen nicht mehr auf eines Meiſters, ſondern auf eines Mädchens Worte und beteten antiproteſtantiſche Madonnen an. Ganz arg aber trieb es die philoſophiſche Facultät, die ſang frech ſtudentiſch:

Auf den Wällen Salamankas
Sind die Lüfte lind und labend:
Dort, mit meiner holden Donna
Wandle ich am Sommerabend.

Uneingedenk daß die letzte Strophe des Gedichts heißt:

Ach, Sennora, Ahnung sagt mir:
Einst wird man mich relegiren
Und auf Salamankas Wällen
Gehn wir nimmermehr spazieren.

Nun war aber noch eine Provinz da, die hieß Pommern und ward von Stund' an preußisch Arkadien. In Pommern that sich eine ganze Dichterschule auf und es waren der Poeten so viele wie Spickgänse, aber zäher und ungenießbarer, ungeräucherte und ungesalzene. Wußte das derbe Alterthum von der sapphischen, lesbischen Liebe, so kam jetzt die keusche Fensterliebe auf, erst mit Zerrissenheit, dann mit Wankelmuth und tiefem Fall; Heine hatte den Werther parodirt und Deutschlands Jünglinge gerächt, er wußte es selber nicht, wie vieles Andere auch nicht. Konnte da die Musika dahinten bleiben? — Wo nur täglich ein Deckel abgehoben wurde — von einem Clavier, fand man auch Melodeien zum Buch der Lieder und sang sie oft, daß sich zuletzt selbst die Hunde daran gewöhnten, wenn Musik gemacht wurde und nicht mehr heulten, sondern stille lagen und im Traume — blafften, woraus nebenbei gesagt Aristoteles in seiner Schrift „über die Seele" schließt, daß die Hunde Phantasie besitzen.

Das Alles war noch gar nichts; das Buch der Lieder war ein noch größerer magischer Künstler: je weiter hin in der Vorstellung, desto unbegreiflicher die Kunststücke. Varnhagen von Ense in Berlin saß zu den Füßen Heine's, und Gentz in Wien schlug an sein Wollencamisol mit der Hand, die einst für deutsche Freiheit geschrieben

hatte, und zwar ſchlug er in die Gegend, wo nur noch ein Magen für ſeine gerechte Sache ſaß und ſagte: Gott Apollo ſei mir armem Sünder gnädig! Das war die größte That Heine's, daß er einen alten eingeſchrumpften Lederſetzen, zu vertrocknet und hart, als daß ſelbſt ein frankfurter Stubenmädel damit noch die Bundestagsfenſter hellputzen konnte, daß er das Herz von Gentz bewegt und ihn zu einer Thräne gerührt hat.

Wenn einſt das jüngſte Gericht aufgetragen werden und ſo mancher todte Mann hart zu beißen haben ſollte an den Knackmandeln des großen Deſſerts der Weltgeſchichte, wann in die eine Schaale der Gerichtsengel alle fleiſchlichen Sünden Heine's nebſt den ihm nachgeahmten Gedichten der berliner Mittwochsgeſellſchaft thürmen und rufen wird: Angeklagter Heine! dann tritt als Defenſor der Genius der deutſchen Dichtkunſt vor die ſapphirnen Schranken und legt in die andere Schaale jenen einen Diplomatentropfen und es wird Heine darum vergeben werden.

Das geſchah vor zwanzig Jahren.

Seitdem ſind wir zwanzig Jahre älter geworden, haben manchen Zahn aus der Kinnlade und manchen Freund aus dem Vaterlande ziehen laſſen, und eins that ſo weh' als das andere. Wir haben eingeſehen, daß die Liebe trotz aller Herzensgluth auch Holz fahren muß, am beſten im Sommer, wo es ein paar Thaler billiger iſt, als im Winter, daß die Geliebte ein Engel iſt, der mit den Flügeln, aber auch mit der Zunge ſchlägt, daß man nicht, wie der Dichter ſingt, Nachts „im Traume" weint,

sondern wachend, und daß der höchste Jammer des Menschen weder jambisch noch trochäisch ist, sondern eine in Prosa aufgelöste Kosmogonie, und über dieser soliden Erkenntniß war der letzte October des Jahres 1851 herangekommen.

Auf einem Buchhändlertische, wohin den Menschen eine fällige Rechnung zu rufen pflegt, lag Romanzero. Wie ich, war ein Mann da, den das Leben zu gleicher Zeit mit mir, vermöge der Schulbank, gedrückt hatte, ein Mann, der als Jüngling ein Schwärmer für das Buch der Lieder gewesen war. Er übersah Romanzero vornehm und kaufte für seine Frau „Gubitz" Volkskalender und für sein zwölfjähriges Töchterlein etwas von Nieritz, in seinem Knopfloch hing anständig die vierte Klasse, der Buchhändler nannte ihn Herr Professor und ich wartete tiefbeschämt und demüthig, bis der Herr Professor den Laden verlassen. Um Alles in der Welt hätte ich in seiner Gegenwart nicht nach Romanzero fragen können. Kleinlaut trug ich ihn nach Hause.

Ein Lyriker soll nicht alt werden. Ich las und las, aber ich lachte und jubelte nicht, — ich weinte nicht mehr. Die einst so duftigen Rosenblätter waren zerstampft und ein schwarzer Rosenkranz daraus gemacht, Paternoster und Agnus Dei abzuzählen, das Buch roch nicht nach des Lenzes Veilchen, sondern nach Pestessig, die Miasmen wegzuräuchern und das Klappen der Metra klang wie die regelmäßigen Hammerschläge beim Zunageln des Sargdeckels. Das ist nicht der Cultus des ferntreffenden Apollo. So stirbt nicht der standhafte Prinz der Poesie; das ist

nur der Miſthaufen, worauf er lagert. Wir wollen ihn nicht, wie die argen Ungläubigen im Calderon, verhöhnen, aber als Elektra beim Sophokles die Urne mit der Aſche des Oreſtes erhält, ruft ſie aus:

O Denkmal du des liebſten mir der Menſchen,
Das von Oreſtes Leben blieb: wie andere,
Als meine Hoffnung dich hinausgeſandt,
Begrüß' ich dich nicht wieder! — Jetzt ein Nichts,
Umfaſſ' ich dich mit meinem Arm, o Knabe,
Dich, den ich glanzvoll aus dem Hauſ' entließ.

Schlesien.

Görlitz und J. Böhme's Grab.

Es war ein trüber Regentag, als ich zu Görlitz aus dem Waggon der sächsisch-schlesischen Eisenbahn stieg und sofort von einem angetrunkenen Lohnkutscher nach der Post gefahren wurde. In den Bergen hatte es einen Tag und eine Nacht über furchtbar getobt, kleine wilde Bäche rannten wie Herolde den schwarzen Wolkenballen voraus, die sich über die norddeutsche Fläche wälzten; der Spätnachmittag war trüb und melancholisch. Als ich mich auf der Post nach Warmbrunn einschreiben ließ, erfuhr ich, daß dieselbe, wie landesüblich, erst um elf Uhr Nachts abginge und eine Beichaise mir bestimmt sei. Was thun in Görlitz? das bläuliche Basaltpflaster treten, das neue prächtige Theater besuchen, das so ganz und gar nicht zu dem bescheidenen Städtchen paßt? — mir fiel zur rechten Zeit Jakob Böhme ein; ich wußte, daß er hier begraben lag. Die Aufgabe war nicht groß, sämmtliche Kirchhöfe der Stadt abzusuchen, aber schwerer war es, sich mit den Todtengräbern zu verständigen, denn nicht alle Genossen dieser ehrsamen Knochenarbeiter besitzen die Gei-

ſtesgewandtheit ihres Collegen im Hamlet, oder die Dialektik des Todtenwächters in König Enzio von Raupach. Endlich kam ich zur St. Nicolauskirche und fand den Todtengräber bei einem friſchen Grabe beſchäftigt. Engeſchaart hinter einer ſtattlichen und freundlichen Kirche liegt hier ein Stück todtes Görlitz; der gute Mann wußte mir Beſcheid zu geben. Ueber naſſe Grabhügel, durch langes Gras führte er mich mitten auf den Gottesacker und blieb an einem Plätzchen ſtehen, das kaum vier Quadratfuß umſchloß. „Dies iſt die Stelle, wo Jakob Böhme begraben worden iſt.“ Alſo hier lag der große deutſche Theoſoph, der Geiſt, der die „neue Aurora“ geträumt, der arme Schuſter, in deſſen Gehirn der moderne Pantheismus trotz des Magiſtrates und der Pfaffen von Görlitz aufdämmern ſollte. Der Platz war charakteriſtiſch. Ein kleiner grauer Stein, eben nur groß genug, um eine Quartbibel darauf zu legen, trug die Inſchrift:

Jakob Böhme, geb. zu Alt-Seidenberg MDLXXV.
Gest. zu Görlitz MDCXIII.

Eine winzige dürftige Linde hatte daneben kaum Feld genug für ihre Wurzeln. Zwei Engländer, nicht zwei Deutſche, hatten dieſes Wahrzeichen der Pietät vor einigen Jahren gegründet, wie der Todtengräber arglos erzählte. Hart bei den weltberühmten Reſten ſtand ein verhältnißmäßig glänzendes Grabmal. Mit goldenen Ziffern las ich darauf: „Chriſtian Gottlieb Böhme: der Kürſchner Aelteſter allhier.“ Nach zehn Jahren wird das junge Görlitz wiſſen, wo Böhme, der „Kürſchner Aelteſter“ den Schlaf des Gerechten ſchläft, Jakob Böh-

me's Stein aber wird niedergetreten sein. Görlitz hätte viel Ursache auf seinen Marktplatz ein Denkmal für seinen größten Mann zu pflanzen — es hat lieber ein Komödienhaus gebaut.

Von Görlitz nach Warmbrunn.

Wie von dem phantastischen Schwunge der goldenen Jugend zu dem bedächtigen Wandel des Alters, ist der Uebergang von der sächsisch-schlesischen Eisenbahn zur Personenpost von Görlitz nach Warmbrunn. Nachts um die elfte Stunde verläßt der Passagier die kleine Hinterstube neben der Post und tappt in der Dunkelheit mit den Händen nach Menschen umher, welche ihm vielleicht sagen können, wo der Hauptwagen ist, damit er um so besser den Beiwagen findet, für welchen er eingeschrieben ist. Hat der Passagier diesen entdeckt, so klettert er hinein, bricht sich aber weder das rechte, noch das linke Bein, sondern setzt sich sofort in den Fond, wo er ziemlich weich auf einem Herrn gebettet sein wird, der drei Röcke anhat und nach Lauban reisen will, den Passagier auch höflich, ja fast wehmüthig bittet, ein „Stückel" weiter zu rücken, da „er hier sitze." Der Passagier, diesem billigen Gesuch willfahrend, drückt sich in die andere Ecke, wozu ihn seine Wagennummer berechtigt und findet hier gleichfalls ein menschliches Polster, das aber weniger sanftmüthig, wie der gute schlesische Autochthone aus Lauban, sondern vielmehr mit der ganzen Gluth des Orientalismus Feuer und Flammen speit und erst sanfter wird, als man ihm mit

Ruhe auseinandersetzt, daß man ihn auch fernerhin als gutes Sitzkissen betrachten werde, falls er nicht den angemaßten Platz verlasse. Nachdem er an dem kalten aber todesmuthigen Accent des berliner Passagiers erkannt hat, daß dieser der Mann ist, sein Wort zu halten, weicht der Saracene und begiebt sich auf den Rücksitz; der berliner Passagier aber überläßt den eroberten Platz seiner Frau und rückt zum Saracenen. Die Zeit bis zur Abfahrt wird nun auf das Angenehmste durch verschiedene Passagiere und Passagierinnen ausgefüllt, welche Versuche machen, in den schon gefüllten Wagen zu steigen, und theils Blumenstöcke, theils Kirschkörbe, wie Sonden, ihren eigenen Persönlichkeiten voranschieben.

Nun bläst der Postillon des Hauptwagens und fährt ab, der Postillon des ersten Beiwagens ahmt ihm nach und auch der dritte und vierte Wagen setzt sich in Bewegung. Unter Todesstößen, welche das Basaltpflaster dem Passagiere versetzt, verläßt der humpelnde Train Görlitz, nachdem kaum fünf Minuten nach der Abfahrt wieder angehalten worden ist, um zu „hemmen". Schon schläft der Herr aus Lauban in seinen drei Röcken fest wie die Chrysalide, die einem schönen Morgen in Schlesien entgegenträumt; desto unruhiger ist der Saracene. Mit ungestetem Wesen rückt er hin und her, weiß nicht, wo er Kopf und Beine lassen soll, versucht das Wagenfenster in die Höhe zu ziehen, klemmt sich die Finger, steckt den Kopf hinaus und erhält durch einen Stoß des Wagens ein memenți mori, daß er laut aufjammert.

Der berliner Paſſagier fühlt ſich überwältigt von der Macht der Eindrücke:

Morgens noch mit Dampfes Roſſen,
Abends in die Poſt geſchloſſen,
Nachts vielleicht gebrech'nen Genick's!

Er legt den Kopf in die Ecke und entſchläft. Im wilden Fieber eines Traumes ſieht er ſich ſelbſt als Locomotive raſſelnd und ächzend über Wieſen und Gräben, Hecken und Zäune, Häuſer und Kirchen hinſtürmen und einen unabſehbaren Train von Beiwagen hinter ſich herſchleppen. Ringsumher iſt die ganze Welt gelb und ſchwarz wie die Poſt angeſtrichen, die Mondſichel iſt ein Poſthorn, das immerfort in abſcheulichen Tönen bläſt: „Und wenn die letzte Kugel fliegt, in's preuß'ſche Herz hinein!“ Alle Häuſer am Wege ſpringen auf und wollen mitfahren, eine Dorfkirche grinſt mit dem grauen Zifferblatt und legt ihren Thurm quer über den Weg, aber im Sturm der Fahrt wird er in tauſend Trümmer zerſtäubt, die in lauter kleinen Saracenen vom Himmel fallen und über ihren frühen Tod jammern. Am Wege ſtehen rieſige Fichtenbäume oder Polizeibeamte, die mit ſchwarzen Armen nach dem Zuge greifen und dumpf nach der Legitimation fragen, plötzlich öffnet ſich die Gegend, es geht auf eine Klippe los, vor der ein weiter dunkelrother Ocean glüht —, es erfolgt ein ungeheurer Stoß, ſo bitter, als ob das Herz gleich in die Tiefe des Magens herabgedrückt werden ſollte, der Paſſagier erwacht entſetzt und der Herr in den drei Röcken ſagt mit unendlicher Wehmuth der Empfindung: „Nu bin ich zu Hauſe, da hat's

ſchon Licht bei mir.“ Jener Stoß war der Willkommen der Stadt Lauban geweſen.

Die Pöckelfuhren der drei Beiwagen müſſen jetzt ausſteigen; ein altes Weib, die Hekuba der Poſt, leuchtet mit einer traurigen Laterne zu dieſem Geſchäft und mit einer unvergleichlichen Langſamkeit wird der Befehl ertheilt, neue Pferde zu beſorgen. Seit Wochen ſind nicht ſo viele Leute von Görlitz nach Warmbrunn gefahren! Trübſelig, als hätten ſie nur eine geringe Freude an ihrem ſubalternen Berufe, ſchleichen die Pferde mit dem Beiwagen herbei; ihre Zahl iſt jetzt auf zwei reducirt. Seitdem der Herr mit den drei Röcken, ein Gewaltiger aus Lauban, wie man ſchließlich erfährt, und ein Kirſchkorb nebſt einem Frauenzimmer, der Nachtfahrt treulos geworden, ſind die Paſſagiere berechtigt, in dem einen etwas größeren Wagen zu Sechſe zu ſitzen. Der Paſſagier aus Berlin verſucht abermals ſeine Frau in den Fond des Wagens zu bringen, aber ein ſchleſiſcher Herr in einem weißleuchtenden Paletot, wie die matte Mondſichel verräth, ein Herr, deſſen Erſcheinung vollkommen unbegreiflich iſt, der entweder eine Ausgeburt der erhitzten Phantaſie, oder in Lauban neu hinzugekommen ſein muß, liegt bereits zuſammengeballt im Wagen und ein Blumenſtock verhindert das weitere Vordringen.

Alles Zureden iſt vergeblich. Der Herr ſimulirt nicht etwa Schlaf, ſondern Narcoſe, Verſteinerung oder Tod und antwortet ebenſowenig als ein Patient in einem dieſer drei gemüthlichen Zuſtände. Es bleibt nichts übrig, als daß ſich die Dame auf den Rückſitz begiebt, aber der

Paſſagier ſelber fühlt ſich ſo beunruhigt über den Zuſtand des weißen todten Herrn oder ſchleſiſchen Petrefacten, daß er ſich ihm gegenüberſetzt und Wiederbelebungsverſuche anſtellt. Wenn man nicht im Stande iſt, ſeinem todten Nebenmenſchen brennendes Siegellack auf die Herzgrube zu tröpfeln oder ihm eine Stopfnadel unter den Daumennagel zu ſtecken, ſo giebt es nur noch ein probates wiſſenſchaftliches Mittel. Aus der Lecture der Nibelungen erinnert ſich der Paſſagier, daß der alte gehörnte Siegfried nur an der Stelle verwundbar war, wo ſeine Hornhaut nicht mehr zureichte; vielleicht ſind gerade die modernen Siegfriede da am empfindlichſten, wo ihr Horn am dickſten ſitzt! Mit der Dialektik des Berliners ſucht der Paſſagier alſo die Hühneraugen des Petrefacten auf und findet ſie begraben in einem Paar von Siebenmeilenſtiefeln. Sanft iſt der Druck einer Freundeshand, noch ſanfter der ſeines Fußes — der Herr giebt ſchon Lebenszeichen von ſich, er bewegt erſt die Füße, dann den Wanſt, dann Arme und Kopf und brummt etwas in Sechszehnfußton, trotz einer Orgel von Silbermann. Der Paſſagier hat einen Menſchen dem Leben und den Seinigen wiedergegeben und verſucht mit dem Frieden eines guten Gewiſſens zu entſchlummern. Aber der Weg hinter Lauban nach Greifenberg und der Schlaf der Tugend vertragen ſich nicht miteinander. Wenn man das große Rad nimmt, einen Berg des Hochgebirges, wovon ſpäter mehr, und ſorgfältig das wüſte Geröll deſſelben eine halbe Meile weit ausbreitet, ſo wird der Weg hinter Lauban ziemlich glücklich copirt ſein. Zum Glück erreichen die ſchlechten

Wege ebenſogut ihr Ende, als leider die ſchönen Tage im Leben, und bei Tagesanbruch kommt die Geſellſchaft noch wohlbehalten genug nach dem Städtchen Greifenberg, das nachtwächterlos, nur behütet von dem blaugrünen Himmel und den letzten Sternen, eine erfriſchende warme Quelle von Cichorienkaffee bietet.

Auch von hier aus fährt der Hauptwagen mit Briefen und Packeten rückſichtslos voraus und überläßt die Fahrgäſte in den Beiwagen der Gnade der Poſtillone und ſchlaftrunkenen Poſtknechte, welche über die frechangekommenen Paſſagiere im höchſten Grade unwillig ſind.

Hinter Greifenberg ereignet es ſich auch, daß der Herr des weißen Paletots ſich ermuntert und ſein Angeſicht zeigt, das von dem ſanften Schimmer eines jahrelangen Trunkes lieblich geröthet iſt. Außer einer korbgeflochtenen Schnapsflaſche, Pfeife und Tabacksbeutel hat der Herr kein Gepäck bei ſich. Je länger man mit ihm fährt, deſto räthelhafter wird er und zieht das Gemüth faſt ebenſoſehr an, als die wunderſam roth angeleuchtete Ruine des Greifenſteins und die qualmenden ſchleſiſchen Berge, zu denen der Pfad ſich allmälig emporſchlängelt. Der Tag verſpricht ſo ſchön zu werden, der junge Sonnenſchein ſchmiegt ſich ſo kindlich in den Schooß der friſchen Wieſen, haſcht ſo reizend nach den bunten wilden Bergblumen, der Wind huſcht ſo leicht über die rothen Mohnhäupter und bläſt den bitterlich würzigen Tannenduft in den Todeskarren der Poſt, aber die fernen ernſten Berge athmen ſchwer und blaſen Wolke auf Wolke von ſich. Zuerſt ſpinnen ſie ſich ſelber in ihre Nebel, dann durchfließt es

bang die Atmosphäre, auch aus den Gründen und Mooren am Wege macht sich der Dampf los und bald ist die weite Gegend in trübes Grau vermummt. Ueberall aus Schluchten und Rillen tobt es und rauscht es von kleinen Bergbächen, die sich an dem Wolkenhimmel der letzten Tage großgesogen haben und prahlerisch in die Tiefe eilen, ehe sie nach einem warmen Tage verschmachten.

Noch einen Pferdewechsel und wir fahren über den Kamm des Vorgebirges auf das anmuthige hirschberger Thal zu. Der gute Geist der Gegend bemächtigt sich aller Herzen, sie werden weicher, mittheilsamer, der weiße trunkene Herr bietet allen Passagieren Prisen an, der Saracene bittet sich Zündlichtchen aus und ein weibliches Wesen zieht eine alte große Semmel von der letzten Station her aus dem Strickbeutel und verzehrt sie Angesichts der schönen Natur. So alt wie diese Berge ist ja die Semmel doch nicht!

In Hirschberg hält sich der Passagier und seine Leidensgefährten nicht weiter auf. Das Städtchen ist wie eine alte Mama mit schönen Töchtern. Man muß sich zuerst an sie wenden, um den jungen Reizen den Hof zu machen. Der Reisende verweilt nur so lange, um sich ein leichtes Wägelchen zu miethen, das ihn und seine Effecten nach einem der vielen schönen Punkte rollt, am besten nach Warmbrunn, dem Demant des hirschberger Thales!

Warmbrunn. Die Bibersteine. Der Kynast.

Der Weg von Hirschberg nach Warmbrunn führt dem Zacken entlang, ein Gebirgswasser, das nach Befinden

der Wolken und des Himmels bald groß bald klein genannt wird. Uns kam er schon bei Hirschberg entgegen wie ein junger Raufbold, wild schäumend, über Granittrümmer brausend und nebenbei eine Menge Mühlen bewegend, deren hastiges Geklapper weit hinter der tobenden Eile des Wassers zurückblieb. Wäre jedes Haus am Ufer eine Mühle gewesen, der Zacken hätte sie alle getrieben. Die gewaltigen Regengüsse, die fast alle deutschen Gebirge in jenen Tagen überschwemmt hatten, waren auch die Ursache gewesen, daß wir auf unserer ganzen Gebirgstour die schlesischen Gewässer, deren Wasserarmuth im Sommer nur allzu bekannt ist, sämmtlich reichlich fließend vorfanden.

Man fährt nach Warmbrunn in einem jener kleinen Einspänner, wie sie im Gebirge überall im Gebrauche und durch Weg und Wetter geboten sind. Ueber Fahrgast und Kutscher wölbt sich ein Verdeck an leichten Eisenstäben, das für den Nothfall festschließt, bei gutem Wetter aber zurückgezogen wird und eine Umsicht nach allen Richtungen gestattet. Die Wagen selbst sind sehr leicht doch ebenso fest gebaut und vertragen Stöße, welche unsern Stadtkarossen ein frühes Grab bereiten würden. Man thut aber gut, wenn man sich mit einem Fuhrmann für längere Zeit verständigt, sowohl Pferde als Wagen einer Prüfung zu unterwerfen, da Fälle vorgekommen sind, wo Reisende in die Kategorie der Frachtwagen herabsanken und bei jedem höheren Berge Vorspann requiriren mußten. In Warmbrunn hat man dergleichen kaum zu fürchten. Der zahlreiche Besuch dieses Badeortes, die Entwicklung

einer faſt großſtädtiſchen Eleganz und der gute Erwerb der Einwohner veranlaſſen ſie, auf einen gewiſſen Comfort zu ſinnen. In dieſer Hinſicht findet man ſich gerade hier gut und verhältnißmäßig billig aufgehoben.

Die Schönheiten der Lage von Warmbrunn kann der Maler leichter als der Schriftſteller wiedergeben. Geht man über die Promenade des Ortes und läßt die letzte Barriere hinter ſich, ſo ſteht man plötzlich vor der Breite des ganzen Rieſengebirges, überſieht die mächtige Aufgipfelung und glaubt in Zeit einer halben Stunde eine der Höhen beſteigen zu können, die wir am Sonntage unſerer Ankunft in einem kühlen Nebelbade ſchwebend fanden. Aus dieſem feuchten Qualm ſollte aber noch an demſelben Tage das feurigſte Sonnenlicht hervorbrechen.

Eben war der Gottesdienſt in den Kirchen des Ortes beendet, die Landleute der Umgegend in ihren ungeſchlachten Trachten, welche namentlich den Frauen ſo ſchlecht ſtehen, drängten ſich auf der Hauptſtraße durch die elegante Welt, die in koſtbaren und geſchmackvollen Toiletten, oft von Dienern begleitet, auf die Promenaden ſäuſelte. Man findet hier [illegible] einen Theil der polniſchen Ariſtokratie, die in Schleſien ihre jährlichen Sommerquartiere bezieht und [illegible] iſt. Neben den ſchleſiſchen Wulſtröcken der Bauerfrauen, deren Taille unter den Achſeln beginnt, kann man hier die koketten Spitzfindigkeiten des Courier des Dames aus Paris ſtudiren, neben den wunderlichen ſchwarzen Kopfbandagen mit ſeltſamen Flügeln, glänzen die ſchönſten Locken, die eleganteſten franzöſiſchen Hüte und von einem feinen Seidenſtiefel bis zu einem vernagelten

Lederfutteral von anderthalb rheiniſchen Fuß Länge iſt oft nur ein Schritt.

Der ſogenannte Kurſaal entſpricht nur dem einen Theile dieſes pikanten Gemiſches; er gleicht auf ein Haar einer Waffelbude und macht täglich die ſtolzen Gaſtwirthe des Ortes erröthen. Einen ſchönen und impoſanten Mittelpunkt bildet das Reſidenzſchloß der Familie Schafgotſch, in dem jetzt auch die aus dem nahen Kloſter Hermsdorf herübergebrachte Bibliothek angeblich von 50,000 Bänden, nebſt verſchiedenen Seltenheiten aufbewahrt wird. Wer einen längeren Aufenthalt in Warmbrunn nimmt, kann dieſe mit größter Loyalität zugänglich gemachten Literaturſchätze mit Muße ſtudiren. Wer aber wie wir, vor Papier und Druckerſchwärze ausgeriſſen iſt, um in dem grün colorirten himmelblau mit Sonnengold gebundenen Märchenbuche der Natur zu blättern, ſpeiſt in Eile aber ſehr gut im Hôtel de Pruſſe, dem beſten Gaſthofe des Ortes zu Mittag und läßt anſpannen, um jede Stunde zu benutzen und vor Antritt der Tour über den Gebirgskamm, einige der lieblichſten Punkte zu beſuchen.

Warmbrunn darf für die Naturſchönheiten des hirſchberger Thales und für ſämmtliche Partieen des Rieſengebirges als der Mittelpunkt betrachtet werden und es kann Jedem, der längere Muße hat, kein beſſerer Rath gegeben werden, als hier in dem wunderſchönen weiten Thalkeſſel ſein Aſyl für vierzehn Tage aufzuſchlagen und theils zu Wagen, theils zu Fuß alle Punkte zu beſuchen, welche ſich wie eine reiche Faſſung um den Badeort grup-

piren. Aber auch der flüchtigere Touriſt wird am paſſendſten mit Warmbrunn beginnen.

Wir wählten für den Nachmittag zuerſt die Biberſteine, eine weſtlich von Warmbrunn gelegene Felsgruppe, die erſt ſeit kurzer Zeit ein beliebter Punkt für die Ausflüge der Badegäſte geworden iſt. Zwei feurige Pferde rollten uns in leichtem Wagen in kurzer Zeit an den Fuß der phantaſtiſch geſtalteten Granitklippen. Gemeinſam mit vielen Landleuten, welche den Fels beſtiegen, um die Einweihung des unter ſeinem höchſten Punkte neuerrichteten Wirthshauſes beizuwohnen, und geführt von einem freundlichen Dorfbewohner ſtiegen wir die ſtarke Anhöhe empor und kletterten nicht ohne Mühe bis an den Fuß der Biberſteine, die ſich von einem wieſengrünen Unterbau, nackt und grau in die Lüfte erheben. Sie gehören zu jenen ſeltſamen gigantiſchen Felsblöcken, die an vielen Punkten des Gebirges wie von Geiſterhänden aufgethürmt ſind und mit der ſie tragenden Höhe in keinem Zuſammenhange zu ſtehen ſcheinen. Früher nur von verwegenen Kletterern erſtiegen, ſind ſie jetzt durch Treppen und in den Fels gehauene Stufen auch für bequemere Fußwanderer eingerichtet; wir würden aber nur ganz ſchwindelfreien Perſonen rathen, ſich der Nordſeite der Felſen zu nähern, da der Abſturz hier gar zu jäh hinabſchießt.

Wie überall an Punkten von mäßiger Höhe, fehlt es auch hier nicht an jener Erzählung von einer Perſon, die herabfallend doch mit dem Leben davongekommen iſt. Die Hauptrolle in den modernen Sagen dieſes Genres ſpielen gewöhnlich Jungen, die beim Beerenſuchen ausgeglitten

oder von ihren Kameraden hinabgestürzt worden sind, doch treten mitunter auch jüngere Personen weiblichen Geschlechtes als glücklich Gefallene auf, wie denn diese angenehmen Wesen sich in der Sage stets der ganz besonderen Gunst der jugendlichen Berggeister und menschlichen Bewohner zu erfreuen haben.

Auf den Bibersteinen krabbelte es von Menschen; die untenliegende Dorfschaft schien zur Verherrlichung des Tages oben versammelt zu sein, aber die Leute verhielten sich Angesichts dieser großen und schönen Natur schweigsam, fast traurig. Sie bildeten mit uns Flüchtlingen der Civilisation, die berauscht von der reinen Luft der Höhen, nach einem Ausdruck ihrer Fröhlichkeit rangen, einen seltsamen Contrast. Ungeachtet die Bänke der Schenke gedrängt voll und fast alle kleineren Felsstücke von den bunten Röcken daraufsitzender Frauen und Kinder bedeckt waren, hörte man von so vielen Hunderten doch keinen Lärm. Das Volk war ernsthaft und so haben wir es auf der ganzen Reisetour gefunden. Diese Gebirge, in denen die meisten Monde des Jahres hindurch die Natur dem Menschen mehr drohend als freundlich entgegentritt, mögen auch an den freundlichen Sommertagen das Gemüth höchstens zu einem heitern Ernste verklären. Die Aussicht war bezaubernd schön. Nach so langem Regen wich nun endlich der Nebel der aufsaugenden Kraft der Sonne und das Hochland vor unseren Blicken schien in reiner Bergluft um Meilen näher gerückt. Von den Wiesen und gelben Kornflächen der Abhänge ging das Auge zu den harmonischen Linien des Laubholzes über,

bläulichgrün schloß sich das Nadelholz an und wie mit plötzlichem Striche schnitt es ab, um den Alpwiesen mit ihren häufigen Knieholzflecken Raum zu geben. Hoch oben ragten nackte gelblichgraue Kegel und Kuppen, an denen sich schattig geborgen hie und da lange Schneestreifen hinabzogen. Reines Blau der Atmosphäre war der erquickende Hintergrund, nur die Schneekoppe, diese tückische Bergbere, hatte ihre Nebelkappe nicht abgezogen, sondern schmollte mit der freundlichen Sonne. Unser Führer zeigte uns als ferne regelmäßige geordnete Pünktchen die einzelnen Häuser des Dorfes Schreiberhau und am Anfange der Knieholzregion die neue schlesische Baude.

Noch ahnten wir nicht, wie viele Seufzer und Schweißtropfen uns diese scheinbar so nahe Stätte am nächsten Morgen kosten sollte. Wir gingen rasch hinab, nachdem wir noch einmal mit sehnsüchtigem Blicke das Panorama verlangend betrachtet hatten. So sucht sich der Geist einen gedankenvollen Dichterspruch für das ganze Leben einzuprägen, als Trostschatz für böse schwarze Stunden.

Die Sonne neigte sich und es galt, den Kynast zu besteigen. Dank den tapfern Rossen, die mit dem Wagen wie Ballettänzer über das Felsgeröll tanzten, gelangten wir zauberisch rasch an den Abhang des Berges.

Um den Kynast wachsen deutsche Eichen und Gedichte; er ist der Berg der Romantik. Am Fuße der mächtigen Kette gelegen, scheint seine Höhe von 1800 Fuß nur gering, da die Sohle des Thales von Warmbrunn an sich schon 1000 Fuß über der Meeresfläche erhöht ist. Schöne Lage, majestätische Structur, feierliche Vegetation, zertrüm-

merte Architectur haben ihn weltberühmt gemacht. Der Kynaſt gleicht einem ernſten Grabhügel zum Andenken an einen Fabelkönig der Berge. Man beſteigt ihn ohne weſentliche Beſchwerden nach einſtündiger Wanderung und tritt in den weiten Burghof, wo moderne Mörtelarbeit ſich keck an graue Mauerzertrümmerung und Urfels lehnt.

Von Herzog Bolko I. von Schweidnitz am Ende des dreizehnten Jahrhunderts gegründet, erhielt die Familie der Schaffgotſche die Burg als Belohnung und beſitzt ſie bis auf den heutigen Tag. Im Jahre 1675 ſchmetterte der Blitz, der, ein Bundesgenoſſe neuerer Weltanſchauung, ſo viele Schlöſſer und Klöſter zu Boden geſtreckt hat, auch Burg Kynaſt in den Staub. Waren alle dieſe Stätten früher Altäre der Wegelagerei und wurden die Pilger gezwungen, ihren Tribut unfreiwillig dem Burgherrn zu ſpenden, ſo eilen wir jetzt freiwillig herbei und der Tribut für Ausſicht und Bergluft wird von uns unter mancherlei Formen, wenn auch unter einigem Verdruß bewilligt. Hier iſt es ein Mann mit einem kleinen Böller, der durch ſeinen Schuß das ſchöne Echo weckt und vierhundert Procent verdienen will, dort ein Mann mit einer Trommel, der des Bergfahrers Eintritt freudig anwirbelt, hier ein Leierkaſten, dort ein Weib, das euern Hut mit zarten Bergfarrnkräutern bekränzen will. Noch ehe ihr euch den Schweiß von der Stirn trocknen könnt, müßt ihr die Börſe ziehen, um euch zudringliche und widerwärtige Bettler vom Halſe zu ſchaffen. Nicht die Gabe verdrießt, ſondern die läſtige und mannigfaltige Art, wie ſie euch abgepreßt wird. Eine Armenbüchſe am Eingange ſolcher

Burgen aufgeſtellt, thäte dieſelben Dienſte, oder man könnte dem Fremden ein beſtimmtes Eintrittsgeld abfordern, das er erlegt, dann aber ein für allemal von dem Geſindel verſchont bleibt.

Der Kynaſt iſt ganz beſonders reich an Vampyren der Bettelei und nur Adersbach in Böhmen kann ſich rühmen, ihn glänzend zu übertreffen. Spät angekommen, beeilten wir uns, den 70 Fuß hohen Thurm zu erſteigen.

Die Sonne ſenkte ſich zu dem weſtlichen Riff des Gebirges, eine dunkle Wolkenſchicht hob ſich langſam und gönnte dem ſcheidenden Feuerball noch einmal den Durchblick zwiſchen Wolke und Berg. Zuerſt entglomm die ferne Landſchaft, dann die Vordergründe des hirſchberger Keſſels, die Waſſer glänzten ſilbern, die Berghäupter roſig, neuangefriſcht ſchimmerten die Farben der Dörfer und Kirchen, aber raſch verſank die leuchtende Pracht. Die Tiefe tauchte in einen grauen Dunſt, und um die Höhen webte ein violetter Duft, daß die fernſten Gipfel wie von Innen erleuchtet ſchienen; milde Strahlen lagerten auf den Berghängen und wie eine goldene Mitra beherrſchte die hell angeflammte Schneekoppe die Gegend. Die zahlreiche Geſellſchaft auf den Zinnen der Burg verſtummte vor dieſer Harmonie der Sphären, nur ein Jüngling brummte vor ſich hin den Schlittſchuhwalzer aus dem Propheten. Dieſe Wendung verſetzte Alle durch die entſtehenden Spöttereien plötzlich in die Proſa, welche den Mittelzuſtand der menſchlichen Exiſtenz bildet. Unter allerlei guten und ſchlechten Späßen krochen wir wieder die überaus enge Wendeltreppe hinab und ſpazirten bei vollkommener Fin-

sterniß den herrlichen Berg hinab. An die Sage von der spröden Kunigunde und den Ritt um die Mauer, wie an die Mähre vom Schafe und Wolfe hatte Keiner gedacht.

Der Kamm des Riesengebirges.

Der herrliche Sonnenuntergang war der Vorbote eines klaren Morgens gewesen. Rein und sauber setzten sich die runden oder zackigen Bergcontouren von dem blauen Himmel ab und die Witterungskundigen von Warmbrunn machten uns Hoffnung auf einen ungetrübten Tag. Wir beschlossen so ermuthigt unsern Marsch über das Plateau anzutreten. Die treffliche Chaussee, welche am Fuße des Kynastes vorbei über den Kamm des Gebirges künftig nach Böhmen führen soll, ist bis zur Josephinenhütte, einer dem Grafen Schaffgotsch gehörigen Glaswaarenfabrik, vollendet und gestattet die Ersparniß einer die nothwendigen Kräfte vorweg nehmenden Fußwanderung. Man fährt bequem und rasch, wenn auch in steter Steigung des Weges, bis zu diesem Etablissement und steigt nur wenige hundert Schritte vorher aus, um den Kochelfall in Augenschein zu nehmen, einen Wasserfall von 45 Fuß Höhe, dessen Anblick nebst Umgebung mehr anmuthig als großartig wirkt. Die Bequemlichkeit jedoch, mit der selbst ältere oder leidende Personen zu ihm gelangen können, empfiehlt ihn und macht diese Partie zu einer der beliebtesten in der Umgebung Warmbrunns. Nach der Erzählung des Führers soll auch hier ein unvorsichtiges Mädchen beim Aufziehen der Schützen von der anstürmenden

Waſſermaſſe ergriffen und den Fall hinabgeriſſen ſein. Der gutmüthige Charakter der Landesſage läßt ſie mit einigen Knochenbrüchen davon kommen und vollſtändig wiederhergeſtellt auch die glückliche Gattin des irdiſchen Beherrſchers jenes Waſſerfalles werden.

Bei der Joſephinenhütte verließen wir den Wagen, ein Theil unſerer Reiſegeſellſchaft wollte den Hochſtein beſteigen und am Abend nach Warmbrunn zurückkehren, wir trennten uns von ihnen, um das eigentliche ſchleſiſche Hochland zu betreten. Die genannte Glashütte liegt ungemein maleriſch und jeder Reiſende pflegt ſie zu beſuchen, um irgend eine kleine Reiſeerinnerung aus ihrem reichen und geſchmackvollen Waarenlager anzukaufen. Wer durch die Billigkeit und den feinen Geſchmack der Gegenſtände verlockt, größere Einkäufe macht, kann gewiß ſein, dieſelben wohlverpackt nach Hauſe geſandt zu erhalten. Den Glasarbeitern zuzuſehen mag intereſſant ſein, berührt aber ſchmerzlich. Mit Ausnahme der Buben, Handlanger und Feuerarbeiter tragen die eigentlichen Glasbläſer ſämmtlich die Spuren einer vorgeſchrittenen Schwindſucht an ſich. Ihre hohlen eingefallenen Wangen, die hektiſche Röthe auf den Backenknochen, von der die dunkle, zum Schutze gegen die Gluth des Materiales und Ofens aufgeſetzte Brille unheimlich abſticht, verkünden uns, daß dieſe blinkenden Geräthe unſerer frohen Feſtmahle, unſerer gemüthlichen Häuslichkeit, durch die Aufopferung theuerer Menſchenleben einer ungaſtlichen Einöde abgetrotzt werden.

Nahe bei der Glashütte befindet ſich eine wohleingerichtete, faſt elegante Reſtauration, in der man ſich zum

Beginn der anſtrengenden Wanderung ſtärken kann. Man muß nun für zwei Tage den Gewohnheiten der behaglichen Exiſtenz Lebewohl ſagen und ſich mit dem begnügen, was die Lebensweiſe der Gebirgsbewohner dem Fremden zu bieten vermag. Hier iſt auch die Stelle, wo man Träger und Führer engagirt und ein Schneider, ich glaube aus dem nahen Schreiberhau, im Tyrolercoſtüm, jedoch ohne Gemsbart am Hute, um nicht an das affreuſe Innungsthier zu erinnern, macht die Maklergeſchäfte ab, nicht ohne jene Grazie zu entwickeln, die der wahre Schneider, wenn er nämlich nicht allzu krumme Beine hat, unter allen Lebensverhältniſſen bewahrt. So ſehr es mir im Grunde der Seele zuwider iſt, mich meiner Nebenmenſchen zu bedienen, wenn daraus ihrem leiblichen Wohle ein Schaden erſtehen kann und ſo ſehr ich bedauerte, daß hier keine Reiteſel zum Gebrauch auf den Bergpfaden vorhanden waren, mußte ich doch auf mehrſeitigen Rath und mit Rückſicht auf unſere Dame mich zu zwei Stuhlträgern entſchließen. Die Kraft und Geſchicklichkeit dieſer trefflichen Leute, die ſtets heiter und unverdroſſen den unbeladenen Fußwanderer durch ihre Ausdauer und Schnelligkeit beſchämen, kann nicht genug anerkannt werden; der Preis eines Seſſels von drei Thalern für den Tag ſteht in gar keinem Verhältniſſe mit der herkuliſchen Leiſtung. Die Namen unſerer tapferen Träger waren Glumm und Richter und verdienen allen Reiſenden empfohlen zu werden.

Von der Reſtauration der Joſephinenhütte aus betritt man, nachdem man die Zeche mit dem eleganten aber wenig mit der Romantik einverſtandenen und ſauertöpfi-

schen Garçon abgeschlossen hat, einen Fußweg ins Holz und erreicht nach einer guten Stunde den Zackenfall. Diese Stelle ist eine der großartigsten im ganzen Gebirge. Theils auf bemoosten Felsblöcken, theils auf hölzernen Stufen steigt man in das Bett des Gebirgswassers hinab und befindet sich in einer Schlucht, in der Grauen und Moder der Jahrhunderte von den braungrünen Felsmauern triefen. Das freudige Element des Wassers eilt hastig durch die Granitruinen und flieht das entwurzelte Tannengestrüpp, das von oben in die Grabesschlucht hängt und dem Tageslicht seinen spärlichen Weg hinab erschwert. Die feierliche Stille des Ortes wird nur durch das Rauschen der Fluth gestört, aber die gigantische Masse der Felsen dringt so betäubend auf das Gehirn ein, daß man die Steine ächzen zu hören glaubt und die von Moos und Flechten an den Wänden rinnenden Tropfen für die Zähren verbannter Berggeister zu halten beginnt. Nur bei nicht allzuhohem Wasserstande ist dieser Pfad gangbar und man windet sich auf einigen dünnen Balken und eckigen Granitblöcken bis zu dem eigentlichen Orte des Wasserfalles fort. Ein kleines Amphitheater von Felsen gestattet einen sichern Standpunkt. Die Scene gleicht hier einem engen Cylinder, an dessen einer Seite der Zacken niederschäumt. Der Augenblick, in dem die donnernde Wassermasse hinabstürzt, ist brustbeklemmend und der Wasserstaub verdüstert bei der geringen Beleuchtung den Anblick ungemein. Bei hohem Wasserstande werden hier Tausende von Klaftern Holz, die im Hochlande geschlagen sind, hinabgeflößt, ein imposantes Schauspiel, selbst der täglichen

Gewohnheit der Gebirgsbewohner an das Großartige auffallend.

Nur schwer trennt man sich von der großen Situation und vertieft sich in den höher und höher emporkriechenden Waldpfad. Bei großen Anstrengungen ist dieser Pfad wenig erfreulich. Erst hohe dunkle, dann verkrüppelte Fichten, untermischt mit Sträuchern, beschatten den Wanderer, zwischen rothen Preißelbeeren und Erdbeerkraut rieseln zahllose Quellen über den durch Baumwurzeln stolpernden Fußweg und nur spärlich gelegte Steine verhindern das Ausgleiten in die Lachen und kleinen Moore. Der Ruf des Spechtes und der Walddrossel verhöhnt den mühsam kletternden Fußgänger. Zuweilen öffnet sich nach rechts die Aussicht und zeigt eine gigantische Tannenterrasse am fernen Abhange.

Nach langem Marsche erreicht man endlich die Region, wo der Baumwuchs immer dürftiger wird, dann plötzlich endet, um der duftenden Alpenwiese, untermischt mit einigem Knieholz, Raum zu geben. Vor dem Wanderer dehnt sich hier eine riesige Berglehne aus, an deren oberem Rande die neue schlesische Baude tröstlich winkt. Noch bedarf es einer kleinen halben Stunde über den ziemlich steilen Alpenplan, um die hölzerne Sommerhütte neben der Baude zu erreichen. Wir verweilten hier nur kurze Zeit, da unser Ziel noch weit hinaus lag. Mehr als die fabelhafte Flüssigkeit, die uns als Kaffee von einer einäugigen Hebe präsentirt wurde, erquickte uns die Aussicht auf den Iserkamm, die Iserhäuser und die bläulich umnebelte Tafelfichte, wie sie vor der Mittagsgluth um ihre

waldige breite Stirn einen leichten Dunſtſchleier zu ziehen ſchien. Gleich einem göttlichen Segen ſtrömt auf den Pilger von hier an die aetheriſche Gebirgsluft nieder. Kühl und fein in ihrer Wirkung auf die Reſpirationsorgane iſt ſie ein Hauptmittel gegen die großen Strapatzen einer Wanderung, auf der man im Ganzen nicht tauſend Schritte zuſammenaddiren kann, bei denen der Fuß mit ſeiner Fläche aufzutreten im Stande iſt. Zwiſchen Knieholz, das einem zu Boden gebeugten Fichtenbäumchen gleicht und ſich beſorgt an Stein und Moos zu ſchmiegen ſcheint, um Schutz vor Sturm und Kälte bei der warmen Erde zu ſuchen, ſchlängelt ſich der Weg über Berge und Lehnen, nur kenntlich an den ſchwachen Spuren, die von Füßen der Gebirgsreiſenden hinterlaſſen ſind. Hier auf der breiten Höhe des Gebirgskammes iſt nirgend ein Blick in die Thäler geſtattet. Nur kahle Abhänge und Klippen begrenzen den engen Horizont und zerſtreute Blöcke, in welchen die Einbildungskraft der Bewohner irgend eine meiſtens ſehr proſaiſche Aehnlichkeit erblickt hat, bilden Ruhepunkte für das Auge. So die Schweinesteine mit ihren frappanten Rüſſeln und Ohren, ſo die Quarkſteine.

Für die beginnende Ermüdung bleibt es ein Troſt, daß der Reiſträger, eine Kuppe voll ſehr unangenehmen Steingerölles nicht beſtiegen wird, dagegen tritt uns eine andere Unbequemlichkeit entgegen, indem wir an die Elbwieſe gelangen. Der ungebahnte Weg über dieſe kleine Hochebene iſt eine ausreichende Probe für die Waſſerrichtigkeit eleganer Stiefeln, aber es mag Allen ein Troſt ſein, welche das eiskalte Bergwaſſer an ihren erhitzten

Füßen ſpüren, daß dieſe unter andern Umſtanden gewiß durch einen Katarrh erſter Klaſſe mit Huſten beſtrafte Begegnung, auf dieſen reinen Höhen ohne nachtheilige Folgen für die Geſundheit vorübergeht. Wir ſtanden in unſeren eigenen Schuhen bis an die Knöchel im Waſſer, goſſen ruhig den Ueberſchuß in die vier Weltgegenden und ſchritten nach einer Viertelſtunde trockenen Fußes weiter. Der unermüdlich ſtrömende nordiſche Lufthauch duldet keine Näſſe und nur das ewig zuquellende Grundwaſſer vermag ſeine auffaugende Kraft zu ermüden.

Am Rande der Elbwieſe, wo die Hochebene wieder ſanft gegen Süden anſchwillt, liegt ein kleines von Steinen eingefaßtes Baſſin; es iſt angeblich die Wiege der Elbquelle. Leider würde es uns nichts helfen, nach Art jenes Schwaben, der den Fuß vor die Donauquelle hielt und ſeine Hoffnung ausſprach, die Wiener durch Ausbleiben des Stromes in Schrecken zu verſetzen, wenige Schritte weiter den Lauf der Elbe zu hemmen, denn nach neueren Unterſuchungen iſt die Elbquelle nicht hier zu ſuchen, ſondern am Urſprunge des Weißwaſſers (Albis) an der Schneekoppe. Von einer Elbwieſe und einem Elbfalle kann alſo kaum mehr die Rede ſein. Zähe wie die Vorſtellungen des Volkes ſind, laſſen die Führer aber nicht von ihrer alten Nomenclatur und führen uns weiter an den **Elbfall**.

Wenige Schritte von dem Felſen, den der junge Strom hinabgleitet, ſteht eine Hütte, neben der wir Raſt machten. Alle dieſe Neſter werden fortwährend unbarmherzig gebeizt und verſcheuchen den an die reine Bergluft

gewöhnten Fußgänger sofort durch das pikante Gemisch der Gerüche von Rauch, Käsekrümel, Ungarwein und österreichischen Soldaten. Wir zogen Sitze auf bemoostem Fels, geschützt vor dem brausenden Winde, dem gemeinschaftlichen Obdach mit Sr. k. k. Maj. bergreisender Soldateska vor, ehe wir den sogenannten Elbfall besichtigten.

Der Elbfall gilt für einen der bedeutendsten Wasserstürze des Gebirges, aber seine Umgebung trägt wenig dazu bei, ihn malerisch auszuzeichnen und bei der anhaltenden Wasserarmuth des Flüßchens bedarf es einer längeren Oekonomie, um an der kleinen Schleuse so viel Wasser aufzusparen, daß für einige Secunden diese „Brause" hergestellt werden kann. Großartig, wenn auch unendlich melancholisch, nehmen sich die Felswände aus, zwischen welche sich die kindliche Pseudoelbe ergießt, aber der Ort hat nichts Fesselndes und wir kehrten der Bergeinsamkeit freudig den Rücken, um an der linken Elblehne den mühseligen Weg hinauf nach den Schneegruben zu nehmen.

Dies war wieder eine jener Kletterfahrten, bei denen man in jedem Augenblick oben zu sein glaubt, während der Rand der Höhe wie eine Fata Morgana fortdauernd flieht. Man muß Botaniker oder pecus campi sein, um die Weihe des Ortes gehörig zu begreifen. Hier oder nirgends blüht ein Eldorado für den Botanisirtrommler und Wiederkäuer. Noch einige Schritte über kahles Steingeröll und ein scharfer Nordwind empfängt uns; wir stehen am Rande des Gebirges und übersehen die Herrlichkeiten des hirschberger Thales. Doch wird unser Blick durch ein grausiges Wunderwerk hart unter unseren Füßen

mehr gefeſſelt, als durch die traumhafte Fernſicht: auf einer ſchmalen Felsgräte gehen wir zwiſchen den beiden berühmten Schneegruben an den äußerſten Punkt und überſehen beide Abgründe.

Mit Unrecht hat man den erhabenen Punkt nach einer zufälligen und ſehr unweſentlichen Eigenſchaft benannt; es trägt zur Wirkung nur wenig bei, daß in einigen Rillen des Geſteines koloſſale Schneeklumpen liegen bleiben und im Hochſommer auf die Einbildungskraft des Beſchauers erkältend wirken. Die poetiſche Gewalt des Ortes liegt in der Tiefe der Klüfte und der abenteuerlichen Structur der Granite und Baſalte. Nur ſchaudernd wagt man ſich an die geländerloſe Spitze oder an die Flanken der Felsgräte, wo überall nur heuchleriſch von ſpärlichen Steinzacken verborgen grauenhafte Abgründe gähnen. Mir fiel hier die berühmte Stelle aus König Lear ein. So mußte der Ort ausſehen, an den Gloſter ſich von dem wahnſinnigen Bettler und Sohne führen laſſen wollte. Auch an einer anderen Stelle im Hamlet, in der vierten Scene des erſten Actes, läßt der große Menſchen- und Naturmaler den Horatio Worte reden von der Wahnſinn erregenden Zauberkraft der Abgründe, die Shakeſpeare's Tiefblick in die myſteriöſe Gebirgswelt beweiſen. Ein Heuhaufen in der kleinen Schneegrube glich einem Maulwurfshaufen — „dort hängt einer, Fenchel ſammelnd, elend Gewerb, er ſcheint nicht größer als ſein Kopf!“ —

Am Rande dieſer Grüfte begriff ich die gothiſche Architektur. Sie hat die kühnen Linien des Baſaltes

ihren Thurmentwürfen zum Grunde gelegt, wie sie vom verwitterten Sandstein den Spitzbogen gelernt hat. Starrt man längere Zeit auf die Bildungen der kleinen Schneegrube, so treten nach und nach Wände von Kirchen und Burgen hervor, von ihren Dachfirsten steigen hohe Münster auf und dünne Säulen wipfeln noch höher, bis dürftiges wehendes Farrenkraut auf ihrer Spitze uns aus den Träumereien erweckt und erinnert, daß wir nicht vor Menschenwerk, sondern vor dem nackigelegten Innern der Natur stehen.

Einst waren diese Schneegruben Bergabhänge und stiegen sanft zur Thalsohle hinab. Vulkanische Kräfte rissen die Vorgelände ab, streuten ihre Trümmer in die Tiefe und bieten jetzt die dunkle Brust des Basaltes den Nordstürmen Trotz. In einer kleinen Baude mit steinbedecktem Dache findet man Schutz und betrachtet demnächst eine Felsgruppe, welche unter dem Namen Rübezahl's Kanzel bekannt ist, aber nichts Interessantes bietet.

Gern hätten wir noch Stunden in Anschauung dieser Wunderwerke zugebracht, allein die Stuhlträger trieben zum Aufbruch und ein hoffnungsvoller Gipfel, das hohe Rad, der gerade auf unserem Wege lag und überstiegen werden mußte, rechtfertigte die Eile der wackern Leute.

Man muß vorher Jahrelang krumm am Schreibtisch gesessen und an einem Tage schon vier Meilen über Felsen geklettert sein, wenn man meine wehmüthigen Seufzer verständnißinnig begreifen will, die ich ausstieß, als es das hohe Rad hinanstieg. Diese 4700 Fuß hohe Kuppe trägt ihren Namen mit Recht. Ihr Besteigen ist ein

„Rädern von unten auf", und man kommt oben an, „wie auf's Rad geflochten." Für den unparteiischen Erzähler steht es aber fest, daß die Reize des Bergabsteigens bei weitem den Aufgang übertreffen. Das hohe Rad ist ein ganz abscheulicher Trümmerberg. Man muß Viertelstunden lang von einer scharfen Ecke der Klippen zur andern steigen. Nur diese unbegreiflichen Wesen von Stuhlträgern sind im Stande, solchen formidabeln Weg mit ihrer Last in einem wahren Eilschritt zurückzulegen. Wir Beide, d. h. ein meiner Obhut anbefohlener junger Fuchs aus Breslau, den seine Angehörigen, Badegäste in Warmbrunn, über den Kamm und Schmiedeberg nach Hause schickten, krebsten bescheidentlich hinterdrein.

Von Zeit zu Zeit rasteten wir, um das Panorama des Thales zu betrachten, doch die abwärtstreibende Gewalt der steilen Höhe setzte unsere müden Füße immer von Neuem in Bewegung. Der neckische Rübezahl spukt hier ganz besonders und ich finde es erklärlich, daß der Volksglaube das Reich des Berggeistes an einer so geeigneten Stelle begründet hat. Am Fuße des hohen Rades dräute uns noch eine Gefahr, ein ganz entsetzlicher Leierkasten, der mit einer kleinen Gabe glücklicherweise zu beschwichtigen war. Mehr wurde das Gemüth durch harmonisches Heerdegeläut erquickt und die kleinen Gebirgskühe mit ihrer sammtartigen Haut und den treuen freundlichen Augen blieben zutraulich stehen und nahmen das Futter aus der Hand der Fremdlinge. Wir genossen von diesem Punkte aus die herrliche Aussicht auf die Schneekoppe. Die sinkende Sonne vergoldete ihren kahlen Gipfel

und bei der reinen Luft ſtand ſie uns ſo nahe, daß wir ſie mit Händen greifen zu können glaubten.

Wieweit wir nun noch zu unſerem Nachtquartier, der Petersbaude, zu marſchiren hatten, kann ich nicht angeben. Ich hörte nur von einem Berge, der das kleine Rad hieß, und muß vermuthen, daß ich auch dieſes nichts weniger als kleine Ungethüm überſtiegen habe, außerdem war auch noch die 4490 Fuß hohe Sturmhaube, die ich muthmaßlich gleichfalls überwunden — ich weiß es heute nicht mehr. Glaubwürdige Menſchen verſichern es und ich zweifle nicht daran. Der Himmel wurde allgemach tief blau über mir, die Berge zogen ihre grauen Schlafröcke an, aber ich ging raſtlos weiter; ſo muß die Promenade des ewigen Juden beſchaffen ſein. Neben mir ſeufzte mein junger Freund, der breslauer Fuchs, zuweilen krachte hohl ein Stein unter unſeren Tritten, ich war ein willenloſer Organismus auf zwei Spazierhölzern geworden, ein Anhängſel zu meinem Bergſtock, der gebieteriſch an meiner Seite ſchritt. Wäre Rübezahl plötzlich aus einer Spalte emporgetaucht und hätte mir zugerufen: „Du gehſt noch heute nach Jeruſalem!“ ich hätte mich nur nach dem Wege erkundigt. Mir war Alles gleichgültig geworden. Da ging es plötzlich wieder bergab, wieder läuteten Heerdeglocken, ein Quell rauſchte durch eine Holzröhre in eine Kufe, wir rannten an etwas — es war die Petersbude.

St. Peters Dom kann dem frommen Pilger, der auf den Knieen zu Roms Gnadenorte gerutſcht iſt, nicht freundlicher winken, als uns Peters Baude. Betäubt ſank

ich auf einen Schemel — Nachtquartier, Eſſen, Wein — was hat doch unſere Mutterſprache für herrliche Ausdrücke! Ein Nachtquartier war zu bekommen, zwar nicht in dem kleinen Gaſtzimmer der Baude, aber doch in einer ſeparirten Dachkammer auf Heu, verſchönert durch einige Bettkiſſen. Das kleine Gaſtzimmer war ſchon vor einer Stunde durch eine Familie in Beſchlag genommen, die ich in Betracht des Frohſinns, den ſie noch ſpät Nachts und dann früh Morgens entwickelte, die heitere Familie nennen muß. Da ſie ſich ganz und gar in Stühlen hatte tragen laſſen, begreife ich die Urſache ihrer Heiterkeit gar wohl.

Peters, der Gaſtfreund, trug das Beſte auf, was Küche und Keller vermochten, eine wirklich treffliche Weinſuppe, Forellen, weiche Eier, friſchen Käſe, kräftiges Schwarzbrod, liebliche Butter und Schinken, alt wie die Berge um die Baude. Das Leben gewann wieder unter dieſen conſervativen Beſtrebungen eine heitere Seite und als unſere Träger und ihre Genoſſen nach dem Klange einer Harfe in der Schenkſtube zu tanzen anhuben, als ob ſie den ganzen Tag über geſeſſen hätten, fühlte ich mich durch den ſtarken Sporn der Beſchämung neu gekräftigt. Mein Geburtstag mußte gefeiert werden und da ich ſelbſt nicht mehr feſtlichen Anſtrengungen gewachſen war, ließ ich mich durch die braven Stuhlträger vertreten und hörte noch im Schlummer ihr Jauchzen und Jubeln. Es muß Mitternacht geweſen ſein, ehe dieſe Eiſenmenſchen ſich auf den Heuboden niedergeſtreckt haben, und um Sonnen-Aufgang waren ſie ſchon wieder guter Dinge auf den Beinen.

Die Einrichtung der Bauden hat für den Bewohner der Ebenen viel Interessantes. Man legt sie da an, wo sie nicht in Gefahr sind, durch Schneestürze beschädigt zu werden und wo sie die Wohlthat eines unversiegbaren Bergquelles genießen. Die Baude selbst besteht aus zwei Theilen, deren kleinerer dem Rindvieh und den Ziegen, der größere den Menschen gehört. Im Sommer, wo täglich Zuspruch von Reisenden zu erwarten steht, schränkt sich die Familie auf den Heuboden ein und überläßt die unteren Stuben den Gästen, im Winter richtet sie sich selber so comfortabel als möglich in den unteren Räumen ein. Ein kolossaler Ofen füllt die erste Stube mit einer unerträglichen Hitze an. Winter und Sommer werden diese Steinhaufen mit Knieholz geheizt und die ausdauernden und abgehärteten Menschen suchen selbst an Augustabenden die glühenden Kacheln mit der Empfindlichkeit zarter Kinder und Frauen auf. Um den Bauden mehr Festigkeit zu verleihen, sind sie auf einen steinernen Unterbau gestellt und wie die Schweizer-Hütten mit Felsstücken beschwert. Der Bergquell, bei dem die Baude angelegt ist, wird durch die Vorrathskammer geleitet, friert so selbst im strengsten Winter nicht ein und erhält Milch, Butter und Käse frisch. Der Baudenwirth bewahrt in diesem Adyton seinen Ungarwein und der Feinschmecker hat die Freude, wenn er sonst noch das Glück hat, eine gute Sorte zu treffen, den Wein eiskalt und doppelt wohlschmeckend zu erhalten. Da der ungarische und österreichische Wein bei der Unsicherheit der Grenze, die keineswegs mathematisch genau festgestellt ist, leicht bezogen werden kann, kauft man in allen Bauden

des Gebirges erträgliche Sorten; im Ganzen aber kann ich von allen süßen Weinen abrathen, da die Rosinen auch hier billig sind und die Anfertigung eines künstlichen Ungar's keineswegs wider das Gewissen der guten Gebirgsbewohner geht. Solche freyle Künste scheitern glücklicherweise an der herben Sorte und die Petersbaude bietet für den Spottpreis von 15 Sgr. einen herben Ungar, der durch Blume und Gehalt jeden Gaumen überraschen wird. Den Chef der Hampelbaude kann ich leider nicht mit ähnlichem Lobe erfreuen. Sein nichtswürdiger Wein war ein ruchloses Fabrikat aus grüneberger Krätzer, Syrup und Rosinen und nicht einmal gut genug, die ermüdeten Füße darin zu baden.

Daß man hier sonst alle Bedürfnisse theuer bezahlt, weil der Wirth auch die Zeche der Träger stillschweigend miteinrechnet, wird keinen Billigdenkenden überraschen. Man wünscht sich lieber Reichthum, um diesen Leuten eine Freude zu machen.

Die heitre Familie, von der ich gesprochen, hatte den Tag nach Art der Vögelein begrüßt. Bei dem ersten Schimmer der Sonne war in ihrem Behälter ein so großer Spektakel entstanden, daß an Schlummer nicht mehr zu denken gewesen war. Wir sahen uns also genöthigt, einen gezwungenen Sonnenaufgang bei 1 bis 2 Grad Wärme mit anzusehen, ein Schauspiel, das aus eben diesem Umstande keine warme Begeisterung aufkommen ließ. Die Sonne stand kaum so hoch, um einen Blick auf das Dach der Petersbaude zu thun, als sich auch schon die wenigen Fußwanderer trennten und die eine Partei ihren Weg west-

wärts, die andere, zu der wir uns rechneten, oſtwärts antrat.

Von der Petersbaude herab führt der Weg in die unangenehmſte Gegend des ganzen Gebirges, die ſogenannte Mädelwieſe. Dieſer idylliſche Fleck Landes iſt ein rings von höheren Felslehnen abgeſperrtes Stück, in dem die Natur zwiſchen ſpitzige Felstrümmer und Geröll, ungemein dichtes Knieholz nebſt etwas höherem Tannengeſtrüpp geſäet hat. Da rings von den Abhängen Quellen niederträufeln und der Ort keinen Abzug hat, ſteht die ganze holde Romantik unter Waſſer und würde viel paſſender Mädelſumpf oder gar Mädelſee genannt werden. Nach einem warmen Frühſtück iſt es für einen Stubenhocker von Fach kein angenehmes Geſchäft, dieſes Gewäſſer zu durchwaten, denn man muß wiſſen, daß die erbarmungsloſe Bergfluth ſtets ſo kalt iſt, daß nach wenigen Minuten die Hände darin erſtarren. Die Umſtände beſiegen die Ueberzeugungen des Menſchen und machen ihn ſeinen eigenen Principien untreu — ich ließ mich von den bei der Petersbaude ſtationirten Hülfsträgern über den Sumpf tragen und bereue es keinen Augenblick, wenn ich an die unſterbliche „Pantſche“, wie man in Schleſien ähnliches Terrain benennt, zurückdenke. Der breslauer Fuchs ſprang ſo gut es gehen wollte von Stein zu Stein, ſpritzte uns das klare Waſſer um die Ohren, kam aber doch zuerſt auf trocknen Grund und Boden.

Hier liegt am „Ufer“ der Mädelwieſe die Spindlerbaude, die Rivalin der Petersbaude, die ſie an Höhe der Preiſe übertrifft, ohne ihr an Güte des Gelieferten gleich-

zukommen. Indem man nun dieſes Hoſpitium rechts liegen läßt, geht der Marſch auf ſteilen Beinen die kleine Sturmhaube hinan. Man kann ſich die eigenthümliche Zertrümmerung dieſer gigantiſchen Granithaufen nicht anders erklären, als daß ihre früher höheren Gipfel nach innen zu verfielen und im Zuſammenkrachen jene ſcharfen und den Füßen ſo widerwärtigen Gräten und Riſſe hinterließen. Die kleine Sturmhaube übertrifft faſt an Schwierigkeiten des Erſteigens die Schneekoppe.

Die Ausſicht von dem 4366 Fuß hohen Berge wird von den Führern als die ſchönſte des ganzen Kammes angegeben. Um ihr dieſes Prädicat beizulegen, gehören aber auch die übrigen Ingredienzien, namentlich eine warme Spätnachmittagsbeleuchtung dazu; wir, denen die Morgenſonne ins Geſicht ſchien, waren keine Richter über den Urtheilsſpruch der Gebirgsbewohner. Zudem war der Morgen bei aller Klarheit des Sonnenſcheins und der Luft doch ſo kalt, daß wir es kaum wagten, einen Augenblick ſtill zu ſtehen.

Der Silberkamm läßt den Wanderer jetzt merken, daß wir uns der Schneekoppe nähern, denn ſeine fortwährend Augen und Beine täuſchenden Terraſſen wollen gar kein Ende nehmen. Endlich iſt man oben und biegt links nach den Teichen ein.

Nachdem wir bis dahin in vollkommener Einſamkeit gewandelt und höchſtens einem Käfer begegnet waren, der früh aufgeſtanden war, kamen uns hier die Reiſenden entgegen, welche die Nacht auf der Schneekoppe zugebracht hatten. Einige öſterreichiſche ſchlichte Landleute waren eben

mit ihrem biederen schlichten Gruß vorbeimarschirt, als sich Damentoiletten mit Spuren von Eleganz zeigten, Träger eine ältliche Dame im Stuhle brachten und ein Geheimer Rath in dem Glanze seiner Würde erschien, die selbst nicht durch die Großartigkeit der Natur verdunkelt werden konnte. Er war der Gatte der im Stuhle Getragenen, der Vater der ledernen vier Halbstiefeln, die aufgeschürzt voranschritten. Eine grüne Botanisirtrommel stolperte hinterdrein; sie war an Benjamin den Jüngsten befestigt. Dem Geheimerathe war nicht wohl zu Muthe, der Schweiß perlte auf seiner Stirn und der Nordwester wollte ihm in jedem Augenblicke den Hut vom Kopfe reißen, den der Mann, eingedenk, daß die Majestät seiner Würde in jedem Augenblicke aufrecht erhalten werden müsse, nicht mit einer praktischen Mütze hatte vertauschen wollen. Meine Unbedachtsamkeit ging so weit, dem erhabenen aber erschöpften Träger des rothen Adlerordens vierter Klasse einen Morgengruß und einige Fingerzeige über den ihm und seinen Damen bevorstehenden Weg zu widmen, allein sein Stolz, vielleicht auch seine Ermüdung oder die Geringschätzung gegen meine Mütze verhinderten ihn, mir andere als strenge, kurz abgebrochene Antworten zu geben. Später saß ich neben ihm in ersten Logenrange des breslauer Stadttheaters; ich war wieder vorstellbarer Mensch mit Hut und weißen Glacéhandschuhen. Er schwieg verdüstert und betrachtete mich mit scheuen Blicken — mußte er sich doch wie König Philipp im Don Carlos gestehen, daß ich ihn „schwach“ gesehen hatte und das verzeihen Tyrannen nie — nie!

Nach dieſer Epiſode aus der haute politique gelangten wir bald an den Rand der beiden Teiche. Sie ſind die beiden einzigen Bergſeen des Rieſengebirges und liegen hart an ſeinem nördlichen Abhange. Gleich den Schneegruben bietet der jähe Abſturz von etwa 600 Fuß, auf deſſen Grunde ſich der ſchweigende ſchwärzliche Spiegel des Waſſers ausbreitet, einen pittoresken Anblick, da man aber an den Teichen ungehindert von hervorragenden Klippen und Mauern, frei in die Felſentrichter hinabſehen kann, ſcheint die Partie der Teiche, ungeachtet der geringeren Dimenſionen faſt großartiger als jene. Obgleich die Sonne ſchon hochgeſtiegen war, als wir uns am Rande der Teiche zum Frühmahl lagerten, blies der eiſige Nordwind doch ſo mächtig durch Mäntel und Tücher, daß unſere Hände bläulich erſtarrten und wir ſobald als möglich aufbrachen. Es ſchien uns nicht zum Verwundern, daß in allen breiteren Spalten, die ſich vertikal in die Klüfte hinabſenkten, große Schneehaufen Angeſichts der Auguſtſonne liegen geblieben waren.

Der Weg nach dem kleinen Teiche, der wie Alles, was hier „klein" genannt wird, das „Große" bei Weitem übertrifft, wie wir uns ſchon an den Schneegruben und der Sturmhaube überzeugt haben, iſt eine wirklich gefährliche Strecke. Er führt langs dem Abgrunde des großen Teiches auf ſchmalen Klippen hin, die von Waſſer überrieſelt und ſchlüpfrig gemacht werden. Der einzelne Fußgänger hält ſich zuweilen am Knieholz feſt — wie die beiden Träger mit ihrer Bürde über dieſe Stelle weggekommen ſind, weiß ich bis auf dieſen Augenblick nicht.

Allerdings mag der obere Umfang des kleinen Teiches geringer sein, allein die Tiefe seines Trichters ist ungleich bedeutender und in den Felsgestaltungen der Wände charakteristischer, zudem rauscht ein silberner Gebirgsbach tosend in die Tiefe hinab, so daß man ihn unbedingt malerischer und großartiger als seinen angepriesenen Gefährten nennen muß. Am Ufer des kleinen Teiches steht auch eine unscheinbare Baude, welche sich den Forellenreichthum des Gewässers zu Nutzen gemacht hat. Im großen Teiche, der weder Abfluß noch anderen Zufluß als die sickernden Felsen hat, existiren nur Insecten.

Nun scheint es nicht mehr gar weit bis zur Schneekoppe zu sein, man glaubt von dem Koppenplan aus, der hinter den kleinen Teichen anhebt, in einer Viertelstunde den Fuß des Kegels erreichen zu können, aber wir wollen Niemandem rathen, den Weg geradezu einzuschlagen. Er würde im Sumpfe versinken, von den Zacken des Knieholzes zerrissen und zuletzt von dem furchtbaren Aupengrunde aufgehalten werden. Vielmehr hat man sich geduldig zu fügen, und einen scheinbar von der Koppe abführenden Weg einzuschlagen, der indessen nach und nach zum Ziele bringt.

So standen wir denn endlich nach anderthalbtägigen Mühseligkeiten am Fuße der höchsten Erhebung des nördlichen Deutschlands. Das Wetter, das uns bis dahin durch lieblichen Sonnenschein und herrliche Durchsichtigkeit der Atmosphäre begünstigt hatte, veränderte sich in demselben Augenblicke, als wir an den ungastlichen Felsenkegel kamen Alle Dünste des Nordens scheinen sich an

dem kalten Haupte der Schneekoppe zu verdichten und ihren Tribut an die Bäche abzugeben, welche von hier aus die trüben Wasser der Elbe speisen. Daher die ewigen Wolken um den Koloß, der stets brausende Sturm, die Klagen aller Reisenden über zerstörte Hoffnungen auf Aussichten nach den schlesischen Thälern. Wir hielten uns, obgleich der mehrstündige Weg gar ermüdend gewesen war, nicht weiter in der am Fuße der Koppe erbauten Baude auf, sondern machten uns daran, das letzte größte Stück Arbeit sofort zu überwinden.

Der Pfad windet sich auf dem etwas hervortretenden Rücken des Kegels im Zickzack empor und wenn der Nebel für einen Augenblick zerriß, blickten wir in den Riesen- oder Aupengrund, dessen Tiefe man auf 2000 Fuß vom Standpunkte des Wanderes aus schätzt. Der Abgrund an der linken Seite des Kletternden ist weniger schauderhaft, da hier die Trümmermasse des Kegels dem Auge die Tiefe verbirgt. Wer zu Schwindel neigt, thut wohl, seine Augen nur auf den Pfad zu richten und sich nicht an das wüthende Pfeifen und Heulen des Sturmes zu kehren. Man braucht etwa eine starke halbe Stunde um die Spitze des Berges zu erreichen und die gut eingerichtete Gastwirthschaft entspricht allen billigen Anforderungen der Reisenden. Die Preise schienen sich sogar verhältnißmäßig wohlfeiler, als auf den meis[illegible] übrigen Bauden herauszustellen.

Wir können wenig von diesem erhabenen Punkte berichten, denn der vorüberstürmende Nebel verdichtete sich momentan an den Objectivgläsern der Fernröhre und der

Brille zu großen eisigen Wassertropfen und das matte phosphorische Licht zarterer Dünste wich zuweilen bei andringendem dickeren Gewölk einer Dämmerung, wie wir sie nur an einem trüben Novemberabende haben; Alles blieb in dem niedrigen aber freundlichen Salon des Koppenwirthes und fügte sich in die mittelmäßige Musik zweier böhmischen Sirenen, in deren Arme gewiß schon mancher Pilger gesunken war. Noch wurde die Koppenkapelle in Augenschein genommen. Früher Wallfahrtsort, seit 1824 aber als Wirthshaus benutzt, soll sie jetzt wieder eingeweiht werden und ist zu diesem Zwecke bereits gereinigt worden. Mit ihrer ungemein einfachen Architektur in Rotundenform und der äußeren Holzbekleidung gleicht sie mehr einer Hütte als einem Gotteshause; ein Altarblatt abgerechnet, erinnert noch nichts an ihren alten, jetzt wieder erneuerten Beruf. Wir glichen nicht dem jungen Trotzkopfe, unserem breslauer Fuchse, der nach der schmiedeberger Seite hinabsteigen mußte, vorher aber noch die Aufklärung des Wetters abwarten wollte; resignirt machten wir uns auf den Rückweg.

Hier war es nun, wo ein wohlwollender Genius mit gütiger Hand Lücken in die Nebelmassen riß und uns wie durch Thore in den luftigen Schichten die goldenen Aehrenfelder Schlesiens, oder tief unter uns die verkleinerten Häuschen des Arsenikwerkes im Aupengrunde zeigte. Uns gegenüber an stiller Felswand, benetzt von einem niederstürmenden Gewässerbande, lag Rübezahls Lustgarten und in ihm noch eine Menge Schnee, an den man sich hier oben rasch gewöhnt. Für unsere Nachfolger auf so inter-

eſſantem aber mühſeligem Wege ſei noch erwähnt, daß man jetzt eben damit beſchäftigt iſt, einen bequemeren Weg auf die Koppe anzulegen. Etwa dreißig Arbeiter unter Leitung eines Beamten hielten ihre Sieſta hinter einem hervorſpringenden Felsſtück und an der erheblichen Menge weggeräumter Blöcke zeigten ſich die Spuren ihrer Thätigkeit. Neben ſoviel Fleiß hat auch folgerichtig wieder die Bettelei ihren Centralpunkt aufgeſchlagen und es fehlt nicht an Leuten, die uns, wie jene Arbeiter den Weg, ſo die Börſe erleichtern wollen. Bald verkriecht ſich die Armuth hinter einen Leierkaſten, bald hinter einen kleinen Handel mit Veilchenmoos und Holzſchnitzeleien, bald ſtreckt ſie offen die Hand aus. So zogen wir, reich ſchenkend, aber noch reicher von der Natur beſchenkt, die Berge hinab, wo die mildere Scholle, die Milde der Menſchen nicht mehr unabweisbar nöthig macht.

Böhmen.

Die Felsen von Adersbach und Weckelsdorf.

Der Fürst Pückler-Muskau soll bei seinem Besuche von Adersbach gesagt haben, der Ort sei werth, daß man fünfhundert Meilen weit reise um ihn zu sehen. Dieses Aperçu ist seitdem in den Mund des Gastwirthes und Kellners von Adersbach übergegangen und ziert alle Reisehandbücher. Hätte der geniale Fürst Weckelsdorf gesehen, oder wäre es vielmehr zu seiner Zeit dem Besuche der Naturfreunde zugänglich gewesen, er hätte wahrscheinlich die Meilenzahl und so das Geistreiche seines Einfalls verdoppelt.

Der Weg nach Adersbach ist zwiefach pittoresk. Einmal durch die dunkle zum Schweigen stimmende Waldung und das allmälige Auftauchen der Phantasiegebilde des grauen Quadersandsteins, dann durch die Beschaffenheit des Weges. Die pittoresken Reize des Letzteren werden jedoch nicht mehr auf gemein menschliche Weise durch das Auge, sondern wie die höheren Vergnügungen des Somnambulismus mit den Nerven der tiefer liegenden Regionen genossen. Magen, Leber und Milz werden bald

abwechselnd, bald gemeinsam in Anspruch genommen und die böhmische Chaussee kann mit Recht ein kleines aber fortlaufendes Adersbach genannt werden. Diesen Weg wissenschaftlich zu erklären, dürfte seine Schwierigkeiten haben, doch vereinigen sich die Stimmen glaubwürdiger Reisenden und Ortsangehörigen dahin, daß er allerdings ein Werk von Menschenhand ist, obgleich er mehr wie das Gebilde einer Naturlaune aussieht. Am wahrscheinlichsten ist, daß man von Zeit zu Zeit und von tausend zu tausend Schritt große Steinhaufen aufthürmt, die dann theils durch Regen weitergeschwemmt, theils durch darüber kletternde Fußgänger, Pferde und Wagen allmälig abgeflacht werden und so diese Chaussee-Romantik bilden.

Es dunkelte bereits ein wenig, als die ermüdeten Pferde den Wagen die letzte Höhe vor Adersbach hinaufgeschleppt hatten und es durch das Dorf nun wieder bergab ging; noch war von den weltberühmten Felsen nichts zu sehen. Wenige Schritte weiter trat plötzlich aus der zurückweichenden Bergwaldung die weißliche Felsmauer hervor, an welche sich die märchenhafte Felsenstadt anreiht. Der erste Anblick war nicht groß zu nennen, aber im höchsten Grade frappant und fremdartig. Die hereinbrechende Dämmerung erhöhte diesen Eindruck. Abgebrochene ägyptische Säulenschafte schienen mit massigen Werkstücken, Sarkophage auf hohen Blöcken mit rohgeformten Vasen, zertrümmerte Obelisken mit kahlen Wänden abzuwechseln und über den Zinnen dieser fabelhaftesten aller Mauern glaubte man kleine Fratzen oder wehklagende menschliche Gestalten in langsamer Bewegung zu sehen.

Kaum angekommen und nach eingenommenem Mahle in der guteingerichteten böhmiſchen Gaſtwirthſchaft ließ ſich die Ungeduld nicht länger bezähmen, das Innere der Felſen zu betrachten. Es war unterdeſſen elf Uhr Nachts geworden und der Halbmond warf ſeinen phosphoriſchen Schimmer auf den ſandigen Weg und die kleine Wieſe, die das Gaſthaus von dem Gefels trennen. Ein Aufwärter ließ ſich bereit finden, mein Führer in die Geheimniſſe der Vorwelt zu ſein; vor vier Jahren hatte er den letzten nächtlichen Beſucher, einen Engländer, gleichfalls bei Mondſchein hineingeführt. Sämmtliche übrige Beſucher ſträubten ſich uns zu begleiten; ſie zogen die Freuden des Bechers und das helle Gaſtzimmer, dem Kirchhofsbeſuche der Urwelt vor.

Man ſteigt eine kleine Treppe hinter dem Gaſthauſe hinab, wandert einige hundert Schritte und biegt links in die ſogenannte Felſenvorſtadt. Wie ein ewiger Wächter ſteht an dieſer Stelle der Zuckerhut, d. h. ein Felſen von der Höhe eines dreiſtöckigen Hauſes, der von einer ſchmalen Baſis aus allmälig dicker wird und die Häupter der unter ihm Stehenden überragt. Der kleine Bach, deſſen Weg durch Adersbach führt, nagt an dem Fuße des Koloſſes und einſt wird das poröſe Geſtein, in ſeinen Stützpunkten durchmorſcht, die Laſt nicht mehr balanciren können und der Fels muß ſeitwärts ſtürzend ein neues Phantaſieſtück für die Beobachter der Nachwelt bilden. Die Geſchichte dieſer Felſen hängt mit den großen Revolutionen der Fluthen zuſammen.

Hier brach vielleicht der ungeheure Andrang eines

vorweltlichen Binnenmeeres von Böhmen durch und wusch Jahrtausende lang das weiche Gestein, unterstützt von den heftigen Niederschlägen der Atmosphäre, in die Fläche hinab. Auf den Felsblöcken blieben die wundersamen Silhouetten liegen; in die Tiefe rollte der grobe Sand, auf dem wir jetzt gehen. Die mit den gewöhnlichsten sinnlichen Erscheinungen beschäftigte Phantasie der ersten Besucher hat die gedrängt aneinanderstehenden gigantischen Felsblöcke und ihre charakteristischen Formationen nach den Gegenständen benannt, mit denen sie eine entfernte Aehnlichkeit haben. Man giebt sich bei Tage diesem witzigen Spiele der Einbildungskraft gern hin; Nachts überwältigt der Geist des Ortes alle Wahrnehmungen und herrscht durch die Schauer des Erhabenen. Wir gingen auf dem feuchten und festen Sande, den jener kleine Bach stets benetzt, schweigend neben einander her. Von Zeit zu Zeit stand ich still und sah zu den Gipfeln empor, die in dem unsicheren Mondlicht riesigen Gestalten glichen, welche durch den Willen einer höheren Macht mitten in ihrer hastigen Thätigkeit in Stein verwandelt waren. Unheimlich blickte rechts vom Wege drohend das Hochgericht herüber, drei senkrecht emporragende Säulen, deren oberer Verband eingestürzt scheint. Von Tönen des Lebens keine Spur, selbst der Wind drang nicht in die abgesperrte Tiefe, sondern raschelte vorüberwehend nur in dem Geäste irgend einer vertrockneten Tanne, die nahrungslos und matt von ihrem hohen Gipfel hinabgeglitten war. Außer dem gespenstischen Schimmer des Mondes glitzerten nur feurig einige Johanniswürmchen im Grase, aber die

eigentlichen Schauer der seltsamen Scene sollten erst beim Eintritt in die Felsenstadt selber beginnen. Man belegt mit diesem Namen diejenige Partie, in der sich die isolirten Felssäulen und Blöcke noch enger aneinanderdrängen und gassenähnliche enge Passagen bilden. Eine verschlossene Thür wurde von meinem Begleiter geöffnet und wir betraten den nächtlichen Schauplatz, begrüßt von dem Gemurmel der Quelle. Wiederholt treten hier die Mauern so nahe aneinander, daß man mit ausgestreckten Armen beide Wände berühren kann und erst auf dem sogenannten Marktplatz gestaltet sich eine freiere Umsicht. Wir machten hier Halt und ich muß gestehen, daß die bizarre Umgebung, unterstützt durch die Stille der kühlen Nacht, so gewaltsam auf die Nerven einwirkte, daß die Einbildungskraft nach der Gewöhnlichkeit des Lebens zurückverlangte. Ich bedauerte nur, nicht mit einer Pechfackel oder einigen Leuchtkugeln versehen zu sein, um für Augenblicke das feenhafte Schauspiel einer Beleuchtung dieser Gruppen genießen zu können. Der Aufblitz eines Pistolenschusses war zu schwach, um einen Lichteffect hervorzubringen und der Knall zu betäubend für das Gehör, um das Experiment zu wiederholen. —

Vom hellen Morgen beleuchtet nahm Adersbach einen anderen freundlichen Character an. Die hellgraue saubre Farbe der Felsen erinnerte lebhaft an das heitre Grau der russischen Offiziermäntel und man konnte auf den Verdacht kommen, daß die Bewohner von Adersbach zeitweilig ihre Felsen dem Prozeß eines allgemeinen Scheuerns unterzögen, wenn eine solche Annahme nicht wiederum mit dem

geringen Grade böhmiſcher Reinlichkeit in zu ſtarkem Widerſpruch ſtände. Leugnen läßt ſich nicht, daß für die adersbacher Felſen etwas gethan wird, daß ſie nicht ganz ſo aus den Händen der Natur hervorgegangen ſind, wie wir ſie vor uns ſehen, aber es läßt ſich die Grenze menſchlicher Thätigkeit ſchwer angeben. Ich will die Beſitzer von Adersbach nicht beſchuldigen, bei den Phantaſiebildern der ſteinernen Conſtructe mit Meißel und Hammer nachgeholfen zu haben, aber ich glaube, daß der Ort, hätte man früher das Ungebahnte an ihm unverſehrt gelaſſen, nicht dieſe Eleganz der Romantik beſäße, die ihn allerdings dem bequemen Geſchlechte der Touriſten empfehlen mag. Es verurſacht, wie die Sache ſteht, größere Strapatzen, die Terraſſen von Sansſouci oder die Schloßgärten von Charlottenburg und Pillnitz in Augenſchein zu nehmen als die Felſen von Adersbach.

Wie ein Vergnügungslocal oder baieriſcher Biergarten ſind die Felſen verpachtet und werden nur gegen ein Eintrittsgeld gezeigt. Im Innern der ſogenannten Felſenſtadt ſind wieder einige priviligirte Bettler poſtirt, welche theils durch die Schrecken des Leierkaſtens, theils durch Aufſtellung von Holzſchnittwaaren oder Präſentation eines Glaſes Waſſer aus der „Silberquelle“ den Beſucher zwingen, fortwährend ſein Portemonnaie in der Hand zu halten. Man würde aber irren, glaubte man damit ſeine Verpflichtungen gegen den Ort und ſeine Bewohner erfüllt zu haben. Da iſt erſtens ein Knabe, der den Waſſerfall geſpannt hat und zweitens der Pächter des Echo's außerhalb der Felſen, denn wie billig wird ein bereit-

williges und schnelles Ja, wie von der Menschheit, so auch von der Natur nicht umsonst verlangt. Aber die Natur steht darin über den feilen Menschen, daß sie ihr Echo aufstellt, wo sie will.

Der Pächter des Echo's ist außerdem verpflichtet dem Generalpächter von Adersbach von jedem Schuß, den er zu Erweckung des Echo's thut und der einen bestimmten Preis hat, einen Zehnten, vielleicht auch Fünften oder Dritten zu geben und es ist außerdem noch auf diese gewinnsüchtige Flinte eine Art Schutzzoll gelegt, indem Jeder, der aus eigenen Mitteln feuert, eine kleine Abgabe entrichten muß. Keine ganz klare Einsicht habe ich darin gewonnen, ob der Echopächter auch von den gräßlichen Tönen, welche er und sein Helfershelfer aus zwei Waldhörnern und Clarinetten pressen, eine Tantième abgeben muß. Hat man das Echo, welches wirklich wunderbar klingt und einen Schuß vielfach wiederholt, genossen und sich mit dem Pächter verrechnet, was eine ungleich längere Zeit erfordert, als das Concert der Waldnymphe; so verfällt man der bettelnden Jugend des Ortes. Ehe die priviligirten Stände von Adersbach ihre Forderungen nicht eingezogen haben, ist sie nicht berechtigt, den Weg der Petition zu Fuß zu betreten. Sie lauert bis dahin auf einem nahen hohen und steilen Felsen, rutscht aber, sobald die Echoangelegenheit regulirt ist, mit der Schnelligkeit eines reißenden Gebirgsbaches, durch allerlei bisher unbemerkte Spalten herab und versperrt euch den Weg, indem ein Theil sich auf den Kopf stellt, ein anderer winselnd und jammernd die Hände ausstreckt.

Man thäte wohl, dieſe ſtrebſamen Knäblein und Mägdelein gar nicht zu beachten, wenn man ſich nicht der Gefahr ausſetzte, von ihnen mit Steinen geworfen zu werden. Alſo ſo viel und ſo raſch als möglich gegeben! wenn auch der größte Theil des Dorfes Adersbach von dieſer Erpreſſung lebt und in Folge eingetretener allgemeiner Arbeitsſcheu zu der Fraction der böhmiſchen Vagabonden ein verhältnißmäßig großes Contingent ſtellt.

Von den Merkwürdigkeiten des Ortes iſt der ſeltſame Waſſerfall unſtreitig die bedeutendſte, wenn nicht durch ſeine Anſicht, ſo doch durch den Eindruck, den ſeine Localität auf die Phantaſie macht. Der Bach, welcher Adersbach durchſtrömt, ſtürzt nämlich hier einige vierzig Fuß hoch zu den Füßen des Beſuchers nieder, der in den engen Felstrichter getreten iſt, aber flüchten muß, ſobald die Waſſermaſſe herabzuſtürzen beginnt.

Man verläßt nun Adersbach und fährt durch düſtere Fichtenwaldungen und lebloſe graue Felsbildungen eine Strecke weiter nach dem Eiſenhammer von Weckelsdorf. Die Naturwunder dieſes Ortes ſind erſt ſeit dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren den Touriſten zugänglich gemacht und noch nicht in dem Grade bekannt, als ſie es ihrer großartigen Ausdehnung und Originalität nach verdienen.

Weckelsdorf iſt der Genius des Quaderſandſteines in gigantiſcher Geſtalt, Adersbach als Statuette. Ein ziemlich breiter berganſteigender Pfad führt mitten in die rieſigen Koloſſe. Auch hier hat man in Nachahmung von Adersbach eine Vorſtadt und eine eigentliche Felſenſtadt,

aber beide Begriffe passen nicht auf die Localitäten. So weit bis jetzt der Ort zugänglich gemacht ist, besteht er aus zwei riesigen Schluchten, die im rechten Winkel aufeinanderstoßen. Der Schenkel, den man zuerst betritt, trägt eben den Namen der Vorstadt, die zweite unendlich zerklüftete unheimliche Schlucht: die eigentlichen Wunderwerke von Weckelsdorf, hat man die „Stadt" genannt, vielleicht nur weil sie eine Spalte enthält, die mit einer Einlaßpforte versehen werden konnte. Bereits in der ersten Schlucht zeigen sich die seltsamsten Steinbildungen, man zeigt z. B. an einer Stelle, die gar wohl zu einer Wolfsschluchtdecoration im Freischützen als Entwurf dienen könnte, hoch oben einen sitzenden Uhu, der selbst die Kritik des bewaffneten Auges aushält. Endlich langt man vor der Felswand an, der sich die zweite Schlucht anschließt. Der gräfliche Besitzer der Gegend hat hier auf einem vorspringenden Felsblock ein Schweizerhäuschen bauen lassen, dessen lebhafte Farben lieblich und malerisch von dem schwarzbraunen Localton der Felswand abstechen. Die kleine Thalwiese, die hier eingehegt von urweltlichem Mauerwerk, benetzt, weniger von den spärlichen Tropfen eines Bächleins, als von dem feuchten Niederschlage der Atmosphäre an den eisigen Felsen, in frischestem Grün prangt, trägt die ganze Jungfräulichkeit einer unberührten Natur an sich. Mannshohe Farrenkräuter neigen sich über weiches wallendes Gras und die winzige klugäugige Schlange entschlüpft der haschenden Hand unter buschiges Erdbeerkraut. Eine natürliche schlüpfrige Felsentreppe hinauf steigend, kommt man in die enge himmelanstrebende

Schlucht und beſucht der Reihe nach die einzelnen ſeltſamen Grotten und Spalten, welche hier von einem menſchenähnlichen Titanengeſchlechte, das in Vorahnungen einer geregelten Architektur träumte, in den Fels gehauen ſcheinen.

Der Inbegriff des Charakteriſtiſchen von Weckelsdorf dürfte jene ſeltſame Felſennische ſein, die man nicht übel mit dem Namen „Dom“ bezeichnet hat. Hier findet man das Segment eines gothiſchen Gewölbes in Spitzbogen und Knauf durch die Natur treu nachgeahmt. Der Führer heißt uns einen Augenblick warten und plötzlich erklingen aus der Höhe die Töne einer Orgel, ebenſo verſchleiert und duftig, wie in großen Domen auf fernem Chore ſanft klagende Regiſter. Wir glauben uns in die Zeit zurückverſetzt, wo der böhmiſche Religionskrieg die Andächtigen zwang, ihre Gebete und Lieder in die verborgenen Freiſtätten der Natur zu flüchten; aber die Illuſion wird bald geſtört. Ein Leierkaſten, den man hinter eine verborgene Spalte der Felſen geſtellt hat, iſt die Quelle jener wehmüthig gebrochenen frommen Harmonien geweſen und durch eine wild jodelnde Polka erinnert er uns an den ortsüblichen Tribut.

Nicht allein im Innern des Felſens wird zu Weckelsdorf die Aufmerkſamkeit des Reiſenden in ungleich höherem Grade beſchäftigt als zu Adersbach, auch die Phyſiognomie der emporſtrebenden Gipfel ſpannt die Phantaſie von Stein zu Stein. Die barocken Gebilde der Stürme und Wolken in Sandſtein ſtehen hier ſo hoch über uns, daß die Einbildungskraft, einmal geheimnißvoll

angeregt durch die finstere Kluft und die magische Beleuchtung mannigfaltiger Lichtreflexe von oben, in dem Glauben an die Fingerzeige der Führer aufgeht. Diese Felsspitze ist ein in die Ferne schreitender Mönch, jene eine betende Nonne, eine harrende Braut oder ein Rebhuhn, am auffallendsten wollte uns aber an unzugänglicher Stelle ein isolirter Fels scheinen, aus dem wahrscheinlich durch die Gewalt eines Blitzstrahls, dessen Spuren man in allen diesen Felsen an tiefen Furchen im Gestein entdeckt, eine Ecke mathematisch genau in einen Winkel, wenig kleiner als ein Rechter, gehauen worden war. Die Bauleute schienen soeben jenen Felsen verlassen zu haben; von dem Blocke selbst, der in jene Lücke gehörte, war keine Spur zu entdecken. Man wundert sich nicht, wenn der Aberglaube ähnliche Werke dem Teufel, der bekanntlich zu jeder Zeit ein sehr baulustiger Kavalier gewesen ist, zu seinen besonderen Zwecken unterzubreiten pflegt. Wir verließen Weckelsdorf, um für immer die Erinnerung an seine Erhabenheit und grausenhafte Eigenthümlichkeit zu bewahren.

Henriette Sonntag in Leipzig.

Die geflügelten Gedanken der Mechanik und Kunst gebieten über Raum und Zeit. Es ist kein kleinerer Triumph für den Geist, Tagereisen in wenige Stunden zusammenschrumpfen, als goldene Jugend sich über ein ganzes Leben verbreiten zu lassen. So ziemt es sich, daß man in kaum dreißig Stunden ein halbes Hundert Meilen zurückgelegt, um eine Künstlerin zu hören, die uns vergessen macht, daß sie einst jung gewesen ist, weil sie noch jung ist, weil sie das beste Kosmetikum in der Seele, in ihrem Haupte trägt: den Geist.

Brausen des metallenen Ungeheuers, weißleuchtender Rauch, graubraune Flächen, schneeige Linien und Zacken am Horizont, Läuten der Stationsglocken, Geplauder der frohen Reisegefährten, Gewühl bei der Ankunft, ein frohes Mahl; das ging an uns wie im Traume vorüber, wie uns ja auch die ganze Zeit vergangen ist, seitdem wir vor fünf und zwanzig Jahren „una voce poco fa" von der genialen Künstlerin gehört haben. Und wieder schlägt das Orchester die wohlbekannten Klänge an, die Seiten-

thür öffnet ſich und die reizende Roſine hüpft herein. Um die volle aber kräftig zierliche Geſtalt ſchmiegt ſich das blaßröthlich-ſeidene Gewand, unter dem ſchwarzſammtnen Mieder mit ſchwarzen Spitzengeweben nach ſpaniſcher Sitte verziert, das ſeidne reiche dunkle Haar iſt einfach geſcheitelt, eine mild-rothe Blüthe wiegt ſich ſanft auf dem antik verſchlungenen Haarknoten, ſchwarze Sammtbänder mit Brillantknöpfen zeichnen ſich köſtlich auf dem herrlichen Nacken, den weißen Armen ab; das iſt Henriette Sonntag.

Die Erinnerung betrügt den Menſchen ſo leicht. Wir finden mangelhafte Bilder unſerer lieben Geſtorbenen zuletzt ähnlich und weinen vor ihnen vielleicht bitterlicher, als an ihren blaſſen Geſtalten, da ſie von uns gingen; ſoll unſer Lächeln nicht unendlich wonniger ſein, da wir ein in der Erinnerung innig bewahrtes Bild in Wirklichkeit vor uns auftauchen ſehen und uns zuflüſtern hören, daß wir ſtatt zu verlieren, gewonnen haben.

Es iſt dieſelbe Stimme, es ſind dieſelben Augen, Glanz und Klang derſelben göttlichen Heiterkeit der Seele, aber was Gereiftes darin iſt, das beruht in der Patina des Genius; es iſt der Schmerz, der durch dieſe Stimme und dieſe lieben Augen gezogen iſt und ſie in die höhere Sphäre der Kunſt erhoben hat. Dieſe Augen haben geweint, dieſe Stimme hat geſeufzt! Natürliche Blumen und Blumennaturen ſchlürfen den Thau des Himmels aber nur zu ihrer Erquickung und ſo erhöhen jene Tropfen zuletzt den Duft und beleben die zarten Farben. Wunderbarer Eindruck — wohin rechnen wir dieſe Erſcheinung,

die unſere Kategorien von „Mädchen und Frau" ſo in Verlegenheit ſetzt; die der Frauen Gluth und anſchmiegende Zärtlichkeit mit der tändelnden Leichtigkeit und dem holden Uebermuth des Mädchens verſchwiſtert hat? Es iſt der volle Ausdruck einer reichen weiblichen Natur, der keine der Phaſen des Mädchen- und Frauenlebens verloren gegangen iſt, die alle pſychiſchen Phänomene fixirt und in das höhere künſtleriſche Bewußtſein, daß zugleich Regulativ ihrer ganzen Exiſtenz iſt, aufgenommen hat. Daraus erklärt ſich die magiſche Wirkung der Bezaubernden und daher erſcheint es als ihre Nothwendigkeit, daß ſie in ſich reicher und tiefer geworden iſt. War ihre erſte Jugend Melodie, ſo hat gleichſam das Leben die begleitende Harmonie entwickelt und aus der Einſeitigkeit der Virtuoſität, die Totalität eines ſeeliſchen Kunſtwerkes herausgerundet. Das Gemälde iſt aus ſeinem Rahmen geſtiegen und Skulptur geworden. Leicht wäre es, ſich in weitere Abſtractionen zu verlieren, wenn nicht das lebenswarme Gebild immer wieder die Phantaſie auf die Einzelheiten des ſchnell entſchwundenen Kunſtgenuſſes zurückführte und die organiſche Production vor der mechaniſchen Deduction ſchützte.

Die Stimme Roſinen's iſt in ihrem innerſten Weſen nach ſüß, und ihr Tonanſchlag hat dieſelbe reizend überraſchende Gewalt, als der Aufſchlag der ſchelmiſchen Augen; das iſt die Gemeinſchaft aller großen Künſtlerinnen, die mit nie alternder Seele ſingen. Gleich gerundet und unmittelbar entſtehen die Bewegungen der Arme, die Hebungen und Senkungen des Hauptes. Von der Fertigkeit

iſt kaum noch etwas zu ſagen, denn die ganze Stimme iſt wie ein gaukelnder Falter, hinter dem das Ohr des Muſikers wie ein wildverfolgender Knabe einherjagt, ohne ihn einzufangen. Die Feder mit ihrer plumpen und grauſamen Manier muß ſich die Luſt vergehen laſſen, den Tonſchmelz auf das Papier zu ſtechen und im Raritäten-Cabinet ſehen zu laſſen. Henriette Sonntag braucht ſehr ſelten ihre volle weiche Stimme; nur für den Ausdruck einer tiefen und liebreichen Empfindung zieht ſie den Ton, wie auf einer Cremoneſer Geige mit langem Bogen heraus. Tändelei und Spiel des Zufalls im Leben drappirt ſie mit dieſen wunderbar gekräuſelten Arabesken ihrer italiſchen Kunſt. Hier ruht für den Geſangskenner ein ganzer Schatz von ſchwierigen Problemen, aber er zerflattert vor dem Ohre, wie eine wunderſame Wolkenbildung vor dem Pinſel des Malers.

Die erſte Arie überſchüttete die Lauſchenden förmlich mit dieſen Amoretten und jene derben Lorbeerkränze und gewichtigen Blumenſträuße, die man der Holden zuwarf, waren nur ein ſchwacher Entgelt für die ätheriſchen Spenden, mit denen ſie unſere Häupter umkränzte. Hatte ſie in dieſer erſten weltberühmten Arie alle Zuhörer als einen mitſpielenden Chor an ſich gezogen, ſo verwandelte ſie die folgende Arie des Bartolo, in ein Duett, in dem ſie die Oberſtimme mit den Augen ſang. Roſſini mag vielleicht abſichtlich das Muſikſtück in den unteren Chorden der Saiteninſtrumente geſchrieben haben, weil er ſo ſchöne und beredte Augen in ſeiner Künſtlerſeele voraus ahnte und auf ſingende Blicke im ſtummen Spiel Roſinens rechnete.

Wie myſtificirt ſtanden dieſe armen Teufel von Figaro und Bartolo vor ihr, als das „Billetchen“ zum Vorſchein kam, das Taſchentuch über den angeblichen Waſchzettel geworfen wurde und das ironiſche „Danke, danke!“ den grimmigen Doctor zur frechen Parodie herausforderte.

In der Clavierſcene erhielten wir nicht die Variationen von Rode, Henriette Sonntag ſang ähnliche von Adam über ein höchſt kunſtloſes Liedchen: „Ah, vous dirai je Maman“, das auch ſchon Mozart einſt zu Pianovariationen Gelegenheit gegeben hat. Der Componiſt verſuchte hier an einer gewiſſen Stelle, die Flöte mit der Singeſtimme kämpfen zu laſſen — troſtloſer Wetteifer eines Klappenmechanismus an einem Stück todten Holzes, mit dem lieblichen Rieſeln einer ſchelmiſchen Frauenſtimme! Die Schlußkadenz mag die keckſte Herausforderung ſein, die je von einem Componiſten der Stimme zugeſchleudert worden iſt. Die chromatiſch verſchlungenen Paſſagen, in denen Flöte und Geſang mit einander zum Triller tändelten, ſind eine Klippenpartie in dem Ocean der Geſangsſtücke, an der jede minder geſchickte und geſchmeidige Kraft kläglich Schiffbruch leiden muß.

Leichter aber auch ungleich lieblicher war die Compoſition einer Polka von Karl Eckert, welche Henriette Sonntag am Schluß der Oper uns noch als Scheidegruß mit auf den Weg gab. Mit Feinheit und Geſchmack waren hierin alle die reizendſten Momente ihrer genialen Geſangsmethode zu einem Genrebilde vereinigt, deſſen

Grazie wahrhaft erquickte. Der Vorhang rauſchte herunter; es war Alles wie ein Traum geweſen.

Und Berlin? — Leider war es nur ſparſam vertreten; zu dem nie wiederkehrenden Kunſtgenuß hatten ſich nicht mehr als achtzig und einige Theilnehmer gefunden. Man muß auch jung geblieben ſein, wenigſtens im Herzen, um ſich ſelbſt und ſeine Bequemlichkeit an eine ſo zarte Freude ſetzen zu können. Viele, die Henriette Sonntag einſt zugejubelt haben, mögen in ſich längſt todt, begraben und eingewickelt ſein in die langweiligen Byſſusſtreifen ihrer Philiſterei, ausgedörrte Mumien — was kümmert es die große und junge Sängerin. Die griechiſche Helene kredenzte in ewiger Jugend noch dem kopfwackelnden Menelaus den Becher, und Enkel durften ſich im vorigen Jahrhundert um eine berühmte Schönheit bewerben und unglücklich werden. Es fehlte die kräftige genußſüchtige Jugend, deren Vorrecht es iſt, ſich an der Schönheit des Weibes zu berauſchen und die zu wenig auf ernſterem Kampfgebiet gethan hat, um laue Geſinnung gegen die Kunſt rechtfertigen zu können; es fehlte der eigentliche Reichthum, weil er als guter Rechner zwiſchen den Jahren der Sängerin und der Reiſeausgabe auf gut kaufmänniſch die Bilance ziehen wollte, und die Erfahrung machen ſollte, daß man ſich auch einmal verrechnen kann; es fehlte hoher Stand und Würde, weil ſie vielleicht ſcheel ſehen mochten, daß das Genie von dem Lotterbett des höfiſchen Lebens aufgeſtanden und hinaufgeſtiegen ſei auf das Piedeſtal des Ruhmes, weil ſie mürriſch ſchmollten, daß ein ſchönes und geniales Weib den

ganzen Ceremonienkram hingeworfen habe, für die Luſt, Seelen zu berauſchen und Freude um Freude einzutauſchen und lieber Gold zu ernten, als in den grünen Abgründen der Spieltiſche länger Gold zu verſenken. Ein gewiſſes manneskräftiges Alter war vertreten und ein reicher Flor ſchöner Frauen. Wie mußten ſie ſich getröſtet und erhoben fühlen über das niedrige Vorurtheil, das den Mann länger als das Weib jung bleiben läßt!

Und Leipzig? — Das gute Leipzig hatte in der Todesangſt gelebt, daß Berlin ſelb Tauſenden anrücken werde, daß die Mauſefalle von Theater in der reichen Stadt berſten würde von Berlinern; Leipzig hatte ſich nicht hereingewagt. Schon am Bahnhofe waren ſie aber in Reihen aufmarſchirt, die berliner Sturmfluth in ihre weichen ſächſiſchen Seelen zu prägen und in ihrem berühmten kleinpariſer Dialekt darüber ſchnackiſche Gloſſen zu machen. Aber man muß ihnen dennoch dankbar ſein, ſie hatten trefflich gekocht, die Suppe war heiß, der Champagner in Eis geſtellt, die Gaſthofsequipagen nach dem Bahnhofe geſchickt und die „Hausmänner", um nicht Portier zu ſagen, unter den Thorweg poſtirt, ſtolzer trugen die Oberkellner die Feder hinter dem Ohr und hoffnungsvollere und unterwürfigere Stubenmädchen gab es nie, als am ſechszehnten Februar in Leipzig.

Auch haben ſie da zu Lande einen ſchönen Dialekt, der in ſeiner Nachgiebigkeit den Mund bis an die Ohren öffnet und beim Geſange faſt wie das Italieniſche klingt, wegen der vielen lieblichen langen Vocale. Auch ſingen ſie ihr ſächſiſches Italieniſch auf dem Theater ſo gut als

an der Table-dhôte, auf der Straße ſo gut als im Foyer, in dem ſich zwei Menſchen nicht vorbeigehen können und ich wünſchte, ſie hätten auf ihren Theaterſitzen ſo viel Platz, als ſie Zeit zum Reden haben. Ihr Orcheſter, dirigirt vom Kapellmeiſter Riez, war ſehr gut und begleitete discret, aber um dieſe Stimme paſſend zu begleiten, muß das Orcheſter der „queen mab“ engagirt werden und als Ballet der Elfenreigen des Sommernachtstraums.

Der Abend hatte etwas vom Sommernachtstraum und auch an Gevatter Zettel und ſeinen Rüpeln fehlte es nicht; aber der leipziger Wächter bläſt eben auf ſeinem verſtimmten Horn den jungen Tag an, die ſchöne Sängerin ſchläft gewiß längſt im erſten Stockwerk, während meine unmelodiſche Feder im dritten Stock noch raſtlos mit Locomotiveneile über das Papier kritzelt, in vier Stunden pfeift es zur Heimkehr — es iſt Schlafenszeit.

Ein Gang durch die unteren Kreiſe.

Seit der Florentiner in der divina comedia die Hölle in Kreiſe getheilt hat, redet man auch von „Kreiſen“ in der Geſellſchaft, wohl begreifend, daß die menſchliche Geſellſchaft auch nicht beſſer als die Hölle ſei. Die Kreiſe der Hölle werden in dem nachtgrauenden Amphitheater des Inferno immer enger; die unteren Kreiſe der Geſellſchaft um ihre große Pyramide immer weiter und durch dieſe unteren Kreiſe der Hölle des neunzehnten Jahrhunderts, folge uns der Leſer, wenn ihm Muth oder ein menſchenfreundliches Herz im Buſen ſchlägt.

Am Alexanderplatz zu Berlin bemerkt der nachdenkliche Spaziergänger ein großes graues Haus, alterthümlich wie die Paläſte der Könige, unheimlich wie die Kerker der Verbrecher. Eiſerne Stäbe verſperren den Menſchen die Fenſter des Erdgeſchoſſes und Scheiben, verwittert im Wechſel des Regens und Sonnenſcheins, bedeckt mit dem blauen Staar erblindenden Glaſes, wehren ſelbſt dem Lichte den freien Eingang. Der Abputz des ganzen Hauſes gleicht einer abgetragenen Sträflingsjacke; es iſt

das Arbeitshaus von Berlin. In ein großes Thor ist eine kleinere Pforte geschnitten, denn diesem Palaste nähert sich nie ein Triumphzug des versammelten Reichthums, sondern das Elend schleicht einzeln und verstohlen hinein. Die kleine Pforte führt in eine gepflasterte Vorhalle, die durch ein schweres hölzernes Gitter von den inneren Gebäuden und Höfen abgesperrt wird. In dieser Vorhalle hängen außerhalb der Gitter die Musketen und Zündnadelflinten der Wache; das Gitter der so belagerten Citadelle der Armuth und des Vergehens wird Tag und Nacht von dem Cerberus des Ortes bewacht. Eine helltönende lustige Glocke, wie sie im sommerlichen Felde freudigen Schnittern die Feierstunde zuzuläuten pflegt, schlägt eben zwölf Uhr Mittags. Das ist die Stunde, wo hier die Arbeit die Hände in den Schooß legen darf; es ist Essenszeit.

An die Vorhalle schließt sich ein kleiner Vorhof, umgeben von hoher Mauer, durch die einzelne Pforten zu den verschiedenen Abtheilungen führen. Sind diese Pforten geöffnet, so überblickt man innere kleinere und größere Höfe und Gebäude, aber nur die Thür rechts steht offen und durch sie geht über einen Hof der Weg in das Lazareth und Hospital.

Es war ein trüber naßkalter Wintertag. Große Schneeflocken fielen langsam herab und klammerten sich im Falle ängstlich aneinander, als wollten sie den trostlosen, schmutzigen Erdboden vermeiden. Berührten sie die Steine des Pflasters, so lösten sie sich in große eisige Tropfen auf. In dem Hofe standen in acht Reihen ge-

ordnet etwa vierhundert Menschen in elenden grauen Jakken und Beinkleidern. Sie trugen an den Füßen theils zerrissene alte Stiefeln und Schuhe, theils Holzpantoffeln; von dem groben grauen Tuch der Jacken stachen widerwärtig gewisse gelbe Abzeichen ab. Diese Vierhundert bildeten eine Abtheilung der Sträflinge, welche die Minute abwarteten, wo die Reihe der Vertheilung des Essens in der Küche an sie kommen sollte. Mit Seitengewehr bewaffnete Aufseher gingen schweigend vor der stummen, fröstelnden Schaar auf und ab und nur zuweilen kam Leben in einige der Elenden, wenn Einer, in dem Noth und strenge Zucht den Uebermuth noch nicht ganz erstickt haben mochten, durch einen Stoß oder eine heimliche freche Bemerkung die Aufmerksamkeit seiner Nebenmänner erregte. Dann sah sich der Aufseher der Cohorte nur ernsthaft um und die Heiterkeit erstarb mit einem Schlage, wie die Schwingungen einer Saite, wenn man die Hand darauf legt. Auf einen Wink der Aufseher setzte sich die stumme Schaar in Bewegung und verschwand nach und nach in paarweisem Marsche durch die Mauer, wie ich aus dem Wartezimmer des Arztes der Anstalt mit ansah; hinter ihnen schloß sich die Thür und der Hof lag da, so still wie die Fläche eines verfallenen Grabsteines.

Im Hause aber herrschte reges Leben, ich vernahm von fern das Geklapper blechener Eßgeschirre, und Einwohner des Hauses, waren sie nun Sträflinge oder Arme, kamen vorbei und nagten an großen Schnitten Schwarzbrod. Wie arm war Alles in den Fluren und Zimmern. Nicht einmal die dürftige Spinne hätte eine vorspringende

Ecke, einen bescheidenen Mauerzierrath gefunden, ihre Gewebe daran aufzuhängen; alles Holzwerk schmiegte sich so schmal und spärlich die Wand entlang, daß auch nicht der Holzwurm, der doch kein Kostverächter ist, sich einnisten konnte.

Endlich kam der Oberarzt der Anstalt und es wurden nun einige Unglückliche gemustert, die sich freiwillig zur Aufnahme gemeldet hatten. Ein halberblindeter alter Mann mit Lippen, die von Hunger und Kälte blau waren, bat um Aufnahme, da er mit einem Thaler monatlichen Armengeldes nicht bestehen könne, selbst wenn er noch ein wenig zu arbeiten versuche. Der menschenfreundliche Arzt, außer Stande, den Mann bei der hier herrschenden Ueberfüllung aufzunehmen, denn der Mensch drängt sich zum Arbeitshause so gut, als zu den Vergnügungshäusern, verwandte sich sofort schriftlich für den Mann um eine Verdreifachung seiner Unterstützung und fragte ihn, ob er damit durchkommen werde. Ich werde dies Kopfnicken und diese Handbewegung des alten Mannes nie vergessen; sie waren die tiefgreifendste Kritik dieser Hundecomödie, die wir Leben nennen. Wie der Mann langsam die herabhangende gelähmte Hand erhob und sie schweigend mit Achselzucken halbbilligend umkehrte — das hättet ihr sehen müssen, ihr Prasser und Verächter der Menschen!

Nun begann die Wanderung durch die Säle. Gemischt mit kranken Sträflingen lagen hier auf dürftigen, schmalen Betten, zugedeckt mit einer dünnen Hülle, unheilbare Kranke, siechе Greise und Elende, die man auf

der Straße in hülflosem Zustande gefunden und hiehergebracht hatte. Ach, wie die Menschen in der Gesellschaft beschaffen sind, erweisen ihre Gesetze dem Versinkenden nur noch das unentgeltliche Begräbniß und das Aeußerste, was davor ist, das Sterben unter Dach und Fach. Hier lagen einige Schwindsüchtige, auf ihren Gesichtern das verhängnißvolle rothe Morgengrauen der Ewigkeit. Matt richteten sie sich auf, gaben auf die liebevolle tröstende Ansprache des Arztes hoffnungsreiche Antwort und sanken dann schwach in ihre Kissen zurück. Dort wurden die Barkdagen von einer klaffenden Wunde am Haupte eines Mannes gezogen; es war offenbar eine gewaltthätige Handlung verübt, der Mann sah trotzig und verbissen aus, aber man erfährt nichts über Leben und Schicksal des Einzelnen. Nur auf schwarzem Täfelchen über jedem Krankenbette stehen: Name, Alter und Krankheit einer jeden Person. Mehrere waren Fieberkranke, wie sie oft in Gefängnissen und bei Kost von feuchtem Schwarzbrod vorkommen, und unter ihnen lehnte an seinem Bette als Reconvalescent ein junger Sträfling in blaugestreifter Leinenkleidung. Achtzehn Jahre mochte er zählen, aber ich hoffe, daß seine Mutter todt ist, denn ich wollte nicht ihre Thränen zählen, um dies Kind ihrer Sorge, das so früh schon auf der letzten Stufe des Lebens weilt. Der Knabe war zart und fein, in seinen hellbraunen seidenen Locken sah man noch die Spuren einer liebendstreichelnden Mutterhand, auf seinen veilchenblauen Augen lag noch ihr Kuß und die große Mutter Natur hatte in der gewölbten Bildung seines Schädels ihre schönsten Gaben der

Phantaſie und des Nachdenkens niedergelegt. Als wir zu ihm traten, ſchlug er verſchämt die Augen nieder und erröthete — er war ein Ladendieb. Solcher unglücklichen jungen Leute waren nur wenige vorhanden; das hülfloſe Greiſenalter herrſchte in dieſen Sälen. Auf einem Bette lag ein alter Mann, deſſen Jahre auf ſiebzig angegeben waren; wir traten zu ihm heran und fragten nach ſeinem Befinden. Mit einem gewiſſen Unwillen, der ſowohl der Lebensweiſe des Hauſes, als der ärztlichen Wiſſenſchaft gelten konnte, behauptete er, daß es mit ihm total vorbei ſei, er werde in den nächſten Tagen ſterben; es ſchien dem Manne ſehr wohl zu thun, als ich ihm einige noch vorhandene Spuren ſeiner früheren Kraft wies: ſein klares Auge und erträgliches Gebiß. Das Troſteswort war auf des Armen Lager wie ein goldener Sonnenſtrahl gefallen — wie arm und verlaſſen muß doch der Menſch ſein, wenn ihm ſchon ein freundliches Wort hilft!

Sein Nachbar bat um Zulage zu ſeiner Fleiſchportion, weil er dabei nicht beſtehen könne, aber der Wärter des Zimmers verrieth, daß er das fingergroße Stückchen Kalbfleiſch nur haben wolle, um es an ſeinen Nachbarn zu verkaufen und ſich für die eroberten Bettelpfennige — Schnupftaback zu verſchaffen. Ein ſchäbiges braunes Döschen auf der Bettdecke und das Verſtummen des Bittſtellers bewieſen denn auch die Wahrheit der Angabe und wir bereicherten aus unſeren Doſen den Tabacksvorrath des Schwelgers, der lieber hungerte, als das Schnupfen entbehrte. Hart neben ihm lagen in mehreren Betten ſo arme ſchwache Leute, daß ſie nichts als die Augenlieder

lieder bewegen konnten und ihre matten gleichgültigen Augen hatten keinen andern Ausdruck als der Frage, ob dieſes Jammerleben denn nicht bald vorbei ſei. Wie ein blühender Antinous ſah zwiſchen ſolchen Schmerzenslagern ein weißhaariger Alter an ſeinen Krücken aus, der ſich aufgemacht hatte, dem Doktor ſeinen freundlichen Gruß zu bringen. Der Mann mochte eine ſchönere Vergangenheit gehabt haben. Wie ſich in grobes Conceptpapier ein zufällig unzermalmt gebliebener feinerer Lumpen verirrt, ſo dieſe Höflichkeit unter die ſtumpfe Grobheit des Elends und der Hülfloſigkeit. Auch lagen auf ſeiner Stirn Andeutungen von Intelligenz. Seinem Bette gegenüber befand ſich ein vom Dilirium tremens wiederhergeſtellter Handwerksburſche. Der Branntwein war natürlich nicht die Urſache ſeiner Krankheit geweſen, ſondern nur heftige Anſtrengung auf der Wanderſchaft! Man ſah dem Manne an, daß er wahrſcheinlich bald wieder hieherkommen würde; er gehörte zu den blaſſen, verſunkenen und unheilbaren Säufern. Noch ein ſolcher Anfall und das rettende Morphium mußte ſeine Hülfe für immer verſagen.

Unfern dem Aufenthaltsort der greiſen Männer befinden ſich die kranken alten und jüngeren Frauen. Die Einbildungskraft ſucht hier vergeblich nach allen jenen anziehenden Eigenſchaften, welche das Weib unter glücklicheren und reineren Verhältniſſen des Lebens umgürten. Carricaturartige veraltete Geſtalten ſchleppen ſich von Bett zu Bett, oder ſitzen ſtumpfſinnig am Fenſter und ſtarren die durch einen weißen Ueberzug geblendeten Scheiben an oder betteln um eine Zulage zu ihrer Armenportion, um ein

wenig Bier oder um Häring. Geſchlechtloſe Zwiſchenweſen von Mann und Weib, das ſind die Bewohnerinnen dieſes Kreiſes oder arme Weiber, die ſo lange ein Unterkommen zu finden gedenken, bis ſie einem neuen Weſen, ebenſo elend und hoffnungslos wie ſie ſelber, das unwillkommene Leben geben ſollen. Auch die weibliche Jugend ſelbſt fehlt nicht, aber ſie iſt nur als verkümmerte Blüthe vorhanden. Seht dort das arme kleine Mädchen, ein Proletarierkind; eine furchtbare Verbrennung des rechten Beines feſſelt es an ein Krankenlager voll elender eiternder Lappen. Statt des Lächelns froher Jugend ſind ſeine bleichen abgezehrten Wangen von Schmerzen verzerrt und wimmernd ſtreckt es abwehrend die Hände aus, gegen die Aerzte, die ſeine Verletzung prüfend in Augenſchein nehmen. Das junge Weſen im Schatten des Ofens, das ängſtlich ſein mit feinem Tuche umwickeltes Haupt verbirgt, ſank hieher aus beſſeren Sphären. Schönheit und Grazie mögen es einſt roſig umflügelt haben, jetzt nagt Siechthum an ſeinem gebrochenen Daſein.

Ueber Treppen und Corridore zieht ſich nun der Weg zu dem Saale der obdachloſen Familien. Schon weithin hört man das Schreien, Weinen und Lallen der Kinder; auf den ſich beim Eintritt darbietenden Anblick wird man dadurch noch nicht genügend vorbereitet. In einem großen durch mehrere Oefen erwärmten Saale ſitzen ſie Alle auf dem kargen Raume neben ihren Betten; die elenden Vaſallen der unerbittlichen Civiliſation, die ihnen dieſe letzte Ruheſtätte als Lehen gegeben hat. Arme Leute, denen bei Zahlungsunfähigkeit ihre Wirthe die wenigen Sachen zu-

rückbehielten und ſie ſelbſt auf die Straße wieſen, finden hier zeitweiſe ein Unterkommen, ebenſo arme Mütter mit ihren Waiſen. Der Fußboden iſt mit kriechenden und wankenden Kindern bedeckt, die fortwährend angeſchrieen werden, denn ſie können noch nicht begreifen, daß hier ſtrenge Grenzgeſetze herrſchen und Niemand das Weichbild ſeines Bettes überſchreiten darf. Bleiche ſorgenvolle Väter ſchaukeln Säuglinge auf ihren Armen, die Mütter ſind um größere erkrankte Kinder beſchäftigt. Man geht langſam und vorſichtig die hohle Gaſſe zwiſchen Ofen und Fenſter entlang, um nicht die kriechenden Würmchen zu verletzen, und hält öfter an, um einem dieſer kleinen armen Geſellen zuzulächeln, wenn er zutraulich hervorſchleicht und ſein Händchen giebt. Eine junge, noch ſchöne Mutter in beſcheidener reinlicher Kleidung hält ihr anderthalbjähriges reizendes Söhnchen auf dem Arm und bittet leiſe um einige Zulage zur Koſt für das Kind: der Kleine ſei an Beſſeres gewöhnt, und kränkle, ſeit er — hier ſei. Der aufmerkſame menſchenfreundliche Arzt ſagt ihr die Verbeſſerung mit bedauernder Miene zu; beſteht ſie doch nur in ein wenig dünner Kalbfleiſchbrühe. Das Söhnchen iſt eine Art Ariſtokrat unter der kindlichen Armuth; es trägt ſogar noch zierliche Halbſtiefelchen von farbigem Leder. Wie biſt du armes Kind hiehergekommen? welcher verbrecheriſche Leichtſinn iſt dein Vater und vergaß deiner jungen zarten Schönheit, da doch kinderloſe Könige ihn um ſolchen Erben beneiden mögen?

Man ſagt Armuth und Schmutz und bezeichnet damit wirklich unzertrennliche Dioskuren. Unſer Führer

der Arzt der Anstalt, hatte in edelster Absicht die Vorkehrung getroffen, daß alle Kinder wöchentlich zweimal warm baden könnten, aber er war, man sollte es kaum glauben, auf den heftigsten Widerstand gestoßen. Alle diese armen unwissenden Mütter sträubten sich mit Entsetzen gegen die Idee, ihre Kinder baden zu lassen und legten alle entstehenden Unpäßlichkeiten und kleinen Leiden der Kinder dem warmen Bade zur Last. Dieses Vorurtheil ging aus Murren in offene Widersetzlichkeit über und erst ein dictatorisches Wort und Arreststrafen gegen die Hauptrebellen konnten die wohlthätige Maßregel durchsetzen. An diesem Orte des Jammers ist der Name eines edlen Fürsten, der oft aus den Hallen des Reichthums und nie mit leeren Händen hieher eilt, eine himmlische Melodie. Dieser Fürst ist der Prinz Radziwill, ein Wohlthäter und Helfer der Armen und sein menschenfreundliches demüthiges Herz ziert seine Brust mehr, als alle die stolzen Orden, welche darauf glänzen. Als in den Weihnachtstagen vorigen Jahres einige Wohlthäter und Beamte der Anstalt den Hospitaliten, Kranken und Armen Kaffee und weißes Brot zum Feste bescheeren wollten, zeigte es sich, daß für letzteres die gesammelte Summe nicht ganz reiche. Noch am späten Abende ging der Prinz selbst zu einem benachbarten Bäcker und bestellte in eigener Person für zehn Thaler Semmel, die er aus seiner Tasche zulegte, obschon er erheblich zum Ganzen beigesteuert hatte. Dieses Brod wiegt die Festtafel und das Goldgeräth der Könige auf!

Das Arbeitshaus ist auch ein Aufbewahrungsort für

arme und unheilbare Irre. Nur Tobsüchtige, also einer steten und strengen Ueberwachung Bedürfende, werden der Charité übergeben.

Der Wahnsinn an sich hat keinen poetischen Gehalt, nur gemessen an einer Vergangenheit voll Sinn, besitzt er tragische Berechtigung. Die ärmlich gekleideten umherwankenden Gestalten sind für den Beobachter nur Schemen, vor denen der Geist zurückschaudert, das Herz sich beugt in namenlosem Kummer. Wo sonst als hier findet man so tiefen Verfall der menschlichen Natur? welch anderes Krankenhaus bietet ähnliche Mannigfaltigkeit der Verzerrungen, ähnliche Ruinen zerstäubter Denkkräfte, ähnliche Nachlässe der Armuth und der Laster?

Auf den Corridoren herrscht Todtenstille, aber auch in den Stuben hört man keinen Laut des Lebens. Die Thür wird geöffnet und man tritt in ein geräumiges Zimmer, angefüllt mit etwa fünfzig bis sechszig Männern. In der Mitte der langen Wand steht ein großer Ofen von schwarzen Kacheln und um ihn drängen sich etwa zwanzig der Unglücklichen. Sie sind alle unschädliche harmlose Leute. Der Eintritt mehrerer Aerzte und eines Fremden bringt eine Aufregung unter ihnen hervor; sie stehen auf und grüßen ehrerbietig und freundlich. Das Gesicht ihres Arztes ist für die Wahnsinnigen wie der Abendstern, der am Himmel des Geistes noch lange über einer versunkenen Glorie in der Nacht zurückbleibt. Nur ein Eisenkopf, alter Mann, mit schönem blondgrauem Haar und Bart, in seinen Mienen Spuren von früherem trotzigem Humor, bleibt auf einer der langen Bänke um

die beiden ſchweren Tiſche liegen und nimmt ſein pfiffig ſitzendes Pelzmützchen nicht ab.

Der Arzt. Warum grüßen Sie uns nicht?

Irrer. Ich habe mit Ihnen nichts zu thun, — ich grüße keinen Menſchen.

Der Arzt. Sie befinden ſich unter gebildeten höflichen Leuten (Billigung und Aufmerkſamkeit aller umherſtehenden Irren) — Sie werden danken, wenn wir Ihnen guten Tag geſagt und die Hüte vor Ihnen abgenommen haben.

Irrer. Kein Menſch wird mich zum Grüßen zwingen!

So ſagt der Alte mit der tonloſen ſchnellen Manier der Wahnſinnigen und ſtreckt die Beine entſchloſſen aus. Der Arzt nimmt ihm die Mütze ab, was ein Murmeln der Verwunderung hervorruft und wendet ſich zu einem andern Kranken, der am Fenſter ſitzt und eifrig ſchreibt. Dieſer iſt ein ältlicher Mann mit einem ungemein gutmüthigen und rührend ſorgenvollen Geſichte.

Seine Kleidung iſt durchaus anſtändig und beſteht in einer blauen Tuchjacke, gleicher Weſte und Beinkleid. Er repräſentirt täglich einen anderen Monarchen und ſchreibt augenſcheinlich eben irgend ein wichtiges völkerbeglückendes Decret nieder. In den Geſichtern der wirklichen Könige liegt wahrlich nie ſo viel Regentenſorge und herzlicher Kummer über die offenen Fragen des Menſchenwohles, als in dem gefurchten Antlitz dieſes Traumkönigs, der über Millionen von bedürftigen Geſchöpfen ſeiner ſiechen Phantaſie herrſcht. Und macht ihn nicht ſein unheilbarer ſtarker Wahn wirklich zu einem Regenten? er-

fährt er nicht thatsächlich ebensoviel oder ebensowenig von seinen Unterthanen, als manche Könige in der Realität? naht sich ihm nicht Jeder mit Ehrerbietung und frommer Schonung und erlaubt sich erst hinter seinem Rücken ein Urtheil über ihn zu fällen? ist er nicht glücklicher als die verbannten Könige ohne Königreiche, mit denen er doch gemeinsam ein Reich der Einbildungskraft beherrscht? die Wahnsinnigen um ihn sind seine Minister, der Doctor sein Leibarzt, durch die trüben Fensterscheiben hält er die Holzhöfe für seine Parkanlagen und die kahle Bank ist sein goldener purpurbedeckter Thron! Was ist denn zwischen der Höhe des Lebens und dieser wahnsinnigen Tiefe für ein Unterschied? einige Fetzen Purpur, ein goldener Reif und endlich ein Winkel Persepolis und ein metallner Sarg, gegen einen fichtenen Nasendrücker auf dem Armenkirchhofe.

Alles ist hienieden Wahn
Und wir dulden unbewußt
Oder gar mit stiller Lust,
Daß uns Täuschungen umfah'n.

Ein anderer Irrer scheint über seinen Beziehungen zu Behörden wahnsinnig geworden zu sein. Seine Anstellungsfähigkeit und doch erfolgte Zurücksetzung hat ihm den vielleicht an sich geringen Verstand verwirrt.

Der Arzt. Wie geht es Ihnen? Was treiben Sie heute?

Irrer. Ich bin augenblicklich ein unbeschäftigter Mann und kann jeden beliebigen Posten annehmen — mir ist alles gleich, Herr Doktor — Sie wissen ja —

Auch habe ich alle meine Beſchwerden niedergeſchrieben und kann Ihnen Alles mitgeben, wenn Sie es beſorgen wollen.

Der Arzt begütigt ihn und der Irre ſetzt ſich nieder, um durch ſein Beiſpiel das bekannte Sprichwort zu Schanden zu machen. Dem glücklichen Manne hatte Gott den Verſtand genommen, ehe er ihm ein Amt gegeben; zum Unglück für die Menſchheit pflegt das im natürlichen Laufe der Dinge in umgekehrter Zeitrechnung zu geſchehen.

Prüft man im Allgemeinen den geſellſchaftlichen Ton der wahnſinnigen Leute, ſo findet man ihn etwas feiner als die gewöhnlichen Umgangsformen der großſtädtiſchen Geſellſchaften; der Geſammteindruck mag ein trauriger ſein, allein er iſt nicht in aeſthetiſchem Sinne verletzend. Nirgends wird wider die Logik verſtoßen, man ſchweigt in Gegenwart der klügeren Leute, wenn man ſeiner Sache und Denkkraft nicht ganz gewiß iſt, man beträgt ſich in dieſem Salon, mit kurzen Worten geſagt, als wohlerzogener Verrückter. So geht es in ähnlichen Sälen ähnlich zu.

Stiller Wahnſinn iſt oft wie die holde Miſchung aus Helle und Dunkel, die wir Zwielicht nennen, eine ſanfte Lebensſtunde, reich an melancholiſcher Träumerei, aus der wir erſt auffahren, wenn der Tod mit dem ewigen Lichte in der Hand herein tritt und unſere Augen blinzeln oder — brechen.

Ein Zimmer iſt die Grabkammer der Vernunft — wir treten in den Saal der **Blödſinnigen**. Ein furcht-

barer Geruch dringt uns trotz der löblichen strenge beobachteten Reinlichkeit der Aufseher entgegen; diese Unglücklichen stehen auf der untersten Stufe der Wesen. Sie sind Thiere ohne den Segen der Instincte, ohne den freien Gebrauch der Glieder. Theils stehen sie am Ofen, theils sitzen sie auf ihren Betten oder auf Stühlchen davor. Keiner von ihnen bemerkt den Eintritt mehrerer Personen, man glaubt sich in einem Cabinet von Automaten zu befinden und das leise Geräusch der Bewegungen klingt wie das klägliche Summen und Wimmern der in ledernen Puppenbälgen versteckten Räder und Gewichte. Ein unglücklicher Knabe blickt, auf einem niedriger Schemel zusammengekauert, in das Tageslicht. Was ist Verwesung, die zuerst das Auge anfällt und „den Geist von seinem lichten Throne" stößt, gegen das wirre Flimmern der Augensterne, das Phosphoresciren des sich zersetzenden Geistes dieses Armen. Das Auge will einen Lichtstrahl auffangen, ihn in sich saugen, davon zehren und leben, aber das edle Organ ist hinterwärts gelähmt; der flüchtige Wasserstaub, in den die Sonne ihre sieben Farben malt, scheint ein festeres Ding als dieses Knaben Auge.

Vor ihm liegt Einer in seinem Bette und vollbringt die gescheuteste That seines Lebens — er stirbt. Ein hagerer Mann mit eisgrauem Haar und schneeweißen Bartstoppeln. Blödsinnige sterben schwer, denn hier hat sich kein lebenssatter Gedanke loszumachen. Nur der sich langweilig aufspinnende Organismus rollt bis auf das letzte Fädchen ab; der Mann starb unermeßlich langsam. Als er todesträge die Augenlieder bewegte, schien doch ein

Schimmer von Vernunft in ihren Sternen zu leuchten. So ein gemeines Ding Leben ist, so etwas hohes Philosophisches ist es um das Sterben; die vernünftige Idee steht wie in der Fabel — am Ende. Jeder Comödiant, auch der schlechteste, geht mit Anstand ab.

In einem besonderen, weit ausgedehnten Raume findet man die wahnsinnigen Frauen. Bei der größeren Reizbarkeit des Geschlechtes ist auch der Eindruck des Männerbesuches ein bedeutend größerer, auf den Fremden selbst ein unheimlicherer. Sie richten sich in ihren Betten auf, oder erheben sich von den Stühlen und umgeben die Besucher, an die sie ihren tollen Reden richten. Eine kleine Person mit schwarzem graumelirtem Haar und gelblich galliger Gesichtsfarbe dringt herbei und sagt: „Mein Herr, wenn Sie Nachmittags die Königin sprechen, so sagen Sie ja, daß meiner Feindschaft mit Nicolaus von Sachsen ein Ende gemacht werden muß, die Weber'n hat gestern schon meine Kaffeekanne zerschlagen und die rothe Katz' soll auf Advent am Hochgericht zerrissen werden . . . . .“ Sie würde weiter fortfahren, wenn man ihr nicht den Rücken kehrte und rasch in ein anderes Zimmer träte. „Laßt mich hinaus — hinaus — ich will nicht in diesem furchtbaren Hause bleiben,“ schreit es aus einer Ecke und eine dürftig bekleidete noch junge Person will sich ihre grobe Hülle von der Brust reißen, „hier gehe ich zu Grunde unter Verbrechern und Dieben — hinaus — ich muß sonst sterben!“ Der Arzt redet ihr zu, betheuert ihr, daß sie ja nicht zur Strafe hier sei und entlassen werden solle, wenn man sie wiederhergestellt habe.

— Alles iſt umſonſt und der Aufſeherin und dem begleitenden Krankenwärter wird im Stillen die Anordnung kalter Uebergießung aufgetragen. Nahe der Unglücklichen ſitzt eine alte, verwundert lächelnde Frau; ſie begreift nicht den Lärm, weil ſie ſich glücklich und zufrieden fühlt, obgleich ſie die heftigſten Schmerzen in ihrem Arm zu fühlen ſcheint, den ſie dem Arzte wie ein Kind hinreicht. Sie iſt eine alte Wäſcherin und ſetzt in ſtillem Wahnſinn ihr mühſeliges Geſchäft fort. Erſt geſtern hat ſie Abends ſpät, ganz heimlich, ihr Bette gewaſchen und ſich auf die naſſen Tücher gelegt. Sie nennt das „auf ſchleſiſche Art waſchen“ und hat eine rheumatiſche Lähmung des Armes davongetragen. Ein wahnſinniges junges Mädchen kommt heran und fragt den Arzt, ob ſie nicht einmal ausgehen könne? Die Antwort lautet: „Wenn Deine Verwandte Dich einmal abholen kommen.“ Zufrieden ſetzt ſie ſich nieder, wie um zu warten. Ach, ſie hat ja gar keine Verwandte mehr! wie mir der Arzt im Stillen zuflüſtert. Eine ungemeine Aufregung entſteht im Nebenzimmer, weil eine Epileptiſche plötzlich ihre Zufälle bekommen hat und ſich in entſetzlichen Krämpfen am Boden windet. Zitternd umſtehen ſie die hülfloſen Weſen, unfähig irgend welchen Beiſtand zu leiſten. Voller Entſetzen entferne ich mich durch ein dunkles Vorzimmer, um im Corridor den Geiſt einen Augenblick ausruhen zu laſſen, da ergreift mich eine ſchlanke Frau am Arm und ruft, indem ihre heißen Thränen herabrinnen: „Haben Sie die Geſchichte von der Genovefa geleſen, ſo geht es mir auch — ich bin in dieſe Wildniß hinausgeſtoßen — aber von meinen Kindern —

meine Kinder selber haben mich hieher gebracht." Wer erträgt das? wer fragt nicht, ist das Wahrheit des Verbrechens, oder die Lüge des Wahnsinns? Auf dem Corridor ist Alles ruhiger und nur von ferne schallt das Schnattern der Irren in den Stuben herüber. Da tritt aus einem Winkel plötzlich eine winzige gnomenartige Alte hervor; unter ihrer Haube bäumt sich ein Busch ungekämmter grauer Haare. „Mein Herr, Sie tragen ja eine Brille, ich habe mein zweites Brillenglas verloren und wollte Sie bitten, mir eins zu geben." Während der Capitulation mit der Alten kommt glücklicher Weise der Arzt und die Gehülfen herbei — die Alte hat nie eine Brille gehabt. Man begiebt sich in andere Zimmer zu stilleren Leidenden. Die Meisten von ihnen sind Stimmenhörerinnen, glauben sich von geheimnißvollen Personen durch Schimpfreden und Beleidigungen verfolgt und schreiben eifrig an ihren Bekenntnissen und Memoiren. Einige tragen Reste von Wohlhabenheit an sich, ja eine graue alte Jungfer hat noch ein eigenes weiß überzogenes Bett und verräth den Wunsch, ein wenig zu gefallen.

Endlich ist die Irrfahrt beendet, wir wenden uns zu den Abtheilungen, wo die unfreiwilligen Bewohner der großen Anstalt hausen, vorher aber gehen wir durch die Schulzimmer, in denen Knaben und Mädchen in getrennten Klassen Unterricht erhalten. Alle tragen das graue Sträflingskleid. Neben ganz erwachsenen Frauenzimmern, zum Theil von Schönheit und jugendlicher Frische, zum Theil von lasterhaften, niedrigen Zügen, sitzen kleine Mädchen auf denselben Schulbänken. Die Polizei

hat ſie theils als Vagabondinnen aufgegriffen, theils ſind ſie wegen kleinerer Vergehen hier. Das Geſetz iſt leider geſchlechtslos, wie das Reich des Unorganiſchen. In gleicher Weiſe verhält es ſich mit den Knaben; viele der kleinen Subjecte, die uns auf den Promenaden bettelnd oder mit ihrem kleinen Handel anſprechen, mögen hier „ſchulpflichtig" und „ſchulflüchtig" ſein.

Die erwachſenen Sträflinge ſind in großen Arbeitsſälen beſchäftigt. Ein bewaffneter Aufſeher führt, an einem Tiſche ſitzend, ſchriftlich Buch über die Thätigkeit ſeiner Beaufſichtigten. Nur ſoviel wird geſprochen, als zum Betrieb der Arbeit nothwendig iſt; auch ohne die Sträflingskleidung würde man ſogleich den Unterſchied von der freien Fabrikarbeit entdecken. Räder ſauſen, Maſchinen klappern, Spulen ſummen — Zimmer auf — Zimmer ab — daſſelbe furchtbare Einerlei der Zwangsarbeit — blaſſe aufgedunſene Geſichter, Jünglinge und Greiſe — ſind das Menſchen? iſt das des Sterblichen gedankenvolles Tagewerk? Erinnert euch an die ſchweigende Arbeit des Bienenſtockes und erfreut euch in der Phantaſie an dem ſonnigen duftenden Werke der Wachs und Honig bauenden Inſecten. In Gottes freier Natur fliegen ſie von Morgen bis Abend von Kelch zu Kelch und wenn ſie für den Menſchen eintragen, pflegt er ſie und ſchont ſie um ihrer ſelbſt willen; ſie dürfen ſummen, ſoviel ſie wollen und ſpringen, wohin ſie wollen.

Nun kommt zuletzt in die Tretmühle. Die Thür öffnet ſich und ihr ſteigt ein paar Stufen in einen dunklen, übel riechenden Raum hinab. Langſam klimmen

etwa zwölf Männer die Speichen des großen Rades hinan, von denen sich immer zwei oder drei an der mit Latten verschlagenen Oeffnung zeigen; zwölf andere sitzen schweigend auf einer langen Bank und sollen ihre Genossen nach einiger Zeit ablösen. Das ist die Sisyphusarbeit des Hauses; das Getreide für die Anstalt wird hier gemahlen. Gehen wir noch in die Küche im Souterrain, aus der uns kein lockender Geruch, sondern ein schlaffer Wasserdampf entgegenqualmt, essen wir von der dürftigen Kost, welche nur dreimal im Jahre — Fleisch aufzählt? — unsere Wanderung ist vollendet; wir haben hier nichts mehr zu suchen.

Gilt es für eine Unvermeidlichkeit des Gesetzes, daß der Verbrecher arm werde, so sträubt sich doch die Humanität dagegen, daß der Arme durch seine Armuth selbst zum Verbrecher und gleich diesem behandelt werde. Diese Zeilen sind ineinander gefügt, wie zwei gefaltete Hände, welche für die arme Menschheit bitten und die Herzen derer rühren sollen, die heute ihre Hände zum Gebet falten und morgen nach dem Schwerte greifen, aber das Brod der Barmherzigkeit in der Ecke liegen lassen. Der Mensch soll von seinem Vaterlande wissen, als von einem Lande, das ein Vaterauge für ihn hat und ihn nicht verkommen läßt in der Hoffnungslosigkeit. Besser als Meinungen spalten und Ueberzeugungen brechen, ist Brod brechen mit der Armuth, und zum Elend gehen, heißt auch in sich gehen!

Der Student in Berlin.

Um den Studenten in Berlin zu beschreiben, muß man ihn erst suchen und finden Der Student in Berlin liegt nicht so oben auf, wie der Schinken auf einem Butterbrode; es ist ein glücklicher Zufall, wenn man ihn, wie die Bohne in einem Dreikönigstagsfestkuchen, findet. Am Besten ist es, wenn man selber Student in Berlin gewesen ist und die Sitten und Gebräuche, die Lebensweise und Nahrungsmittel, die Beschäftigung und den Müßiggang des Studenten mit durchgelebt hat. Nur wer die Leiden und Freuden des Studenten zu Lande und zu Bier getheilt hat, kann Beiträge zu seiner Berliner Existenz liefern. In der Universität findet man den beschäftigten Studenten, aber dieser sieht sich in allen Universitätsstädten so ähnlich, daß er dem Geschichtschreiber nur geringe Anhaltepunkte für ein Charakterbild liefert. Ueberwiegend Tintenstecher und Schreibemappe, mit welchen Werkzeugen er die gelispelte, gehauchte oder geächzte, aber nur in den seltensten Fällen männlich deutlich vorgetragene Weisheit der Ordentlichen und Außerordentlichen, auch

derer Privatdocenten einzufangen und festzuhalten trachtet, sieht man im Hörsaale den Studenten nur vom Rücken aus, wie viele Schneider, Schuster, Gastwirthe und Vermiether, die seine Bekanntschaft mit diesem Postspectus zu schließen pflegen. Neben der Universität, wenn man um eine sonnige Mittagsstunde dem Strom der Wachtparade an der Königswache entgegensteuert, bemerkt man den Studenten en face. Nähert man sich dem großen Gitter vor dem prächtigen Universitätspalast und trägt man, wie es sich geziemt, keinen eleganten Pelz mit Nerz oder Zobel besetzt, sondern den Inkognito-Paletot Diogenischer Spaziergänger, so entdeckt man einige Leute, welche sich beeifern, durch Bemühungen in der Fingersprache jüngere vorübergehende Männer zu fesseln. Diese Fingersprache steht mit der Qualität oder auf Deutsch „Abgetragenheit" der Röcke in Verbindung und wurzelt in semitischen Sprachstämmen. Die Fingerredner sind die Repräsentanten des Handels und zwar des alten Handels, eigentlich des Handels mit alten Kleidern; sie bilden eine vierte Klasse von Docenten, die unordentlichen Professoren für unordentliche Studenten, und sind am stärksten in Disputatorien über getragene Röcke, in sofern diese keine Fracks sind, eine Bekleidungsform, die sowohl ihrem Schönheitssinne als auch dem ferneren vortheilhaften Absatz in Polen zuwiderläuft. Der geringste Mackel an der Bekleidung eines jüngeren Vorübergehenden, etwa ein schäbiger Kragen, ein älterer Schnitt oder eine unmoderne Farbe bildet eine schwache Stelle in der bürgerlichen Position desselben und zieht eine spekulativ angreifende Frage nach

sich. Hier ist die akademische Kleiderbörse und hier werden die Geschäfte angeknüpft, welche später in den Wohnungen abgeschlossen oder durch Treppenhinabwerfen abgebrochen werden. Unter diesen hebräischen Börsenlenkern ist auch ein fertiger Lateiner, der in correktem Ciceronianisch feilscht und Uhren über Gold- und Silberwerth annimmt. An der Ecke der Universität steht im Sommer und Winter unter freiem Himmel ein Tisch mit alten Büchern; hier kauft und verkauft der Student in Momenten rascher Entscheidung Schätze der Gelehrsamkeit. Noch 30 Schritte weiter ist die Wachtparade, und hier hört der Student mit Vergnügen der Musik der Garderegimenter zu, wenn sie von Bellini und Donizetti oder auch von Flotow und Gung'l spielen, und besieht sich mit noch mehr Vergnügen die wilden Gräfinnen, welche hier der akademischen Jugend um die Promenadenstunde entgegenkommen. Wer jetzt den Studenten studieren will, hat Zeit und Raum genug; nur muß er sich vorsehen, daß ihm, dem in sein Object Versunkenen, nicht von den zahlreichen Taschendieben das Schnupftuch oder die Uhr gestohlen werde.

Voran geht der reiche Student, Arm in Arm mit zwei oder drei gleich begüterten Standesgenossen. Er sieht meistens wie ein Graf aus und pflegt auch im gewöhnlichen Laufe der Dinge ein solcher oder ein Rentierssohn aus der Provinz zu sein. Sein Rock ist von Jourez, sein Hut von Gibus aus Paris, seine Stiefeln hat Manaigo gemacht, der Stock ward bei Hoffmann erstanden und die Weste direct aus Paris bezogen; von einer

Mappe iſt an ihm auch nicht die leiſeſte Spur zu entdecken. Ein ſolcher Student hört im Collegium zu, während er an ſeinem elfenbeinernen Stockknopf kaut und ſeine goldene Doſe über zwei Bänke weg dem „Bruder Graf“ präſentirt; das Nachſchreiben der Hefte beſorgt ſein Hinterſaſſe, ein Muſterbild von einem armen Studenten. Dieſe Mühe wird ihm anſtändig bezahlt und der arme Student lebt von dem Ertrage ſolcher Doppelarbeit, ſtirbt auch wohl daran, wenn er ſeine ſpärliche Lunge am Schreibtiſch zu ſehr angreift. Der reiche Student hat ſeinen natürlichen Gegenſatz an dem armen Studenten, den auch der blödeſte Blick nicht verkennen kann, obwohl er tauſendfältige Verſchiedenheiten darbietet. Es geht ja im Menſchenleben wie in den Organismen der Thierwelt: erſt im Staube beginnt die unermeßliche Mannigfaltigkeit; der Reichthum ſieht ſich überall ähnlich, aber in der Armuth treten die phantaſtiſchen Gebilde, die krauſen Arabesken auf.

Dem armen Studenten iſt der Stempel der Entbehrung und Dürftigkeit auf das Geſicht geſchrieben. Sein Kopf iſt nicht von einem Hute bedeckt, wie ihn jeder, der nicht für einen Handwerksburſchen gehalten werden will, in der Reſidenz tragen muß, ſondern er hat noch ſeine alte Mütze vom Gymnaſium mitgebracht, oder trägt eine Kappe mit den verſchoſſenen Farben einer Verbindung, noch von der Univerſität her, auf der er ſeine erſten Semeſter zugebracht. Ein alter ſchlichter Paletot verdeckt wie ein großes Leichentuch die ſterblichen Ueberreſte ſeiner Garderobe und zugleich das ſorgenvolle junge Herz, das dem Frühjahr und der warmen Aprilſonne mit bangem Pochen

entgegenſieht — der arme Student hat keinen Sommerrock. Selbſt Paläſtina am großen Gitterthor beachtet ihn nicht einmal mehr, da ſeine fadenſcheinige Garderobe keines Geſchäftes und keiner Fingerphraſen mehr werth iſt. Das Einzige, was an ihm zierlich und nett erſcheint, iſt ſein Haar und Schnurrbart, ſein Stolz und ſeine Freude. Auch ſeine Schreibmappe iſt gut im Stande und reichlich mit den Erzeugniſſen ſeiner Feder gefüllt. Wenn nicht an allen dieſen Außendingen, erkennt man den armen Studenten doch ſogleich am Gange. Er iſt kein Flaneur, wie der reiche Student, ſeine Zeit iſt gemeſſen, wie ſein Mittagseſſen, ſeine Paar Groſchen, und nicht wie ſein Abendbrod, denn er kann noch, Gott ſei Dank! ſo viel trockenes Brod bezahlen, als er eſſen will. Mit eiligen Schritten rennt er an der Königswache und dem Zeughauſe vorbei und verſchwindet in einer der kleinen Nebenſtraßen, die zu geringeren Reſtaurationen im Mittelpunkte der Stadt führen.

Zwiſchen dieſen Extremen, die ſich nur flüchtig andeuten laſſen, bewegt ſich eine große behäbige Mittelſorte, wohlhabender Leute Kinder, blonde Mutterſöhnchen, pedantiſche Jungen von Geheimen- und Conſiſtorialräthen, Studenten in Uniform, weil ſie gerade ihr Militairjahr abdienen, Eleven von der mediciniſchen Militairacademie, krumme Famuli von Decanen mit großen Büchern oder „Schwarten“ unter dem Arme, Mediciner, die nach dem Thürmchen (der Anatomie) riechen und ſich durch ihre Fachgeſpräche verrathen. Aber da kommt ja mit dem Mienenſpiel des Rhadamanthos der ſchwarze Oberpedell

und es schlägt auf dem Dome ein Uhr. Wer den Studenten bei Tisch beobachten will, darf sich keine Secunde an der Universität aufhalten.

Gar verschiedene Methoden und Orte giebt es, an denen der Studirende seinen Magen zu Grunde richten kann. Der arme Student und er pflegt auch der fleißige zu sein, denn langweilige Armuth treibt auch den Trägen zur Thätigkeit, sucht seine Nahrungsmittel am liebsten in der Nähe der Universität. Schon seit vielen Jahren hat sich demnach Speculation auf den riesigen Hunger und das spärliche Beutelchen nahe bei der Universität festgesetzt. Der Bursch nennt eine dieser Kneipen den „Hahn" und fügt ein Epitheton ornans hinzu, das man in Schlesien allerdings oft genug als Provinzialismus für „beschmutzt" hört, das aber ohne diese lokale Entschuldigung nie das Bürgerrecht in Conversation und Presse erwerben wird. Die Hallen des Hahnes mögen uns den Typus für alle ähnlichen Erfrischungsorte der bescheidenen Ansprüche liefern. Man speist billig, sehr billig im Hahn, denn das Abonnement beträgt monatlich für den Mittagstisch nur drei und einen halben Thaler, aber es wird sich Niemand unterstehen, zu behaupten, man speise für diesen Preis auch gut. In zwei Zimmern im Erdgeschoß eines kleinen zweistöckigen Hauses sind zwei Tafeln gedeckt. Ein grobes Tischtuch ist nur am Sonntagmittag weiß, von diesem Termin an durchläuft es bis zum Sonnabendabend alle die Farbenerscheinungen, von welchen die Optik bis jetzt noch keine Ahnung hat. Allerdings könnte man behaupten, daß der Grundton mit dem Colorit des groben

Senfes eine unverkennbare Aehnlichkeit hat, wenn nicht ein sehr entschiedenes Spinatgrün an großen Stellen vorherrschte und vergossenes Weißbier zwischen beiden reizende unbestimmte Nuancen hervorbrächte, von denen nur Flecken von Bratensauce, wie Inseln und Sandbänke pittoresk abstechen und endlich hat der gänzliche Mangel an Messerbänken gewisse regelmäßige Streifen hervorgezaubert, welche dem Forscher die Möglichkeit verschaffen, aus ihnen den Speisezettel der ganzen Vergangenheit wissenschaftlich festzustellen. An diesen beiden verführerischen Tafeln speist der arme Student. Er erhält zuerst eine grüne Suppe, deren Farbe nicht von Vegetabilien, sondern von der Beschaffenheit ihrer animalischen Bestandtheile herrührt und im Sommer namentlich, die Nase früher als den Gaumen in Anspruch nimmt. In dieser Jahreszeit wechselt diese Suppe auch mit einer Bierkalteschaale, welche der Wirth aus Bierneigen in Gläsern, umgeschlagenem Braunbiere und ähnlichen essigartigen Flüssigkeiten erzielt. Alsdann erscheint das Gemüse und ein Teller Braten oder jenes Gericht, das unter dem Namen „Vouletten" einen ähnlichen großen Ruf in Berlin besitzt, als vormals die schwarze Suppe zu Lacedämon und der Lotos im Homer. Sein Brodt erhält der Student abgeschnitten und auf die Gabel gespießt. Ueble Erfahrungen mit ganz armen Jungen, die sich nur eine Suppe geben ließen und den Hunger mit Brode stillten, haben den Wirth zu dieser Vorsichtsmaßregel veranlaßt. Obwohl der Hunger der beste Koch ist, vergnügen sich doch die jungen Schwelger nur möglichst kurze Zeit an den Erzeugnissen der diabolischen

Küche des Hahnes; die Tiſche werden in unglaublich kurzer Friſt leer und von friſchen Ankömmlingen gefüllt. Der Luxus der Serviette iſt hier vollkommen unbekannt und Meſſer und Gabel ſind von unverhältnißmäßiger Dicke und Schwere, weil ſie oft geputzt werden und doch möglichſt lange vorhalten müſſen. Auf der anderen Seite des kleinen Hausflures iſt in einem größeren Zimmer ein Billard aufgeſtellt. Es wird faſt den ganzen Tag über nicht leer, aber nur in den Mittagsſtunden von Studenten benutzt; die übrige Zeit beluſtigen ſich herrſchaftliche Bediente, Unteroffiziere aus den nahen Kaſernen und junge Leute „ohne Stand" darauf. Von Tiſchgeſprächen iſt kein Laut zu hören, ſtumm wird die armſelige Mahlzeit verſchlungen und die Heiterkeit kehrt erſt unter den ſchattigen Bäumen des Kaſtanienwäldchens wieder, wo ſich einige Commilitonen zu wiſſenſchaftlichen Geſprächen zu vereinigen pflegen.

Der wohlhabendere Student hat es beſſer, der Preis ſeines Mittagstiſches beträgt meiſtens das Doppelte und zahlreiche Reſtaurationen ſorgen reichlich und gut für ſeine Beköſtigung, ſeit die Concurrenz der Gaſtwirthe ſtärker geworden iſt. Früher theilten ſich nur einige Reſtaurants in die Beute; es gab kaum ſechs bis acht Lokale, wo Studenten verkehrten und ſie ſahen ſich der Diskretion der Eßkünſtler überlaſſen, wie Schiffspaſſagiere dem Wohlwollen des Kapitän's. Allmälig etablirten ſich mehrere Wirthe, gaben anfangs vortreffliches Eſſen und verſchlechterten es, ſobald ſie eine ſtarke Kundſchaft erworben hatten. Die Studenten durchſchauten dieſen Schwindel auf der

Stelle. Tauchte ein neuer Wirth auf, so ging alle Welt zu ihm und „aß sein Debüt ab!“ So wie aber der Wirth knauserte und drückte, verschwand der Haufe und sammelte sich wieder an einer andern Stelle, wo inzwischen ein verlassener Wirth Verbesserungsversuche angestellt hatte. Durch diese großartigen Fluctuationen ist endlich ein erträglicher Mittelzustand der Dinge hergestellt worden. Kein Wirth darf ein sicheres Geschäft von anderen Umständen als eigener Solidität hoffen und der Student, sein Gast, befindet sich ganz wohl dabei. In diesen Lokalen wird stark Billard, Domino und Schach gespielt; Karten spielt der Student an öffentlichen Orten fast nie. Man muß sich wohl hüten, bei der Anwesenheit aller akademischen Abzeichen, junge kartenspielende Leute mitten unter Studenten für etwas Anderes zu halten, als gaunerische Lockvögel, welche den zuschauenden Neuling aus der Provinz in ihrem Garne fangen wollen. Auch Zeitungen und Journale werden stark gelesen und die Wirthe sind genöthigt, die beliebtesten Blätter, zum Theil sogar doppelt, zu halten. Um drei Uhr Nachmittags sind die Lokale, wo zwischen eins und halb drei kein Apfel zur Erde fallen konnte, öde und ausgestorben.

„Mit dem reichen Studenten hat es keine Noth; er setzt sich erst um drei Uhr zu Tische. Bis dahin ist er unter den Linden auf der Sonnenseite, im Sommer im Thiergarten spazieren gegangen oder geritten; er nähert sich jetzt langsam den Hôtels unter den Linden. Seines Gleichen sind natürlich zu zählen, aber sie sind doch in Berlin unverhältnißmäßig stark vertreten. Der reiche

Student ist Stammgast an der Table d'hote eines der ersten Hôtels und der Wirth läßt ihm an dem Zwanzigsilbergroschencouvert eine Preisermäßigung von fünf Silbergroschen zukommen. Wenn ihr mit einem Freunde dort eßt, der plötzlich in der Hauptstadt angelangt ist, während die Hausfrau die Wäsche hat und ihr seht zur Linken einen jungen feinen Mann, der mit spöttischem Lächeln den gegenübersitzenden Reisenden für ein großes Seidengeschäft betrachtet, weil dieser eben die blendend weiße Serviette durch die Zacken der schweren silbernen Gabel zieht, als ob er eine kleinstädtische eiserne Zinke vor sich hätte; so könnt ihr mit Sicherheit schließen, den reichen Studenten vor euch zu haben. Mit Feinheit müßt ihr ihn ins Gespräch ziehen, denn er ist ein eleganter und delicater Bursche, aber dann läßt er auch beiläufig fallen, daß er in Bonn studirt habe und mit dem Sohne des Prinzen von Preußen, dem künftigen Thronerben, gut Freund sei. Gewinnt ihr ihn zur Theilnahme am Champagner, so erschließt er euch, bei aufmerksamem Zuhören sein Herz und erzählt aus Bonn, bis der Kellner den Tisch abdeckt.

In einem neuen und vielleicht wichtigsten Verhältnisse steht der Student zu seiner Wohnung und in diese müssen wir ihn begleiten, wenn wir seine Stellung zur Gesellschaft in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit begreifen wollen. Im Allgemeinen ist der Student in Berlin vogelfrei; kein Mensch bekümmert sich um ihn und studirte er zwanzig Jahre lang. Nur muß er seine Bedürfnisse baar bezahlen. Ein Student, ein stiller Mensch, schwindsüchtig

und von Leuten und Umgang abgewandt, hat eine Nacht und den darauf folgenden Tag todt in seinem Bette gelegen, ehe es den Miethsleuten einfiel, seine Thür zu öffnen. Wer seine Kleider und Stiefeln als armer Schelm allein reinigen muß, ist der Paria; man läßt ihn am Wege sterben. Jemehr der Student in seiner Wohnung verzehrt und darauf gehen läßt, desto beliebter ist er im Hause, oder was dasselbe ist, desto ärger wird er betrogen. Der Student ist im Ganzen ein zuträgliches und beliebtes Nahrungsmittel des berliner Zimmervermiethers. Er unterstützt alte Pensionärinnen, Wittwen und sparsame Familien durch sein Existenz, aber auch gräuliche Schmarotzer, Müßiggänger, Schwindler und Kuppler. Ein vollkommen ausgebildetes Parasitensystem hat sich auf dem Studententhum eingenistet und es bedarf für den jungen Ankömmling erst längerer Erfahrungen, oder einer harten Schule, wenn ihn nicht seltenes Glück zu ordentlichen Leuten führt, ehe er sich mit dem Demantpanzer gewappnet hat, ohne den er und seine Börse in Berlin sofort durchlöchert werden.

Die größere oder geringere Vornehmheit der Gegenden Berlins entscheidet auch über die Wohnung des Studenten. In der Behrenstraße und unter den Linden, wo man den monatlichen Miethszins in Golde fordert und entrichtet, haust nur der Aristokrat des Studententhums. Hier giebt es einige wenige Hôtel garni's, in denen fast ausschließlich begüterte Studirende des Auslandes wohnen. Solche Häuser haben ihren mehrerer Sprachen fähigen Portier, einen dem Wirthe gehörigen Stiefelputzer und

allerlei ſolide und „zierliche“ Verbindungen. In einem dieſer Häuſer wohnte zu meiner Zeit ein Student vom Kap der guten Hoffnung, ein talentvoller junger Mann mit einem ſtarken Beigeſchmack von Hottentottenthum in ſeiner Viſage. Alljährlich erhielt dieſer Studio, deſſen gelehrte Errungenſchaften ſeinem buſchmänniſchen Vaterlande wahrſcheinlich keinen zu hohen Begriff von der Lehrfähigkeit der berliner Univerſität beigebracht haben werden, ein Faß Kapwein aus ſeiner Heimath. Dieſer Wein wurde unter der Aſſiſtenz mehrerer Freunde im Keller abgezogen und feſſelte uns magiſch an den Hottentotten, ſo lange er noch einen Tropfen im Keller hatte. Später verließen wir Afrika als eine unwirthliche, dem europäiſchen Sinne nicht zuſagende Provinz — ein kleiner Charakterzug des Studenten aus Afrika und Europa. In der Nähe dieſer Hôtels ſind mit Leichtigkeit Stallungen zu finden, in denen der reiche Student ſein eigenes Pferd ſo lange unterbringen kann, bis er es mit Schaden verkauft. Ganz in der Nähe der Linden, in der Mittelſtraße und Dorotheenſtraße, beide Parallelen der großen Hauptſtraße, wohnt das eigentliche Studententhum beiſammen. Man kann dieſe Gegend das quartier latin von Berlin nennen. Einſt blühte dort der berliner Saal, bis der akademiſche Senat bei Strafe der Relegation den Beſuch deſſelben verbot, aber noch heute blüht eine Pfandleihe im eigentlichen Mittelpunkte der Mittelſtraße. Wohnen in der Dorotheenſtraße meiſtens noch eine Menge anderer Leute, ſo hat der Student aus der Mittelſtraße ſo ziemlich Alles vertrieben, was nicht unmittelbar zu den Muſen gehört. Aeltliche

schmutzige Häuser mit ausgetretenen Treppen und alterthümlichen Mansardendächern aus der Bauperiode Friedrichs des Großen geben der Straße eine unordentliche Physiognomie; allerlei nicht zu reinliche Gewerbe haben sich in den Höfen und Kellern eingenistet und verderben die Atmosphäre. In der Mittelstraße allein hängt noch der Student, bekleidet mit einem zerrissenen Schlafrock und buntem Käppchen, die lange Pfeife zum Fenster hinaus; ist der Wächter in den Stunden nach Mitternacht nicht sicher von bösartigem Wurfgeschütz getroffen zu werden; geht der Wanderer des Nachts nie an den Häuserseiten, sondern mitten auf der Straße!

Nur ungern sehen es die Zimmervermiether, wenn der Student sich Morgens auf einer Blechmaschine den Kaffee selber kocht, oder Victualien durch seinen Stiefelputzer besorgen läßt. Alle Lebensmittel, Getränke und Feuerungsbedürfnisse sollen durch die Hände der Vermiether gehen. Das Pfund Kaffee und Zucker hat hier wie in der Apotheke nur 24 Loth, das Quart Oel und Spiritus geht in eine Dreiviertelflasche, das Zweigroschenbrod kostet 3 Silbergroschen und von den Brennholzscheiten wird soviel abgespalten als möglich, damit Holzsplitter nicht die Eleganz der Wohnung entstellen. Diese Eleganz besteht in einem Sopha, dessen Fußende durch die Ablagerung von vielen akademischen Stiefeln ein gräuliches Colorit angenommen hat, einem Schreibsekretair mit wackliger Klappe und ausgedrehtem Schloß, einem Kleiderspinde und großen wachstuchüberzogenen Tische vor dem Sopha. Letzterer Tisch trägt verschiedene versengte Stellen von über-

gegossenem Brennspiritus, heißem Siegellack und brennend weggeworfenen Schwefelhölzern. Außer den Stühlen und einem etwas trüben Spiegel findet man noch die Büsten Göthe's und Schiller's in schlechten Gypsabgüssen à sieben und einen halben Silbergroschen. Das gedankenvolle Ansehen dieser schönen Dichterköpfe haben die Bewohner einigermaßen durch Schnurrbärte von Tintengrund gestört oder auch durch aufgestülpte alte Hüte und Mützen erhöht. Ohne Schiller und Göthe keine ächte Studentenstube für fünf Thaler den Monat. Hat der Student kein eigenes Bett, so zahlt er monatlich einen Thaler mehr; hat er ein eigenes Bett, so stiehlt man ihm im ersten Vierteljahre die Hälfte seiner Federn heraus. Alle Vermiether von Studentenstuben schlafen auf merkwürdig reichlich gestopften Federbetten.

Zu der Eigenthümlichkeit solcher Stuben, namentlich wenn ein Wirth ihrer mehrere vermiethet, gehört „einer Wirthin Töchterlein." Besagtes und betagtes Mägdlein correspondirt mit einem auswärtigen Bräutigam und ist mit einem anwesenden Einwohner verlobt. Wie die Vestalinnen ihr Dasein der hehren Göttin, hat sie ihr jungfräuliches Leben der erhabenen Burschenschaft geweiht, wie die Vestalinnen heirathet sie erst im späteren Lebensalter und dann keinen Studenten, sondern einen jungen Schuster oder Schneider, der sich etabliren will und Geld braucht. Noch gehört recht eigentlich zur Studentenkneipe ein Thier, dem man in Aegypten, wo jeder Ort seine heilige Bestie hatte, wahrscheinlich in etwa vorhandenen Studentenstädten einen Tempel erbaut hätte. Dieses Thier

ist die Wanze und dem Studenten bis in den Tod ergeben. Es schläft in seinem Bett, es wohnt in seinen Büchern, bewacht seine Kleider und begleitet ihn zuweilen selbst, gleich dem treuen Hunde, auf seinen Spaziergängen. Im Sommer wetteifert mit der Wanze die Fliege, eine flüchtige Pilgerin aus den Läden der vielen Schlächter und Pferdeställen. Die Jagd auf diese Fliegen gewährt dem Studenten nach Tisch eine angenehme und nützliche Bewegung; der Deckel seiner ausgedienten Zumptschen Grammatik, an ein Rohrstöckchen befestigt, ist sein Jagdgeräth und zahllose Flecken an den Wänden bezeugen den unermüdlichen Eifer des jungen Waidmannes.

Alle Wohnungen des Studenten werden auf einen Monat mit vierzehntägiger Kündigung gemiethet, in einigen Fällen auch wohl ohne Miethszahlung verlassen. Seit der Verbesserung der Polizei in der Stadt sind diese Fälle jedoch sehr selten geworden, da nichts leichter ist, als einen Ausreißer aufzufinden und vor Gericht zu stellen.

Jeder Student hat seinen eigenen Hausschlüssel, den ein ordentlicher junger Mann schon um 8 Uhr Morgens einsteckt, wenn er nach der Universität geht. Die Combinationen der Wirklichkeit lassen sich nie vorher berechnen und es können Fälle vorkommen, wo ein Mensch, der planlos am Morgen ausging, Nachts um zwei Uhr besinnungslos die Treppe hinaufgetragen wurde.

Mit seinem Wirthe steht der Student meistentheils nicht gut. Dieser Uebelstand liegt weniger am Studenten als am Wirthe, der ein Ideal von dem „vollkommenen Studenten" im Busen trägt, das in der unvollkommenen

Welt nie vorhanden ist. Der vollkommene Student ist eine Art Marsyas, der zu jeder Schinderei geduldig stille hält, ein Trappist, der den ganzen Tag über kein Wort spricht, ein Krösus, der mit Geld um sich wirft, ein Diogenes an Mäßigkeit, ein Waschbär an Reinlichkeit, ein Esel an Geduld, ein Schaaf an Nachgiebigkeit, ein Heirathscandidat für seine Tochter und ein Abnehmer seines Brennholzes. Da sich nun alle diese Eigenschaften nie in einer Person vereinigt finden, ist auch der Punkt der Einigung zwischen Wirth und Student bis jetzt eine offene Frage.

Humoresken.

Blätter aus dem Papierkorbe eines Journalisten.

Von

E. Kossak.

Zweite vermehrte Auflage.

Berlin, 1859.

Verlag von Reinhold Schlingmann.

BERLINER STADTBIBLIOTHEK

Inhalt.

	Seite.
Militairische Rückblicke	1
1) Aus dem Leben des Trainsoldaten	
2) Das Trainpferd.	
3) Der Lieutenant.	
Der Stadtreisende	25
1) Privatleben.	
2) Kunst und Literatur	
3) Wein.	
4) Cigarren.	
Physiologie des gemeinen deutschen Geldmenschen	51
Die Theaterschlange	57
Der Plundermatz	64
Der Student in Berlin	70
Der alte Link	86
Henriette Sontag in Leipzig	89

Auch ein Künſtlerſouper 97
Wettrennen 103
Nachtgedanken eines Tabacksrauchers . . . 108
Der achtzehnte März 115
Ein Reſt Mittelalter 118
Von den Störungen 121
Das ſtarke Centrum 135
Ein Gang durch die untern Kreiſe 141
Vom Trauerſpiele 162
Juriſt und Bauer 184
Die Geſchichte meines Hundes 194
Die Fechtmeiſter 201

Martialiſche Rückblicke.

1. Aus dem Leben des Trainſoldaten.

Menſchen und ihre Sitten zu beobachten und zu beſchreiben, haben wir zu unſerer Aufgabe gemacht, ſo gut als der Aſtronom die Geſtirne des Himmels verfolgt und verzeichnet. Aber gleichwie es ſeltene Sorten von Himmelserſcheinungen giebt, welche unter dem Namen Kometen nur kurze Zeit am Horizont ſtehen und den Forſcher zu angeſtrengteſter Thätigkeit der Beſichtigung und Berechnung auffordern, ſo erſcheint unter den verſchiedenen Species der preußiſchen Armee eine gewiſſe Spielart nur ſelten, dann aber auf längere Zeit — dieſe Spielart iſt der Trainſoldat.

Der Trainſoldat als ſolcher zerfällt in zwei Abtheilungen, die in der Art ſeiner Fortbewegung philoſophiſch begründet ſind: in den Trainſoldaten zu Pferde und zu Fuß. Seine Blöße bedeckt er mit einem dunkelblauen Rock nebſt hellblauem Kragen. Obgleich er ſich Soldat nennen läßt, trägt er doch keine Waffen und wurde deshalb

in Zeiten, die in ihrer Ausdrucksweise weniger euphemistisch waren, als das neunzehnte Jahrhundert, schlechtweg Trainknecht genannt.

Die Art seiner Fortbewegung anlangend, fällt dem Forscher zuerst auf, daß sowohl der Trainsoldat zu Pferde, als auch der zu Fuß, dabei mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben; die einzige Art von Kampf, der sie sich unterziehen müssen. Diese Schwierigkeiten werden dem ersten durch sein Pferd bereitet, welches in hohem Grade selbstständig, sich jeder Subordination gegen den Trainsoldaten, seinen Reiter, zu entziehen beflissen ist und durch heftiges Ausschlagen oder Umdrehen im Kreise seine Willensmeinung kategorisch an den Tag legt. Der Trainsoldat zu Fuß sieht sich in seinem Fortkommen durch ein Paar Beinkleider gehindert, die, für einen größeren Mann des Jahrhunderts bestimmt, in ewigen Rangstreitigkeiten mit den Stiefeln stehen, in denen die Füße des Trainsoldaten wie vertrocknete Kerne in ihrer Schaale klappern.

Sein Alter kann nur annähernd bestimmt werden, denn der Trainsoldat steigt von dem ersten Flaum bis zur Großvaterschaft herauf. Da er aber nur wider Willen seinem Stande einverleibt ist und seine Hoffnungen auf militairischen Ruhm nach den Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung gleich Null sind, ist sein Aeußeres voller Traurigkeit, ohne Verminderung seines Appetites.

Das Leben des Trainsoldaten kann ein bewegtes genannt werden. Man erblickt ihn bald mit Hast Briefe nach der Post, bald Trepp' auf

Trepp' ab in den Magazinen, Kleidungsstücke und Proviantvorräthe tragen, jetzt fährt er Heu und Stroh, dann reitet er wieder hinter einer Militairperson her, zu deren Ordonnanz ihn ein höherer Machtspruch und ein verrosteter Schleppsäbel bestimmte. Jener weise Krieger des Alterthums, von seinem Befehlshaber gefragt: „Was thut der Soldat zuerst, wenn er Morgens aufsteht?“ antwortete treffend: „Er putzt am Abend vorher seine Sachen!“ Dieser Lebensregel folgt auch der Trainsoldat. Früh Morgens legt er das Trauerkleid seiner bürgerlichen Freiheit an, in das die Wanzen seines Strohsackes ihm zu folgen nicht wagen, plumpt in seine Stiefeln, läßt das Gewand der Beinkleider darüber sinken und verhüllt sich mit dem mitleidigen Mantel. Da er in seinem Quartier meistens keine Kost, sondern statt dessen für zehn Tage einen Thaler und drei Silbergroschen Tractament erhält, bleibt es dem guten Willen der Köchin, zu welcher der Trainsoldat eine stille aber unerwiederte Neigung trägt, überlassen, ob der herrschaftliche Kaffee durch eine starke Verdünnung auch seinen dürren Magen überschwemmen soll oder nicht. Tritt dieser Fall nicht ein, so sieht sich der Tapfere seinem unzertrennlichen alten Freunde, dem Commisbrote gegenüber, von dem er sich eine zwei Zoll dicke Bohle abschneidet und mit seinem spärlichen Buttervorrath bestreicht. Nachdem seine Zähne diese harte Prüfung überstanden haben, setzt er sich in Bewegung, theils um seinen Magen nicht zur reiflichen Reflexion über seine neue Bürde kom-

men zu lassen, theils um sein Amt als Ordonnanz anzutreten.

Sein Gebieter empfängt ihn in einer furchtbaren militairischen Laune, wie sie nur in dem goldenen Friedenszustande unserer Zeit aufkommen und gedeihen kann. Bei der Unerfahrenheit des Trainsoldaten ist gestern ein Mißgriff durch mangelhafte Bestellung begangen worden, welchen der entsetzliche Chef heute in einer Philippika dem Unglücklichen verräth. In diesem Augenblicke verkriecht sich der Trainsoldat ganz in seine Montur und seine Gedanken weilen fern in der Heimath, wo er Gänse hütete oder wegen Altersschwäche eine Sinecure bei der Dorfgemeinde genoß.

So verstreicht der Vormittag, während dessen der Trainsoldat eine Schärfung seiner Leiden darin sieht, daß die kleinen Jungen ihn auf der Straße wegen seiner zu langen Beinkleider verhöhnen und Garde- und Linienfoldaten ihn mit spöttischen Blicken betrachten. Endlich ist unter Verwünschungen seines Daseins der Mittag herangekommen und sein Gebieter entläßt ihn um halb zwei Uhr auf eine halbe Stunde, um sich der Mahlzeit zu widmen.

Speist der Trainsoldat nicht zu Hause, so stürzt er sich in einen Keller und macht während der Mahlzeit die Bekanntschaft eines Herrn in einem alten Paletot mit einer getigerten Mütze auf dem Kopfe, der seine patriotischen Gesinnungen nicht verbirgt, den Trainsoldaten für den folgenden Mittag zu sich nach der Linienstraße 330 zu Tisch einladet und zuletzt ein unverzinsliches

Darlehn von funfzehn Silbergroschen erbittet. Der Trainsoldat durch, das liebenswürdige Air des Herrn in dem alten Paletot und der getigerten Mütze erweicht, aus allen Positionen des Mißtrauens gedrängt und von den freundlichen Verheißungen auf den andern Mittag gewonnen, giebt ihm das Darlehn und eilt davon.

Der Nachmittag ist heitern Vergnügungen in luftig gelegenen Stadttheilen gewidmet. Der Trainsoldat, jetzt nicht mehr allein, sondern im Schooße der ganzen Species, belustigt sich im Proviantmagazin vor dem Thore: Roggenzwieback in Fässer zu packen, damit Trepp' auf, Trepp' ab zu laufen und sich, erhitzt wie er ist, nur mit interimistischer Leinwandjacke bekleidet, einen gediegenen Schnupfen zu holen. Wenn Dunkel die Erde deckt, schleicht der Hause und unser Mann murrend nach Hause, des Lebens und der Zwiebacke überdrüssig.

Die Köchin, die heute ihren schlechten Tag hat, empfängt ihn mit ähnlichen Vorwürfen, wie am Morgen sein Chef, denn der Trainsoldat hat früh in der Eile des Weggehens das Commisbrot in die Schachtel gelegt, in welcher der Sonntagshut für die Köchin aufbewahrt wird. Er erhält nichts von dem aufgewärmten Gemüse, das ihm eigentlich vom Mittagbrot her zugedacht war, und indem er sich über das schuldige Commisbrot hermacht, das unterdessen zwölf Stunden älter und nicht weicher geworden ist, könnte er sich des Harfnerliedes aus Wilhelm Meister erinnern, wenn er Göthe je gelesen hätte:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Er weint wirklich — denn er ist noch jung; die Köchin thut ihm leid, und er thut sich selber leid. Noch vor vierzehn Tagen saß er zu Hause gemüthlich auf dem Dorfe in dem Wahn, daß Plattfüße schützen „vor der Schlachten Gefild und dem Männer mordenden Ares!“ Damals gab es Kartoffeln in der Schale, und indem er sie entkleidete, dachte er nicht daran, daß er nach zwei Wochen eingekleidet sein würde „zu dienen gegen Oesterreichs Macht seinem Könige und Vaterlande.“

Er weint — was macht die alte blinde Großmutter, die ihm drei ersparte Thaler mitgab, nach seinem Gesichte fühlte, als er ging und die Hoffnung aufgab, ihn noch einmal wiederzusehen? was macht Muff, der Hofhund, der jetzt warme Kartoffeln hat, und sein junger Herr nur Commisbrot? — aber er flucht nicht dem Ehrgeiz der Könige, der Hinterlist der Diplomaten, der Zerrissenheit und Schwäche der Deutschen, denn er weiß den Teufel, was Könige, Diplomaten und Deutsche sind. Außer Gott im Himmel hat er nur den Landrath angebetet.

Endlich sinkt er dem Schlafe und den Wanzen, die ihn schon mit Schmerzen erwartet haben, in die Arme; er schläft den traumlosen tiefen Schlaf der Gerechten.

Am Morgen ist er wieder zu Gnaden von der Köchin angenommen. Die Hausfrau hat erklärt, daß der Hut mit Leichtigkeit wieder herzustellen sei und daß der arme junge Mensch von

jetzt an Essen im Hause, so wie von dem Brote der Familie erhalten solle, um das inculpirte Commisbrot aus dem Hause zu schaffen und künftigen möglichen Conflicten zwischen ihm und dem Hute der Köchin vorzubeugen. Der Trainsoldat vernimmt dieses Lächeln seines Schicksals mit Heiterkeit. Er beschließt, was längst ein frommer Wunsch von ihm war, sein Commisbrot für 2½ Sgr. zu verkaufen, schlägt aber das heutige Mittagbrot ab, — da er ausgebeten sei.

Nach vollführten Berufsgeschäften erscheint er in der Linienstraße, findet aber nicht Nr. 330, da besagte Straße eine so hohe Nummer nicht mehr hat. Mehrere Leute, die er nach dem Herrn mit altem Paletot und Tigermütze fragt, sagen ihm unumwunden, daß sie ihn für toll halten. — Er stürzt zu seinem Kellertraiteur zurück. Dieser kennt den Herrn nicht, spricht aber die Vermuthung aus, daß er wohl ein Spitzbube gewesen sein könne, denn er habe leider das Unglück, dergleichen bisweilen in seinem Keller zu beherbergen, und eine getigerte Mütze sei höchst verdächtiger Natur, ja bei Spitzbuben von Fach sehr beliebt.

Der niedergeschmetterte Trainsoldat bequemt sich, des Familienmittagstisches für heute verlustig, zu einem bezahlten Mittagsbrot und wankt von dannen. Sein Chef kündigt ihm an, daß er ausquartiert worden, da seine bisherige Wohnung zu weit von dem Büreau gelegen sei! Im Gefühl, sein Unglück nicht verdient zu haben, geht er in die alte Wohnung, sucht seine Sachen zusammen, jagt die Katze aus seiner Civiljacke, in

der sie seitdem geschlafen hat, drückt der Köchin noch einmal die Hand und fällt die Treppe über seine eigenen Beinkleider, die er aufzukrempeln vergessen hat, mit solchem Gepolter herab, daß der Wirth, ein Hagestolz und Feind aller stehenden Heere und des Trains insbesondere, die Thür aufreißt und Beleidigungen gegen das preußische Nationalgefühl ausstößt. Zugleich wirft die Köchin, die eben hinter die Schmutzerei gekommen ist, welche er in seiner Schlafkammer gemacht hat, ihm ein Paar Stiefeln die Treppe nach, die er vergessen hat. So lebt und wirkt der Trainsoldat.

2. Das Trainpferd.

Als Neptun mit seinem Dreizack den Erdboden geschlagen hatte und das edle Roß schnaubend davon gejagt war, drehte er, sich erinnernd, daß jeder Stock zwei Enden habe, den Dreizack um und schlug noch einmal die Erde an einer Stelle, die fast einer Pfütze glich, und siehe da, das Trainpferd entstand.

So viel aus einer wohlverbürgten Quelle über das Mythologische seiner Entstehung; ausführlicher muß das Historische entwickelt werden. Die Genealogie des Trainpferdes wurzelt, wie die der meisten großen Männer, in niederen Kreisen, Vater: Ackergaul, Mutter: Arbeitspferd, mehr läßt sich meistens nicht nachweisen; aber von dem Augenblicke an, wo das Trainpferd das dritte Jahr erreicht, richtet der Roßkamm sein Auge auf dasselbe, und entscheidet durch ein Votum über sein Schicksal. Das Trainpferd hat das Unglück, einen unverbesserlichen Fehler zu besitzen, und man kann eher alle großen und kleinen Leiden des menschlichen Geschlechtes aufzählen, als alle großen und kleinen Fehler des Trainpferdes. An seiner Raufe und Krippe hat ein unglückbedeutender Stern geleuchtet; das Schicksal sprach das Wort: Train! über diesen Vierfüßler aus, und alle Pferdeträume von Karossen und gestickten Schabracken, von versilbertem

Zaumzeug und Wettrennen verflogen wie Häckſel, in den der Wind bläſt.

Da bliesen die Novembertrompeten, und alle Trainpferde der Monarchie, ja ſelbſt einige Eſel ſpitzten die Ohren, und ergaben ſich trügeriſchen Hoffnungen von Kriegsruhm und einſtiger Größe; aber es kamen Roßtäuſcher und Roßkämme, und kauften auf, was nicht wiederkäut und nicht die Klauen ſpaltet, für Officiere, darauf zu reiten gegen die Amalekiter und Böhmaken. Alsdann kamen die Häuptlinge der Huſaren mit ihren Kämpfern und erlöſten die Trainpferde aus ihrer Ungewißheit. Sie ſetzten einen zum Trainſoldaten deſignirten Bauerjungen auf das erſte Pferd und banden jedes Folgende mit dem Kopf an den Schwanz des Vorhergehenden, als ob alle auf einen Faden gezogen wären. So mobilgemacht zogen ſie in Berlin ein.

Das Schauſpiel war durchaus neu. Von den Frankfurter Linden an, über den Alexanderplatz, durch die Königsſtraße, über den Schloßplatz weg, bis zu den Kaſernen, wo dieſe Streithengſte ihre proviſoriſche Streu fanden, blieben die Einwohner ſtehen und ſtarrten ſolch ſeltſames Gepferde an. Nur ihre Collegen, die Hunde vor den Karren, die bei Miniſters Sahne und Milch brachten, von der Köchin täglich den Tafelabhub erhielten, dafür wedelten und gut unterrichtet waren über auswärtige Politik, klafften die Trainpferde höhniſch aus, als wollten ſie ſagen: Ihr macht euch lächerliche Illuſionen, Kinder; es geht nicht los, ihr werdet nun und nimmermehr Huſarenpferde.

Außerdem liefen, da gerade die Schule aus war, viele sehr artige Knaben herbei und rissen den Ankömmlingen nach Kräften Haare aus den Schwänzen: um das Sprichwort wahr zu machen, es müsse Jeder, der zuerst nach Berlin kommt, Haare lassen. Hierauf wurden sie installirt. Doch schon zeigte sich, daß die Erwartungen der meisten Pferde weit über die beginnende Wirklichkeit hinausgegangen waren. Ein unter den Trainpferden verbreitetes Gerücht von einer Feldzulage an Hafer, erwies sich als lügenhaft und von einem mißvergnügten Schimmel ausgesprengt, doch ließ sich nicht verkennen, daß allerdings eine angemessene Zulage von Peitschenhieben Tag für Tag an bedürftige Pferde vertheilt wurde.

Das kriegerische Tagewerk begann. Man spannte die guten Rosse zu vier vor einen großen Wagen und fuhr damit für das edlere Geschlecht der Kavalleriepferde Heu und Stroh in großen Massen heran. Ihre Empfindungen waren schrecklich; dieses demüthigende Geschäft hatten sie auch schon zu Hause verrichtet! Aber ihrer vier hatten nie einen so großen, schwer mit Eisen beschlagenen Wagen gezogen, der dreimal so hoch und fest beladen war als die Heuwagen im Dorf und oben noch zwölf Dragoner oder Cürassiere verbarg, welche malerisch in dem Stroh saßen und sich ihres friedlichen Daseins freuten! sie waren mit ihren unbeschlagenen Hufen nur auf weichen Dorfwegen, höchstens auf einer Kieschaussee gelaufen, und mußten nun das harte Steinpflaster treten — selbst die Droschkenpferde hatten mit ihrem Jammer Mitleid!

Andere wurden vor die Feldpost gespannt und in einen regelmäßigen Trab gesetzt, zu dem bei dem geringsten Taktfehler die Feldpostillone sofort einen Takt schlugen, den man auf der nächsten Station hörte. Noch Andere, und diese waren nicht die schlechtesten, wurden von Trainsoldaten bestiegen; es sind dies die Pferde gewesen, welche am meisten in die Oeffentlichkeit drangen und den großen Rauch zu der Aeußerung veranlaßten, wenn er noch einmal in seinem Leben eine Reiterstatue entwerfen sollte, würde er seine Studien an keinem von diesen Pferden machen.

Wenn man um die Zeit, als die Mobilmachung in ihrer höchsten Blüthe stand, und die Thaler zu den Staatsfenstern am lebhaftesten hinausflogen, unter den Linden spazieren ging, erblickte man oft Militair von Lieutenantsrang in wilder Hast unter den Bäumen hinsprengen und irgend einen blutigen Befehl an ein Commando bringen. Bald war vielleicht diese Thorwache nicht mit den Talglichtern ausgekommen, bald war bei jener zu viel Holz verbrannt! Hinter diesem Offizier sprengte wüthend ein Trainsoldat, dessen ungeputzter Schleppsäbel rasend in seines Rosses Weichen schlug, während er dieselben mit unbarmherzigen Sporen stocherte. Oder man sah um zwölf Uhr Mittags einen Trainartilleristen, der drei Pferde irgendwo hinbringen sollte, wo sie noch nicht gewesen waren, und mit diesem Geschäfte nicht zu Stande kommen konnte, weil seine Schutzverwandten anderer Meinung waren als er, und altfränkischer Weise wie Hogarth, die Kreislinie für die vollkommenste und schönste hiel-

ten, weshalb sie sich in einer solchen fortwährend herumdrehten. Alsdann trat ein Beamter der öffentlichen Ordnung, ein freundlicher Constabler, an diese Reiterstatue, faßte das Reitpferd beim Zügel, führte es einige Straßen weit, und die Schuljugend zog still und bewegt, aber voll Pietät gegen das Unglück hinter der Cavalcade her. Auch sah man wohl einen Trainsoldaten am Boden liegen, mit einem Abdruck des Berliner Straßenpflasters, vollkommen avant la lettre, auf dem Rücken, und sein Araber stand neben ihm und berod ihn voll Mitgefühl. Berlin bekam nun auch einmal die Nachtseite der preußischen Militairverfassung zu Gesicht.

Diese Nachtseite belebte ungemein die Lokalpresse. Wenn es noch einmal erlaubt ist, eine große Wahrheit auf dem Wege der Presse in die berlinische Menschheit zu schleudern, und es ist erlaubt, so kann man sagen, es sind noch nie so viele Arme und Beine gequetscht und Löcher in den Kopf, auch wohl in den Schädel selber, geschlagen worden, als durch diese unseligen Pferde! Endlich gestalteten sich die Dresdener Conferenzen und diplomatischen Constellationen so, daß auch für das Trainpferd friedlichere Aussichten auftauchten. Das Maaß seiner Demüthigungen ist voll, es kann veranctionirt werden; aber wie viel hat es von seiner Herrlichkeit verloren! Dafür hat es seine alte Fröhlichkeit wieder gewonnen!

Dort stehen sie wieder alle im Kasernenhofe. Sie besitzen nicht wie die göttlichen Rosse des Achilles die Gabe der Rede und der Weissagung,

aber ihr Fell beſitzt dafür die Gabe der beredten Schilderung einer großen Vergangenheit. Große kahle Flecken verrathen dem Hippologen die abreibende Gewalt des Riemenzeuges, ſchmale Streifen (etwa wie die Rillen auf dem Monde) die zerſtörende Wuth der Kaſernenpeitſche; zuweilen ſchlägt dieſes oder jenes in hoffnungsfreudiger Empfindung nach den umhergehenden und verächtlich blickenden Huſaren aus, wofür es einen ſchmackhaften Biſſen mit der Säbelſcheide erhält. Aber ſchon kommen die Käufer und die Stunde der Trennung ſchlägt.

Von fern und nah ſind die Käufer herbeigeſtrömt. Der ferne Oderbruch ſandte ſeine reichen Bauern, Charlottenburg ſeine Menſchen-Frachtfuhrleute, Spandau ſeine Roſſebändiger und Berlin iſt vertreten durch ſeine Droſchkenfuhrherren, welche für irgend einen Renner, deſſen Leben im Prämienwagenkampf ausgehaucht wurde, einen Erſatzklepper ſuchen. Die Auction beginnt.

Dreißig zum Erſten! Hm — hm — Fuchswallach, Hahnentritt, Anflug von Spath, Gallen, drei Mal gebrannt — fünf und dreißig .... und fünfzehn Silbergroſchen, zum Erſten, zum Zweiten — zum .... Dritten, zugeſchlagen. Fort, vor den Charlottenburger Thorwagen!

Vierzig zum Erſten! Schimmelſtute — Koller und zwar Sommerkoller — Vierzig zum Erſten — zum Zweiten — zum Dritten, zugeſchlagen. Vor die Droſchke!

Dreißig bis vierzig Procent werden beim Ausverkauf verloren. Fort mit Schaden, wenn das Kriegsgeſchäft aufgegeben iſt! Fort mit Verluſt,

wegen anderweitiger Geschäftsunternehmungen und wegen allzugroßer Concurrenz mit dem Auslande, — fort zu Schlauderpreisen!

Ach so endet der kriegerische Ehrgeiz edler Rosse! — Eines nach dem Andern, aber nicht mehr Schwanz an Kopf gefesselt, verlassen sie den Kasernenhof. Dieses ist gesattelt und von einem Bauern bestiegen, der sofort mit ihm einen kleinen Proberitt von sieben Meilen versuchen wird, jenes wird hinten an einen Heuwagen, dieses vorn neben ein Droschkenpferd gebunden.

Alle aber schlugen noch einmal wehmüthig mit den Hinterfüßen nach dem ungastfreundlichen Berlin aus, der Heimath des langen Hafers, und es wird still in der Stadt, denn die letzten Reste einer großen erinnerungsreichen Zeit haben sie verlassen.

3. Der Lieutenant.

Kriegerische Zeiten verwildern auch bürgerliche Sitten, bis in die Hinterstube des zahmen Scribenten dringen mörderische Trommeln, tödtliches Klirren der Sporen, niederschmetterndes Rasseln von Säbeln; wild fährt der rasende Schriftsteller auf, greift zur Feder und schleudert das Frescobild irgend eines embryonischen Napoleon auf's Papier.

Kühn wie das Vorbild, soll die Copie sein, aber es handelt sich nicht um die Heroen, welche von den Gelehrten der verschiedenartigsten Secten und Insecten, bereits genug beschrieben und abgebildet sind; es handelt sich um jene Befehlshaber über Fünfzig, welche durch die unruhigen Zeitläufe an die Gestade der Hauptstadt geschleudert, unter dem Namen „Provinzial- oder Linienlieutenants“ durch den Mangel an Taille und goldenen Litzen sehr bemerklich von ihren „superben“ Kameraden unterschieden werden.

Der Lieutenant aus der Provinz ist das Opfer einer Jannspolitik, die ihn nur aus seinem zerrissenen Schlafpelze auf die Landstraße schreckte, um ihn nach getäuschten Hoffnungen auf den Feldmarschallsstab, langsam aber sicher, in seine Garnison zurückzubringen, wo seine Gebeine einst, als Ueberreste eines der ruhigsten und friedlichsten Greise, unversehrt, in möglichster Vollständigkeit beisammen ruhen werden.

Nachdem der Lieutenant um halb zwei Uhr mit seinem Truppentheil unter den Linden ange-

langt ist und den üblichen Vorbeimarsch überstanden hat, begiebt er sich in's Quartier, welches in eine der Wohnungen zu vierhundert Thalern Miethe verlegt ist; denn der persönliche Werth des Lieutenants wird von der Weisheit der Servis-Commission etwa gleich vier Gemeinen veranschlagt. Sein Wirth ist ein Geheimer Rath mit einem Hangeboden. Dieser Hangeboden beherbergt sonst den unglücklichen weißen Sklaven, der des Geheimenraths Stiefel putzt, bei Tische aufwartet, und jenen hechtgrauen Oberrock mit grünem Kragen tragen muß, den des Geheimen Raths Vater 1811 anfertigen ließ, gerade acht Tage darauf, als der Komet mit dem langen Schweif erschien, weshalb der Rock zur Erinnerung an ihn gleichfalls mit einem solchen gesegnet ist. Der weiße Sclave ist für vierzehn Tage ausquartiert und schläft jetzt nicht, sondern wacht auf dem Boden neben dem Brennholz, in der beständigen Furcht, der halbe Haufe könne umfallen und ihn unter seinen Scheiten begraben. Der Lieutenant ist an seine Stelle gelegt. Das denkwürdige Mobiliar besteht in einem Sopha oder vielmehr in einer Menschenfalle oder einem Abgrunde, aus dem man, einmal niedersitzend, nicht wieder emporkommt, umgaukelt von vier birkenen Stühlen, welche dasselbe Kunststück verstehen, wie die Bajazzo's, d. h. mit den Beinen auseinander zu gleiten und mit dem Sitz platt an die Erde zu kommen.

In diesem Boudoir befindet sich das Fenster nicht oben, sondern unten über dem Fußboden, so daß man entweder Sphynxstellungen annehmen oder wie jene Fabelmenschen die Augen in

den Knien haben muß, um mit Erfolg hinauszusehen. Ein Spiegel, der aus mehreren Glasplatten zusammengesetzt, doch nur Fragment einer früheren Spiegelwand ist, läßt den Lieutenant sofort „berliner-blau“ erscheinen, und eine Waschtoilette, früher zugleich Eßschrank des weißen Sklaven, ersetzt ihr mangelndes viertes Bein, wenn sie es je gehabt hat, durch Bindfaden, mit dem sie an jener Stelle an der Wand hängt. Dem Schranke nähern wir uns ungern, da sein Einsturz an jedem Tage zu befürchten steht, aber wir erwähnen einer Kommode, einer herrlichen Atrappe, weil sie ausgezogen eigentlich ein Bettgestell repräsentirt. Zeigen wir nun noch auf eine oben ausgebrochene Karaffe, über die ein trübes Glas gestülpt ist, wie der Turban über das Haupt eines schändlichen Renegaten, so haben wir die Pflicht des Geschichtschreibers und das Recht des Lieutenants gewahrt.

Sobald dieser eingezogen ist, zieht er sofort aus, nachdem er seine Karte mit einem mündlichen Protest hinterlassen hat, denn das Quartier hat als Hangeboden den großen Uebelstand, daß ein Mensch von militairischem Maaß, ohne sich selbst vorher zu enthaupten, darin nicht aufrecht stehen und in der Kommode nicht ausgestreckt schlafen kann.

Der Lieutenant begiebt sich soeben zu einem Kameraden im Hause daneben, um diesem sein Leid zu klagen, als ihm auch schon ein kleiner Knabe mit einem irdenen Napfe voll köstlicher Kaldaunen und einem auf die Gabel gespießten Stück Brot nacheilt und ihn belehrt, daß er der

älteſte Sohn des Kellerreſtaurants ſei, bei dem für die Zeit ſeiner berliner Saiſon der Lieutenant in Koſt verdungen worden, von der anbei die erſte Probe erfolge.

Durch Hin- und Hermärſche, Hangeboden und blaue Spiegel, Lindenparaden und Schlafkommoden, Garniſonsausſichten und Kellerkaldaunen erboſt, betrachtet der Lieutenant die Anerbietung der Letzteren als einen casus belli und feuert auf den kleinen Kellerling ein „Donnerwetter“ nach dem andern ab. Kellerling, im Gefühl ſeiner gerechten Sache, tritt einen geordneten Rückweg auf der allgemeinen Etappenſtraße, der Haustreppe an und ſtellt ſich unter den Schutz der Großmacht ſeines Vaters, der ſofort den Hausknecht als außerordentlichen Geſandten zum Geheimen Rath hinaufſchickt und um Verhaltungsbefehle bittet. Man beliebt im erſten Stock eine abwartende Politik und befiehlt, die Kaldaunen warm zu ſtellen. Der Lieutenant eilt fort, um Beſchwerde zu führen, und in Zeit von wenigen Stunden marſchiren ſtatt ſeiner „vier pommerſche Füſiliere mit Koſt, auf vierzehn Tage“ des Geheimen Raths Treppe herauf. Für den Anführer über Fünfzig aber beginnt das goldne Zeitalter in Berlin, denn er wird zu einem Kaufmann umquartiert!

Der Staat, in Liebe für die entbrannt, welche ihr Blut für ihn verſpritzt haben, hat den Lieutenant zu einem reichen Kaufmann einquartiert, der dem Glauben ſeiner Väter nie treulos geweſen iſt und die Charte, welche dem guten Moſes auf dem Berge Sinai octroyirt worden, aufs Strengſte beobachtet. Dieſer Kaufmann betrachtet den Lieu-

tenant als einen Gesandten des Herrn, einen gottgesalbten Emissär der Reaction, zu speisen mit Manna und zu tränken mit edlem Rebensaft. Sofort wird der Lieutenant in ein roth tapeziertes, mit einer Goldleiste verbrämtes Gemach geführt, wo ein prachtvoller Fußteppich liegt. Ein schwellendes Sopha verlockt den müden Krieger zur Ruhe, und in einem hohen Spiegel kann er sein Aeußeres von Kopf bis Fuß inspiciren.

Der Lieutenant hat eine unbesiegliche Vorliebe für seine tornisterblonden Haare. Seine aufgeworfene Nase überragt kaum zwei kleine aufwärtsgerichtete Bürsten von Schnurrbart, und ein Bataillon Sommersprossen verräth, daß jener glückliche Himmel an seiner Wiege lachte, der sich auch über der Heimath der Spickgänse nölbt. Sein treues Auge strahlt nicht Genie, sondern nur Subordination, seine Stirn ist nicht höher als seine Stellung in der großen militairischen Hierarchie, und seine Ohren stehen vom Helm ab, wie zwei phantastisch geformte Henkel von einer zugedeckten Suppenterrine. Er ist der neunte von elf Geschwistern, welche der heimische Edelhof gebar, und seine Mutter tröstete sich über seinen Mangel an Schönheit mit dem alten Lehrsatz, daß ein Mann schön genug sei, wenn ein Pferd grade nicht vor ihm scheu werde; sein Vater aber hatte gesagt: der Junge lernt nichts beim Hauslehrer und hat gegen jeden ein großes Maul — er gleicht seinen acht älteren Brüdern und kann wie sie — Soldat werden.

Während diese historischen Rückblicke den liebenswürdigen Leser unterrichten, ist die Zeit des

Mittagsessens für die Familie herangerückt, und die Hausfrau läßt durch einen Bedienten in eleganter Livrée anfragen, ob der Herr Lieutenant es vorziehe, auf seinem Zimmer oder mit der Familie zu speisen.

Unser Held, sich erinnernd, daß alle Preußen eine große Familie bilden, läßt sagen: en famille! und wendet an seine Person einige Striegelhandgriffe, ohne die er in der Berliner Societät nicht auftreten zu dürfen glaubt. Sein bester Waffenrock wird angezogen, die schwarzseidene Cravatte umgethan, und die verbrannten dicken Hände in das letzte Paar Glacéehandschuhe gezwängt. So erscheint der Retter des Vaterlandes und der Börse bei Tische. Hier eröffnet sich ihm eine neue Perspective.

Der reichste Tisch, an dem er bisher gespeist, war der des Commandirenden der Garnison, da aber die Frau Commandirende ihr Tafelservice aus Geschenken und Auctionen in verschiedenen kleinern Garnisonen zusammengesetzt hat, so entbehrte es jener Einheit, ohne die es kein wahres Kunstwerk giebt. Obgleich der Lieutenant nur der leichtsinnigen und schnellfertigen Truppengattung der Füsiliere angehört, besitzt er doch so viel gediegenen Kunstgeschmack, um sich bei der Wahl zwischen allerlei verzwicktem Porzellan oder Gesundheitsgeschirr mit abgestoßenen Ecken und blankem Silbergeräth für letzteres zu entscheiden. Er verhehlt sich nicht, daß sein auf den Tisch der Frau Commandantin gegründetes Ideal einen starken Stoß erleidet und ertränkt seinen Unwillen über gestürzte Ideale und zugemutheten „Kaldau-

nismus« in der vortrefflichen Suppe. Kaum ist diese vorüber, so füllt der Hausherr die Gläser, begrüßt unseren getrösteten Tapfern in Berlin und trinkt auf das Wohl aller derer, welche Berlin seinen Oberbürgermeister und ihm speciell seinen Schlaf wiedergegeben haben.

Beim Anstoßen mit den englischen Gläsern entdeckt der Lieutenant vis-à-vis in der Tochter vom Hause eine nichts weniger als blonde Schönheit, mit feurigen schwarzen Augen. Die Assimilirung des trefflichen Rostbeef's mit seiner Person hat jetzt keinen Reiz mehr, er verbrennt sich den Mund mit flammendem Plumpudding und albernen Redensarten, und als nun gar beim Dessert trefflicher Champagner ihm zu Ehren knallt, segnet er den Hangeboden, ohne den wahrscheinlich nicht sein Himmel jetzt voller Geigen hängen würde. Man überläßt ihn nach Tisch seiner Phantasie und der Einsamkeit des trefflichen Sopha's, aber nachdem im Comptoir die Geschäfte geschlossen sind, erscheint der Bediente aufs Neue und ladet den Gast zur Partie ein.

Im Gesellschaftszimmer findet der Lieutenant fünf Verwandte seines Wirthes, welche sämmtlich wie dieser den wohllautenden Namen: Itzig führen und von einander im Gespräch nur dadurch unterschieden werden, daß der Hausherr und seine Angehörigen diesen Namen bei jedem Verwandten anders aussprechen. Indem die fünf Herren Itzig dem Lieutenant durch ihre communistische Namensgemeinschaft schreckliche Unbequemlichkeiten in der Unterscheidung ihrer Persönlichkeiten bereitet haben, zerstreuen sie ihn, indem sie mög-

lichst dümmste Fragen über die Construction de Zündnadelgewehre thun. Sobald er ihnen auseinandergesetzt hat, daß man mit diesem Gewehre nicht eine Meile weit schießen könne, zeigen die beiden jüngsten Itzig's eine unverkennbare Verachtung gegen den Lieutenant, der Hausherr aber zieht ihn an seinen Bostontisch, zu dem ihm unser Heros nicht ohne Herzklopfen folgt.

Die ungeheuer lügenhafte Versicherung, daß bei Itzig sen. noch nie höher als das Hundert zu fünf Silbergroschen gespielt worden sei, giebt ihm sein militairisches Selbstvertrauen wieder und läßt ihn übersehen, daß an ihm nur ein Act der Nachsicht und des Mitleidens geübt werde.

Nichtsdestoweniger und trotz einer Anstrengung, die erbsengroße Schweißtropfen auf seine Stirne treibt, spielt er so schlecht oder unglücklich, daß er fünfundzwanzig Silbergroschen von dem eisernen Fond in seinem Portmonnaie verliert. Dieses Deficit seiner Börse und seines Herzens, dessen sich bereits ganz und gar die reizende Tochter vom Hause bemächtigt hat, bereitet ihm eine schlaflose Nacht.

So verfließen vierzehn Tage auf gleiche Weise. Am funfzehnten sehen wir ihn mit seinem Bataillon nach dem Stettiner Bahnhof abziehen. Der Helm ist finster in seine Stirne gedrückt, der Schnurrbart sträubt sich struppiger denn je, der graue Mantel schlottert um seine Beine, und von Zeit zu Zeit „ranzt“ er die nebenher schlendernden Füsiliere an. Den zweiten und vierten Herren Itzig's, die ihm in der Friedrichsstraße begegnen, dankt er sehr gemessen für ihren Gruß

und verschwört es, Berlin je wieder zu betreten. Was ist es, was diesen Tapfern so verstimmt, ihm die Erinnerung so bitter macht? Junger und alter Mensch, der du diese Tragödie liesest, habe Achtung vor dem Unglück, auch wenn es bei der Infanterie dient und in Pommern in Garnison liegt: ein Hangeboden empfing ihn in Berlin, ein Korb begleitet ihn aus Berlin. Nicht immer ist das Sprichwort wahr:

Fortes fortuna adjuvat.

Der Stadtreisende.

I.

Ehrgeiz und Gewinnsucht führen den Menschen ungleiche Bahnen. Den Einen treibt es aus Neu-Cöln am Wasser und der Königsstraße nach Californien, der Andere findet sein Californien in der Königsstraße und Neu-Cöln am Wasser. Jener steigt an Bergabhängen der Cordilleren empor, die Physiognomieen der Vulkane zu studiren, und fürchtet nicht, in Klüfte und Abgründe zu stürzen, dieser klettert mit Calicotproben und Futterkattunen bis in das vierte Stockwerk empor, studirt die Physiognomieen der Menschen und bebt nicht vor dem Gedanken zurück, gewaltsam vier beinzerschellende Treppen hinabgeschleudert zu werden. Es giebt Weltreisende, aber es giebt auch Stadtreisende. Wir haben nur einen Verfasser des Kosmos, aber wir besitzen unzählige Straßentouristen und fahrende Kosmopoliten des Handels.

Der Stadtreisende ist ein Mann, dessen Heimath in einem fernen Büreau und Waarenlager für Kaffee, Zucker, Rum, Farbestoffe, Wolle und seidene oder baumwollene Waaren u. dgl. m. liegt;

er befährt die Häuser einer Stadt, um diese Waaren abzusetzen, und lebt von der Tantième, welche ihm sein Haus zahlt. Für gewöhnliche Reisende ist das Wort Gastfreundschaft ein schöner Laut; der Stadtreisende kennt keine Gastfreundschaft. Obgleich in einer civilisirten Welt, lebt er dennoch allen Gefahren ausgesetzt, wie sie nur der unvorsichtige Umgang mit den Nationen mit sich bringt, welche die ehrwürdige Sitte bewahren, entweder den unvorsichtigen Ankömmling zu scalpiren, oder ihn nach englischer Sitte halbgar gebraten als Diner einzunehmen. Das Bewußtsein, fortwährend Drangsalen und Gefahren ausgesetzt zu sein, als da sind: Abklemmen von Fingern, welche unvorsichtig zwischen eine unwillig und schnell zugeschlagene Thür geschoben sind, Bisse von kleinen oder bösartigen Hunden, Ricochettschüsse von Borstwischen oder Besenstielen, Kernschüsse von Schemelbeinen, Ueberschwemmungen von Aufwaschwasser; dieses Bewußtsein giebt dem Stadtreisenden eine siegesgewisse Ueberlegenheit über die Menschen, wie sie sonst nur Marmorbildern der alten Welt und modernen Ministern eigen zu sein pflegt. Eine antike Festigkeit ruht auf dem Exterieur des Stadtreisenden, er ist der Mann, den die kleinen Wechselfälle des Lebens nicht mehr erschüttern; der Mann, der stets ein wechselfälliges Leben führt. Wie der alte Lacedämonier, wenn er in die Schlacht ging, putzt er sich vor seinen Stadtreisen; wie jener sich nie von seinem Schilde, so trennt er sich nie von seinen Proben.

Sein Privatleben selbst bildet mit den Stür-

men und großen Ereigniſſen ſeiner äußeren Exiſtenz einen friedlichen lieblichen Contraſt; ſanft verrinnt es zwiſchen Macaſſaröl und Bartwichſe. Wie die Helden der Sage kehrt er nach unglaublichen Thaten und mythiſchen Kopfnüſſen, an denen das gewöhnliche Menſchenkind zu Grunde geht, Abends an ſeinen Heerd zurück und übt ſanfte Künſte des Friedens. Ein reines Gewiſſen und eine Violine mit geflickter E-Saite ſind des ſtadtreiſenden Menſchen ſchönſtes Ruhekiſſen.

Der Stadtreiſende erhebt ſich Morgens um neun Uhr von ſeiner Pferdehaarmatratze, ſteigt auf das Bärenfell vor ſeinem Bette, und wirft einen fragenden Blick in den Trimeau, der hart vor ſeiner Schlummerſtätte aufgeſtellt iſt, damit bei dem Lever des Stadtreiſenden der ſchönſte Menſch des Erdenrunds: ſein Spiegelbild anweſend ſei. Nachdem das Reſultat dieſer Beobachtung zufriedenſtellend ausgefallen iſt, denn der Stadtreiſende iſt ein Mann, der als ſelten begabter Geiſt mit ſeinem Zeitalter fortſchreitet und alle Phänomene der Glatze und Krähenfüße an den Augen mit dem Entwicklungsgange der Geſchichte philoſophiſch vereinbart, ſchleudert er mit einer ſchwunghaften Gebehrde, die er von Rott als Lear gelernt hat, ſeinen violetten manchesternen Schlafrock über die Achſeln und zieht mit herablaſſendem Geſtus rothſaffianene Morgenſtiefeln an. Da er weiß, daß es auf Erden für den Menſchen keine demüthigendere Stellung giebt, als die des Stiefenlanziehens, bei der ſich ſelbſt die Mächtigen der Erde bücken müſſen, ſo unternimmt er dieſes Geſchäft fern von dem Spiegel

in einer dunklen Ecke. Niemand darf Zeuge dieſer Erniedrigung einer gebietenden Natur ſein. Alsdann wirft der Stadtreiſende einige Phraſen aus Beliſar oder der Somnambula hin. Er ſingt ja den Elvino ſowohl als den Alamir ausgezeichnet und prüft ſein Falſett in einigen ganz beſonders ſchwierigen Tonverbindungen. Da er Urſache hat, mit ſeiner Stimme nicht ganz zufrieden zu ſein und namentlich das hohe C nicht prompt und ſonor anſpricht, klingelt er und beſtellt bei der Wirthin das Gelbe von einem Ei mit zerſtoßenem Zuckerkand. Bis das Ei kommt, geht er im Zimmer auf und ab und malt ſich die traurigen Folgen aus, die für ihn aus dem Verluſte ſeiner Stimme entſtehen könnten, denkt an den verfluchten Weinreiſenden, ſeinen muſikaliſchen Feind, der mit ihm um die Palme des erſten Tenors unter den Stadtreiſenden kämpft, und zerknirſcht endlich mit einer Haſt und Erbitterung den Zuckerkand, als ob er den verfluchten Weinreiſenden ſelber zwiſchen den Zähnen hätte. Nach der Beſorgung der künſtleriſchen Angelegenheiten folgt der Kaffee, den der Stadtreiſende mit hohem Anſtande einnimmt. Als beleſener Mann und genauer Kenner der Sitten alter und neuer Zeiten hat er gefunden, daß namentlich die orientaliſchen Völker einen eigenthümlich großartigen und klaſſiſch ruhigen Anſtand in den Situationen des Kaffeetrinkens und Tabackrauchens entwickeln ſollen. Er hat ſich deshalb ein Nargileh zugelegt und raucht ſeine Waſſerpfeife, ſitzend auf dem Sopha mit untergeſchlagenen Beinen. Leider muß er ſich ſelbſt ſagen, daß die nach Schönheit dür-

stende Menschheit um seinen Anblick komme und daß er jenem Kunstwerke gleiche, das nach des Philosophen Definition gar nicht existire, wenn es in den Urwäldern Südamerika's verborgen sei, da der Begriff des Kunstwerkes erst durch den Beschauer vollendet werde. Der Stadtreisende wechselt deshalb das Sopha mit dem Fensterkissen, auf welches er sich zwar nicht mit untergeschlagenen Beinen setzt, aber doch mit verschränkten Armen stützt, nachdem er die Wasserpfeife mit einer Cigarre vertauscht, den rothen Carneolsiegelring an den Zeigefinger gesteckt und sein Haupt mit dem Feß bedeckt hat. Der ächte Stadtreisende trägt nämlich öffentlich nur den pariser Gibus, privatim nur den Feß. Er deutet damit an, daß sein Herz allerdings an den gastfreien Gewohnheiten der Orientalen, an Haremssitten und Mokkaphantasieen hänge, daß ihm aber auch die Neuerungen und Fortschritte der türkischen Civilisation wohlbekannt seien. Im Geheimen wiegt er sein Herz in der süßen Hoffnung, vermöge des Feß, wenn nicht für den Gesandten der hohen Pforte selber, so doch für einen ächttürkischen Attaché gehalten zu werden. So öffnet er mit großem Geräusch beide Fensterflügel und bläst wie ein Packetboot, das seine Dampfkraft prüfen will, einige schnelle blaue Wolken in die Straßenluft hinaus. Da es etwas kühl ist, kehrt er um und legt ein Cachenez mit türkisch-rothem Grunde und blauen Blumen an. Jetzt folgt die sofortige Prüfung der Fenster des gegenüberliegenden Hauses, in dem einige Mädchen und Frauen wohnen, deren Herzen ge-

brochen zu haben der Stadtreisende sich schwere Vorwürfe und manchen kummervollen Moment macht. Diese Mädchen und Frauen sind, um dem Anblick ihres gefährlichen Adonis zu entgehen, so weit gekommen, wenn er zu Hause ist, sämmtliche Vorhänge und Fenster nicht zu öffnen, und der Stadtreisende billigt, wenn auch mit dem leisen Bedauern, daß zu viel Liebenswürdigkeit und Schönheit am Ende auch ihren Besitzern verderblich zu werden pflegen, diese strenge aber weise Maßregel.

Der Stadtreisende stellt nun einige Betrachtungen und Beobachtungen über sich selbst an, welche die Zukunft des Tages zum Gegenstande haben, aber erst später enthüllt werde dürfen; der große Moment der Toilette rückt immer näher. Ihm voran geht der noch größere des Frisirens. Unser Mann hält in der Farbe seines Haares die richtige Mitte zwischen dem Goldhaar des alten braven Teutonen Arminius und dem nächtlich-schwarzen Nathan, der, obwohl nur in Calico machend, doch durch seine furchtbare Zudringlichkeit unserem Helden das Terrain ganzer Stadttheile verdirbt. Sein Haar richtig gescheitelt, macassargeölt, mit Bandeauline getränkt, schlägt die verbrauchten Gleichnisse der Dichter aus dem Felde. Von jetzt an werden die lyrischen Poeten sich nicht mehr in dem blauen Auge der Geliebten, im silbernen Bache, in der glatten Eisfläche und ihrer eigenen Narrheit spiegeln, sondern in dem blanken Scheitel der Stadtreisenden. Wie jener Römer bringt er vor dem Spiegel Stunden lang zu, ein einziges wider-

ſtrebendes Haar der richtigen naturgemäßen Locke anzureihen. Iſt aber dieſes Werk vollendet, dann überkommt den Stadtreiſenden Siegesgewißheit, er ſtürzt eilig in ſeine Kleider, ſchmückt das Oberhemd mit einer rieſenhaften Nadel, als deren Knopf irgend ein fabelhaftes Thier aus getriebenem Golde prangt, ergreift das Stöckchen mit dem elfenbeinernen Frauenknie, woran er auf der Straße zu käuen pflegt, drückt den Gibus verwegen aber nur locker auf das duftende Gelock und geht am Horizont der Straße in lackirtem Geſtiefel auf.

Dieſe Zeilen, die nur vom Privatleben des Stadtreiſenden handeln, berühren noch nicht das wüſte Treiben ſeines geſchäftlichen Lebens; wir finden ihn wieder am ſpäten Nachmittage, beſchäftigt mit einer Partie „Sechs und Sechszig" oder den ultratalmudiſtiſchen Spielen „Franzefuß" und „Klabbergaß". Als Mann von Geiſt pflegt er regelmäßig in dieſen Spielen ſeinem Gegner einige Thaler abzunehmen und gewöhnlich unvorſichtige Neulinge des Provinzialhandels, Jünglinge, die erſt ſeit kurzer Zeit in das Reſidenzgeſchäft eingerückt ſind und es für die höchſte Ehre erachten, mit dem ſo berühmten Reiſenden zu ſpielen, in aller Form Rechtens einzuſchlachten. Dann ſieht der Stadtreiſende nach ſeiner großen Cylinderrepetiruhr mit ſtehenden Secunden, rückt vor dem Spiegel die Cravatte zurecht und begiebt ſich in die Geſellſchaft, deren Zierde er heute eben iſt.

Die Geſellſchaft, zu der ſich der Held des Tages begiebt, iſt folgerichtig eine muſikaliſche,

und zwar eine vokal-instrumentale. Vier junge Handlungsreisende haben ein reizendes Männer-Quartett begründet, das sich befleißigt, nicht nur des Deutschen und Preußen Vaterland, sondern auch einige Lieder von Rücken und Schäffer mit besonders ergreifenden Nasaltönen der Tenöre und rücksichtsloser nie endender Tiefe der Bassisten vorzutragen. Nicht flennt schneidender der Katze Jammer zum Märzhimmel, kein Hund jammert wehmüthiger ob seines getretenen Schwanzes, als der einsame Gesang der Stadtreisenden, wenn er aus der Höhe des oberen Geschosses über die Straße schallt und von allen Kranken und Wöchnerinnen verwünscht wird. Für dieses Quartett hat unser Stadtreisender sein Falsett aufgespart, hier ist die Arena für sein hohes C, hier lacht er über die kümmerlichen Anstrengungen von Leuten wie Rubini und Moriani. Nur die Eifersucht, mit der er über seinen Ruhm wachen muß, verbittert zuweilen die sanfte Stimmung, die in seinem Busen wohnt und anderen Sterblichen durch seine süßen minniglichen Klagelaute mitgetheilt wird. In dieser Gesellschaft läßt er sich endlich auch, durch die Bitten der Frau vom Hause und mehrerer Töchter, nicht der Freude, sondern des Schmerzes, erweichen, seine berühmte Arie des Alamir: „Zittre Byzanz!“ zu singen, wobei alle Gegenstände im Zimmer, die nicht niet- und nagelfest sind, mit Byzanz zittern. Nach der Arie bringt man das Gespräch auf die Kraft der Stimmen, und der Stadtreisende erzählt zum zweihundertfünfundsiebenzigsten Male die Geschichte von dem Bierglase, das er an der

Table-d'hôte zu Teplitz „zersungen" hat, indem er sein C darin kräftig aushielt.

Nach diesem Nonplusultra der Gesangskunst kann das Streichquartett einiger jungen Leute, die im Gebrauch ihrer Instrumente durch ihre an ewigem polarischem Froste leidenden Hände sehr verhindert werden, nur unbedeutende Sensation erregen. Sie spielen ein Quatuor von Beethoven so kostbar, daß gerechterweise diese Instrumente nie wieder zu profanem Gebrauche entweiht werden, sondern ihnen unmittelbar nach dem Rondo auf den Köpfen zerschlagen werden müßten. Nach dem Abendessen, das durch einen improvisirten kalten Punsch eine poetische Zugabe erhält, an der unser Stadtnomade seiner Stimme wegen leider keinen Theil nehmen darf, singt er noch einige Couplets leichterer Art, zu einer Guitarre mit blauem Bande und küßt die Tochter des Hauses hinter einer Thür herzhaft ab, wobei etwas Bartwichse auf ihren zarten Wangen sitzen bleibt.

Gegen elf Uhr trennt man sich, um den heiteren Verlauf des Tages in Hollerbachs Colosseum in göttergleicher Natürlichkeit mit privilegirten Bachantinnen zu beschließen.

So sieht die heitere Seite eines stadtreisenden Daseins aus.

II.

Es ist psychologisch interessant, wenn auch wehmutherregend, daß der Stadtreisende durch eine übergroße Liebe zu sich selbst, die Schrecknisse der Welt in seinem Innern zu betäuben

und ſeiner Phantaſie idylliſche Richtungen zu geben ſucht. Nicht alle Reiſende lieben die Muſik, obwohl dieſes Steckenpferd das am meiſten gerittene zu ſein pflegt. Auch andere Künſte, durch deren Ausübung man ſich leichter in die Herzen und Thüren der Menſchen zu ſchleichen vermag, ſind bei ihrer Zunft beliebt. Einige ſind ſchlechte Portraitmaler und trennen ſich nie von einem Kaſten mit bunten Stiften und einigen Bläschen halb vertrockneter Oelfarbe. Sie haben ewig in ihrem Zimmer eine Staffelei mit einem Gemälde ſtehen, das wie die Weltſchöpfung nie fertig wird, ein Gemälde, an dem im hohen Sommer die Fliegen als muſiviſche Künſtler mitarbeiten. Stadtreiſende dieſer Art verfallen leicht in eine ſchwermüthige Haltung, wiſſen Oehlenſchlägers Correggio auswendig und tadeln gern den Undank der Großen gegen die Kunſt und die Lauheit des Publikums gegen die armen Künſtler. Sie behaupten von ſich, daß ſie eigentlich mit einem unverkennbaren Talent zur Bildhauerei auf die Welt gekommen, aber durch ihren Beruf von dieſer großartigen Kunſt abgekommen ſeien. Wer ein ſo bewegtes Leben führe, könne ſich nicht mit Marmor und Meißel umherſchleppen. Wenn man auf einer Kunſtausſtellung einen jungen Mann mit elegiſch gekämmtem Haar, luguber geſtutztem Backenbart und großen blendendweißen aber zurückgeſchlagenen Manſchetten, die Hände auf dem Rücken gefaltet und in ihnen einen Katalog, mit finſterer und unzufriedener Miene vor dem großen Oelbilde irgend eines berühmten Künſtlers ſtehen ſieht, kann man darauf rechnen,

den malerischen Stadtreisenden vor sich zu haben. Eben so sicher kann man aber annehmen, daß ein gewisses Portrait in der Ecke, welches einen jungen Mann vorstellt, der beim schwärmerischen Schimmer des Mondes einen Preiscourant betrachtet, das Conterfei seines eigenen Götterbildes ist, unter dem nicht das gelehrte „ipse fecit“ fehlt. Unglückliche Familienväter, die von ihm einmal Waare genommen und lebende Töchter haben, können sich seiner in diesem irdischen Jammerthale nicht mehr erwehren. Gleich dem Podagra und dem Hunde verläßt er solche Leute nicht wieder, sondern portraitirt die Töchter und putzt die Bilder alljährlich, wie die Holländer ihre Häuser, mit frischer Farbe wieder ab.

Andere sammeln Conchylien, Käfer und Schmetterlinge und besitzen einige Kenntnisse in den Naturwissenschaften. Sie treiben einen Tauschhandel mit Doubletten und dringen so in Häuser und Familien, die ihnen sonst ewig verschlossen bleiben würden. So mancher harmlose Insectensammler hat seinen wissenschaftlichen Eifer durch eine ihm angeschmierte schlechte Wein- oder Cigarrensorte schmerzlich enttäuscht gesehen. Der Stadtreisende dieser Art bleibt stets heiter. Sein Motto ist, daß die Natur gleich ihm ewig vergnügt sei und nichts von Kummer und Herzeleid wisse.

Eine ganz besondere, ernste und würdige Sorte von Stadtreisenden sind die Sammler von Meerschaumpfeifenköpfen, mit denen sie nach Befinden der Umstände auch einen kleinen Handel zu treiben lieben. Gewöhnlich pflegen diese Herren vielgeprüfte ältere Männer zu sein, die etwas erspart

haben und ſich bald etabliren wollen. Junge Stadtreiſende ſind dieſer Liebhaberei ſelten ergeben.

Der Wahnſinn, in den die jungen Stadtreiſenden am leichteſten verfallen, iſt die fixe Idee, daß ſie feine Reiter ſeien. Ein edler Stolz und das Bewußtſein einer höheren Lebensaufgabe hält ſie jedoch ab, ſich unter die gemeinen Sonntagsreiter zu miſchen. Sie beſuchen die Buden der Kunſtreiter, unterhalten Liebſchaften mit den Schulreiterinnen, kommen mit vertraulicher Miene aus den Stallungen, während die Vorſtellung dauert, und zeichnen ſich durch ſilberne, ſpiegelblank geputzte Sporen aus. In ihren eigenen Reitverſuchen werden ſie von einem unerklärlichen Mißgeſchick verfolgt, weshalb die Mehrzahl von ihnen aus den Reihen der praktiſchen in die der theoretiſchen Reiter übergegangen iſt. Durch die Beobachtungen wahlfähiger, geſetzter Männer iſt feſtgeſtellt worden, daß einige den Unwillen der von ihnen gerittenen Miethspferde in einem ſo hohen Grade gereizt haben, daß dieſe ſie mit den Zähnen beim Fuße gepackt und aus dem Sattel gezogen haben. Thatſachen, welche die Erziehung der preußiſchen Miethspferde als auf einer ſehr niedrigen Stufe ſtehend erſcheinen laſſen. Man findet den reitenden Stadtreiſenden am häufigſten an Wochentagen in Charlottenburg, wo er vor dem türkiſchen Zelt auf- und abſprengt, ſo lange es nämlich ſeinem Pferde gefällig iſt, ihm dieſe Freude zu machen.

Andere Stadtreiſende haben unzertrennliche Bündniſſe mit Hunden geſchloſſen. Der Bull-

dogg ist bei ihnen besonders beliebt, weil er nach ihrer Angabe vortrefflich beißt. Diese Reisenden pflegen verbitterte menschenfeindliche Gemüther zu besitzen und Rachegedanken gegen treulose Kunden und grobe ablehnende Charaktere zu hegen. Sie phantasiren gern in Zwielichtsstunden davon, solche Individuen von ihrem Bulldogg zerreißen zu lassen. Ein feiner geschäftsmäßiger Zug an ihnen ist, daß sie ihre Hunde nie im Amt mitnehmen, um alle etwaigen blutigen Conflicte zwischen ihren und anderen Hunden oder sehr beliebten Hauskatzen zu vermeiden. Meistens besitzen sie auch einige thierarzneiliche Kenntnisse, treiben Würmer ab, scheeren intimen Freunden allerhöchst eigenhändig ihre Pudel und sind, wenn sie Jagd- und Hühnerhunde besitzen, leidenschaftliche Jäger. Zuweilen bemerkt der Menschenkenner an letzteren einen Zug von tiefer Schwermuth, der daher rührt, daß sie einen unvorsichtigen Freund auf der Jagd erschossen haben. Glücklicher Weise ist dies nur eine Münchhauseniade.

Die literarischen Stadtreisenden machen eine besonders distinguirte Klasse aus. Diese Kategorie wird nicht sowohl von denen gebildet, welche schreiben, denn außer ihren Tagebüchern und ihrer Correspondenz nach außerhalb pflegen sie keine schriftstellerischen Resultate zu erzielen, als von den Liebhabern der klassischen Literatur. Man muß es auffallend finden, daß diese höheren Stadtreisenden eine grimme Verachtung gegen die neue Literatur nähren und mit Liebe an den älteren, namentlich an Goethe hängen. Einer von ihnen, der auch stark im Tenor und mit der Palette

war, konnte von keinem anderen Dichter, als von Goethe reden hören. Wilhelm Meister kam nie von seinem Cylinderbureau, und in Gesellschaft pflegte er gern das Gespräch auf die Farbenlehre zu bringen. Dieser junge Mann bereiste die Stadt im Interesse des Colonialwaarenvertriebes eines großen englischen Hauses.

III.

Ist das Privatleben der Stadtreisenden durchschnittlich ein von anakreontischen Belustigungen durchwebtes, ein Kleinarkadien, so erliegt ihre öffentliche Beschäftigung, ihr Beruf, sich verschiedenen und hartnäckigen Naturen anpassen zu müssen, den bittersten Unannehmlichkeiten. Das Schicksal raubt ihnen mit der Linken, was es ihnen mit der Rechten geschenkt hat; aber es stählt sie die Erfahrung und das unerschütterlichste Selbstvertrauen. Als Goethe jene denkwürdigen Verse in seinem Tasso niederschrieb: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, doch ein Charakter in dem Strom der Welt", hatte er gewiß den Stadtreisenden vor sich und es war ihm so eben ein Anker Niersteiner oder Laubenheimer aufgeredet worden.

Alle Typen der Stadtreisenden auszuführen, geht weit über den spärlichen Raum eines Aufsatzes hinaus; der Stadtreisende harrt noch seines Büffon. Nur einige in die Augen fallende Nuancen können hier zu ihrer Geltung gelangen. Das Leben der Wein- und Tabaks-Stadtreisenden ist Großstädtern am interessantesten; diese beiden Klassen zu beobachten, ist ihm die meiste

und fruchtbarste Gelegenheit geboten. Aber auch unter ihnen giebt es fast eben so viel Spielarten als Individuen und es lassen sich eben nur gewisse, großartige Züge des Naturells, als Zudringlichkeit, dickes Fell und Maulfertigkeit als maßgebend festhalten. Der Weinreisende ist die bekannteste aber auch verfolgteste und gemiedenste Species. Als die edle Gattin eines reichen Weinhändlers erfuhr, daß ihr ältester Sohn, der im Geschäfte des Vaters war, seinen ersten Ausflug in die Welt als Weinreisender machen sollte, verfiel sie, eingedenk des Ruhmes der Ahnen, sie war eines geheimen Rathes Tochter, in Verzweiflung und wollte sich von ihrem Gemahl scheiden lassen. Nur den Vorstellungen des Familiengeistlichen, daß ohne Gottes Willen dem Menschen kein Haar auf seinem Haupte gekrümmt werde und daß der Weinreisende wie der Sperling auf dem Dache, unter dem Schutze des Herrn stehe, gelang es, die unglückliche Mutter zu beruhigen und durch die Religion zu stärken. Der Sohn reiste ab und kam nach einem Vierteljahre zurück mit einem Zittern der Hände, das er sich durch den übertriebenen und erzwungenen Genuß des Weines zugezogen hatte. Er zitterte so lange, bis er an einem Morgen nicht mehr zitterte, weil er todt war.

Er war zu jung zum Weinreisenden gewesen. Es ist nothwendig, daß der Reisende dieser Art ein gesetzter Mann sei, da aber keiner in seinen besten Jahren auf die Welt kommt, sondern erst allmälig heranwächst, pflegt man die jüngeren Weinreisenden zuerst gern über Land zu schicken.

Der Stadtreisende in Wein muß ein Mann reiferen Alters sein, ein Mann, der alle Gefahren des Weines hinter sich hat. Er besitzt eine kalte unerschütterliche Ruhe, die leider seine jungen und grünen Weine nicht zu theilen pflegen. Wenn er in euer Zimmer tritt, macht er den Eindruck eines philosophischen Kopfes, dessen Ansichten durch viele Leiden geläutert und befestigt sind. Mehr blaß als geröthet, ist er meistens eher mager als fett und nichts verräth an ihm den Weintrinker. Nur der scharfe Beobachter erkennt in ihm an gewissen Putzgegenständen, welche eine erhitzte Einbildungskraft verrathen, den Reisenden. So pflegt er an seiner zarten goldenen Uhrkette sehr gern eine Menge kleiner französischer Berloquen zu tragen, um sie nach Tische oder in sonstigen ruhigen Momenten abzuschrauben und zur Unterhaltung der Gesellschaft umherzureichen. Obgleich er den Rock zugeknöpft trägt, guckt doch am Halse der Kragen hervor und verräth einen Sammet von greller Farbe, die wahrscheinlich der gewöhnliche schlichte Civilist nie tragen wird. Der tief erfahrene Reisende und Kenner der Privatmenschen, auch wenn er nicht mehr auf seinem Angesicht jenen Pfirsichhauch der Jugend hat, muß stets etwas geeignet Auffallendes bei sich haben, die Aufmerksamkeit der Menschen zu fesseln. Ein großer Champagnerreisender, eine Art moussirender Rothschild besaß u. a. eine Tabacksdose von getriebenem Golde, welche das Champagnerlied aus dem Don Juan spielte. Mit Hülfe dieser allerdings kostbaren Dose konnte er in jedem Augenblicke nach Belieben das Gespräch auf seine Waare bringen. Die-

ser Mann war aber auch der Neid der ganzen Schule und berühmt wegen seiner Geschäfte. Ein anderer trug einen sauberen Stock, der aus einer Weinrebe zugerichtet war und als Knopf einen Smaragd besaß. An diesen Stock pflegte er die Geschichte des Weinberges zu knüpfen, aus dem er stammte, um so seinen Zuhörer unvermerkt und allmälig in die Tinte zu bringen.

Man theilt die Stadtreisenden in Wein in zwei Klassen. Die eine geht zu den Weinhändlern, die andere nur in die Privathäuser. Die erste Klasse ist die solidere, bessere, da sie ausschließlich mit Kennern zu thun hat. Im Ganzen sind ihr die kleineren Kunstgriffe des Metiers fremder und das Exterieur ihrer Mitglieder täuscht selbst ein erfahrenes Auge. Ein hagerer, ernster Mann, der bei Tisch nur Wasser trank, von Bildern und schwarzer Kunst sprach, am Magen litt und aus einer hölzernen schlechten Dose schnupfte, reiste für ein großes rheinisches Haus. Dagegen entdeckt man wieder Anomalien der schreiendsten Art. Einer dieser Stadtreisenden schminkt sich noch heute roth und weiß, schnallt seinen Rock inwendig zu, wie die russische Garde, trägt seit zwanzig Jahren Haar und Schnurrbart von herrlicher acherontischer Schwärze und wähnt das weibliche Berlin in sich verliebt. Der Wahrheit zu Ehren sei hier aber bemerkt, daß dieser Mann nicht Weinreisender, sondern für ein londoner Haus Rumreisender ist. Die erste Klasse steigt Vormittags in die Weinkeller der Hauptstadt hinab, erkundigt sich nach den Principalen, bestellt ein Frühstück und verwickelt den Principal in ein Gespräch über den

muthmaßlichen Ausfall der Jahresernte. Von diesem Gespräch aus müssen nun die unsichtbaren Fäden gesponnen werden, in deren Gewebe der Weinhändler zuletzt mit der Einwilligung zu einer Probe erliegt. Diese Probe ist schon ein halber Sieg des Stadtreisenden, das Prävenire zum eigentlichen Sündenfall. Am Tage der Probe stellt er sich mit sechs bis acht kleinen Fläschchen ein, in welche allezusammen kaum ein halbes Quart geht. Die Hälfte jedes Fläschchens wird in ein Weinglas gegossen und je Fläschchen und Glas nebeneinander postirt, worauf Principal und Weinreisender riechen, kosten, schnüffeln, wieder kosten, schmatzen, schütteln, gegen das Licht halten von Oben und Unten betrachten. Hat sich der Principal für eine Sorte entschieden, so werden die Nektarsorten wieder vorsichtig, als ob sie flüssiges Gold wären, in ihre Fläschchen zurückgegossen und der Reisende zieht weiter. Er hat seinen Tag nicht verloren, sondern schreibt die Bestellung sofort nach Hause.

nunc est bibendum
nunc pede libero pulsanda tellus.

Und er fährt mit Bassisten des Theaters, die seine Freunde sind, nach Potsdam.

Die zweite Klasse ist die gefährlichere. Wer besäße einen, wenn auch noch so kleinen Weinkeller und könnte an seinen Magen schlagen und sagen, er hätte ihn nicht wenigstens einmal durch die Schuld eines dieser Stadtreisenden verdorben. Es ist leider nur allzuwahr und wirft abermals einen betrüblichen Reflex auf den deutschen Volksstamm, daß diese Herren das meiste Weh und Uebel durch vaterländische Weine anstiften. Da

war einer unter ihnen, der Vieler Sündenbock sein mag, den die Natur knorrig und verwachsen, wie die unscheinbare Rebe selber, geschaffen hatte. Wenn er saß, konnte er nur mit Hülfe eines dicken ledernen Kissens über dem Horizont des Tisches sichtbar werden, aber in dieser gebrechlichen sterblichen Hülle wohnte ein weitsehender, gewaltiger und feiner Geist. In wessen Haus er trat, der war verloren und sein Keller mit einem elenden Krätzer belastet. Keine Sorte auf Erden war so sauer; er hatte doch süße Worte für sie. Kein Jahrgang war so matt; er hätte ihm nicht mit geistreichen Worten aufgeholfen. In den Reden dieses Krüppels duftete und perlte aller Geist und Zauber, der seinen amtlichen Weinen fehlte. Er umspann die Seele mit himmlischen Schmeicheleien und lockte das Geld aus den Taschen, wie der Rattenfänger von Hameln die lieben Kinder aus der Stadt, aber sein Krätzer stürzte dem Leichtgläubigen wie ein krallender Wüthrich in den Bauch. Die freudigsten, strahlendsten Etikette schmückten mit Gold en quatre couleurs seine Flaschen, aber wer sie leerte, über den fielen die Dämonen der Kolik, die Geister des Hämorrhoidalismus, die Hexen des Bleizuckers und Schwefels her, der wälzte sich Nachts schlaflos auf seinem Lager. Oft vor Gericht gestellt, ward der Mann stets freigesprochen. Bei Ueberfluß an Klägern fehlten stets triftige Beweise. Es stand in den Sternen geschrieben, daß die Welt von diesem Ungeheuer befreit werden sollte. Ein Professor der Geschichte, leichtgläubiger und in sich versunkener Gelehrte, war oft

von ihm hintergangen, zuletzt an den Rand des Grabes geführt worden; er hatte ihm Rache geschworen. Lange war der Professor zweifelhaft gewesen, ob er ihn durch Gift oder Dolch, ob durch List oder Gewalt fällen sollte. Nach langem Zweifel zog er den spanischen Rohrstock vor. Als der Stadtreisende kam, um ihm eine mit dem Namen Laubenheimer bezeichnete concentrirte Essigsäure anzuempfehlen, fiel der Professor über den rheinischen Säuerling her und hieb ihn durch, wie Sterbliche nur in den mythologischen Zeiten durchgehauen wurden. Eine fabelhafte Geldstrafe war das Resultat dieser unerlaubten Selbsthülfe, die sich aus dem Naturrecht, aber nicht aus dem Landrecht rechtfertigte. Seit dieser Zeit ist unser Wurm verschwunden aus dem Territorium der Stadt. Eingedenk des Spruches, „böse Beispiele verderben die Sitten," meidet er die Behausungen der Menschen und beeifert sich nicht mehr, ihnen den Wein der Freude zu verfälschen. Er genießt jetzt am Rhein mit seinem Bruder in einer reizenden Villa die Früchte der Jugend und Anstrengungen Beider. Von diesem Manne sagte ein von ihm betrogener Menschen- und Weinkenner: daß er aus reiner kindlicher Freude am Fälschen, den Thau des Himmels mit Bleizucker versetzen, den Regen in den Wolken schwefeln und an den goldenen Strahlenkelch der Sonne ein falsches Etikett kleben würde, wenn er dazu gelangen könnte!

IV.

Die Paria's unter den Stadttouriſten ſind diejenigen, welche Propaganda für Cigarren, Taback und Pfeifen machen. Sie ſind merkwürdiger Weiſe Reiſende und Wegelagerer in einer Perſon. Die Geſetzgebung der modernen Staaten leidet in Hinſicht dieſer fahrenden Induſtriellen an einer um ſo empfindlicheren Lücke, als ſie den Genuß des Tabacks unter freiem Himmel geſtattet hat und ſo der opferfähige Wanderer durch den Rauch ſeiner eigenen Cigarre als Beute bezeichnet wird.

Alle Leute, welche in den Stand der heiligen Ehe getreten ſind, haben ſich ſchon über gröbliche Verletzung ihrer anſtändigen Gefühle beklagt, wenn unmittelbar nach dem Segen des Prieſters, faſt in einem Pulsſchlage, einem Athemzuge mit dem Amen, der Küſter mit ſeinem Notenblatt zwiſchen die Neuvermählten tritt und ein Almoſen beanſprucht. Man hat den Küſtern mit Unrecht den ſchweren Vorwurf der Zudringlichkeit erſter Klaſſe gemacht. Man kann mit ihnen vorher handeln. Gegen ein Pauſchquantum läßt ſich der hartnäckigſte Küſter abfinden; noch keiner iſt den Tabacksreiſenden losgeworden. Dieſe Klaſſe vollführt das wirklich an der Menſchheit, was Karl Moor ſeinem Bruder Franz nur androhte; die Tabacksreiſenden zerren den rauchenden Franz aus den Armen der Liebe, ſie reißen ihn vom Altar, wenn er zu ſeinem Gott betet, ja ſie ſchicken ihm eine Viertelkiſte, wenn er ein

Dutzend zur Probe verlangt hat! Dem wahren Cigarrenreisenden ist nichts heilig, als der Absatz seiner zusammengedrehten Stinkkräuter. Sich vor ihm zu retten, giebt es keine Mittel, selbst nicht den Dampf seiner eigenen Cigarren. Ihn äußerlich zu erkennen, ist kein Kriterium vorhanden. Ein Mann stand wegen Todschlags vor den Assisen, er hatte in der Hitze der Leidenschaft mit seinem Stiefelknecht nach dem Kopfe eines Mannes geworfen, der seit einem Jahre täglich dreimal in seinen Laden gedrungen war und ihm Dos Amigos angeboten hatte; die Geschwornen sprachen das Nichtschuldig über ihn aus. Das Volk trug ihn im Triumph von dannen. Wie aber in den Sängen der Handwerksburschen des Volkes reiner kindlicher Glaube wiederklingt, so heißt es auch in jenem herrlichen Liede der Bänkelsänger über den Uebelthäter Pistorius:

Dem Tod am Rad entging Pistor',
Er schifft' sich ein nach Baltimor',
Dort büßet er am fernen Strand
Die Schuld als Tabacksfabrikant.

So findet der klare Geist und das tiefe Gemüth der Volkspoesie in allen Verhältnissen das absolut Richtige: ohne Tabacksfabrikanten keine Tabacksreisende!

Der städtische Tabacksreisende pflegt in den meisten Fällen noch ein anderes Geschäft zu haben. Sehr zu seinem moralischen Nachtheil unterscheidet er sich von allen übrigen Stadtreisenden wesentlich dadurch, daß seine Reiseagenda ihren Mann nicht nährt, auch pflegt er in den wenigsten Fällen Ambassadeur oder auch nur

außerordentlicher Botschafter einer auswärtigen tabackspinnenden Großmacht zu sein. Er ist stets Besitzer der verschiedenen unerlaubten Tabacksorten, daher seine unglaubliche Zähigkeit und Hartnäckigkeit, diese Waare an den Mann zu bringen. Seit die vaterländische Tabackscultur eine so große Ausdehnung gewonnen hat, ist es für keinen verwegenen Geist mehr mit Schwierigkeiten verknüpft, einen beträchtlichen Vorrath patriotischer Cigarren zu erwerben. In unserem so heruntergekommenen Zeitalter finden sich außerdem mit Leichtigkeit die nöthigen negativen Eigenschaften der Charactere, um die nöthige Anzahl tüchtiger Touristen zu beschaffen.

Man kann mit apodiktischer Gewißheit annehmen, daß der Tabackreisende nur inländisches Product und Fabrikat vertreibt. Kein reeller Besitzer von Havannablättern erniedrigt sich so weit, gestiefelt auf die Straße hinabzusteigen, in die Häuser zu dringen und den Leuten „Wehrauch“ zu streuen.

Unglücklicher Wanderer, der du in einen öffentlichen Garten gegangen bist und von einem jungen Manne mit kümmerlichem Knebelbart um Feuer gebeten wirst, steh' auf und flieh', denn seine erste Frage wird sein, „was haben Sie für die Cigarre bezahlt?“ Der kümmerliche Knebelbart ist ein Stadtreisender mit Cigarren, der die feine in Gungl's Gartenconcerten dreißig Mal den Abend über ausgehen läßt, um stets neue Handelsbeziehungen anknüpfen zu können. Kein Ort der Erde ist so verborgen, entlegen und heilig, daß diese Unholde ihn nicht erreichten; ich

habe viel, ich habe bitter von ihnen gelitten! Nur die Wanze und ihre Familie hasse ich gleich stark wie den übelduftenden Cigarrenreisenden.

Am ersten Tage meiner Ehe ward zum ersten Mal an der Klingel von einem dieser Männer gerissen, der mit Cigarrenproben eindrang; ich habe nie mit besonderer Liebe und Stimmung einen Aufsatz im Redactionslokal geschrieben, ohne daß ich durch diese Dämonen gestört worden wäre; ich habe mir das Rauchen auf der Straße abgewöhnt, um nicht von ihnen erkannt und verfolgt zu werden. Selbst an die Tische des schweigsamen tiefsinnigen Schachspieles wissen sie zu gelangen. Ein junger bescheidener Mann pflegte sich im Sommergarten unseres Clubs an die Schachtische zu setzen und aufmerksam zuzusehen. Niemand fand den Jüngling verdächtig; er war zuletzt doch ein Tabacksreisender gewesen. Mit vollendeter Geschicklichkeit hatte er mehrere Mitglieder in Cigarren ganz unglaublich frech betrogen. Aber wenn Reisende von der Nemesis ereilt zu werden pflegen, so sind es die Cigarrenreisenden. Nicht der Pilger durch die dürre Wüste, nicht der Schiffer auf den pesthauchenden Strömen Südamerika's, nicht der Auswanderer über Land nach Californien, nicht der Berliner, der bei Thauwetter aus dem Schauspielhause kommt und über den Gensdarmenmarkt gehen muß, haben ähnliches Ungemach auszustehen. Ein entschlossener Mann meiner Bekanntschaft hat ein Gelübde gethan, jeden Cigarrenreisenden an dem Kragen zu packen und hinauszuwerfen. Dieser Mann ist zu religiös, um sein Gelübde zu bre-

chen. Ein Anderer hat seinen kleinen Spitz auf Cigarrenreisende abgerichtet und dieser talentvolle Hund riecht schlechte Tabacksproben mit derselben Präcision heraus, wie ein Hühnerhund die Spur irgend eines wilden Geflügels. Besagter Herr, ein etwas mephistophelischer Geist, pflegt dann boshafter Weise die Tabacksreisenden in ein längeres scheinbar wohlwollendes Gespräch zu verwickeln, während der Spitz, der natürlich durch nichts zur Ruhe gebracht werden kann, bald in die Beinkleider, bald in den Paletot des Reisenden zierliche dreieckige Löcher reißt. Da die Reisenden dieses Artikels meistens sehr oft wiederkommen und sehr heftig die Thürklingeln zu ziehen pflegen, da sie vom vielen Treppensteigen meistens athemlos anlangen und durch häufiges Klingeln schwere Hände haben, werden sie von den Köchinnen unglaublich gehaßt und gern absichtlich aus Versehen mit schmutzigem Wasser auf den Treppen begossen oder durch einen Strauchbesen, der aus Unvorsichtigkeit von oben herabfällt, aus ihren Speculationen aufgeschreckt.

Beobachtern wird deshalb ein gewisses unsicheres Wesen der Cigarrenreisenden auffallen, eine halblaute höchst vorsichtige Sprache, häufiges Umsehen, niedergeschlagene Augen, die Keinen offen anblicken können. Schon Steffens rieth, im Gespräch das Auge des Diplomaten zu suchen, da keines Menschen Auge lügen könne; dies gilt in viel höherem Grade von den Blicken der Tabacksreisenden. Doch kannte ich wieder notorische Tabacksreisende, die blond mit gescheiteltem Haare aus großen blauen Kinderaugen den Raucher offen

anblickten, wie die Blumen die Prinzessin Leonore im ersten Akte des Tasso, und den vertrauenden Käufer doch unendlich über das Ohr gehauen haben.

Die Beobachtung folgender Lebensregeln wird deshalb anzuempfehlen sein.

Keiner soll von einem Unbekannten eine Gefälligkeit annehmen, denn er kann nicht wissen, ob er sie nicht durch zweihundertfünfzig Stück stinkende Cigarren gut machen muß.

Besitze einen geschmeidigen Rohrstock von der Dicke eines schlanken Daumens.

Antworte Jedem, der dich nach deiner Cigarrensorte fragt, auch wenn du eben die brennende Cigarre im Munde hast: du raucheſt nie!

Ruft Jemand deinen Namen auf der Straße hinterdrein, und es ist nicht einer deiner Freunde, so steige schnell in die nächste Droschke und laß dich eine Stunde lang spazieren fahren, damit du keine Cigarren kaufen mögest.

Dringt Jemand mit Cigarrenproben in deine Wohnung, so frage ihn augenblicklich nach seinem Hausirschein, damit er dich sofort für einen geheimen Polizisten halte und Fersengeld gebe.

Bist du ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, trotz Stöcken, Spitzen und tapferen Köchinnen, das Opfer eines Tabacksreisenden geworden, so verwahre zu ewigem Angedenken seine Cigarren, denn es sind die besten Gastcigarren, die du erwerben kannst, und du wirst damit lästige Besucher für immer abschrecken können.

Physiologie des gemeinen deutschen Geldmenschen.

(Homo monet comm. Buffon.)

Der Naturforscher und Philosoph, ja selbst der gewöhnliche Mensch, wenn er nicht zu kurzsichtig ist, in welchem Falle er sich eine Brille aufsetzen kann, bemerkt auf der Erdoberfläche einen fabelhaften Wechsel von allerlei behaarten und unbehaarten Geschöpfen. Er entdeckt den lieblich singenden Esel und das geduldig der Scheere gehorsamende Schaaf, er fraternisirt mit dem Ochsen und dutzt sich mit seinem Hunde; er studirt die Politik der Katze und regelt seine Leidenschaften nach dem Vorbilde der Sperlinge, er durchschaut Alles und Jedes; der gemeine deutsche Geldmensch giebt ihm unheimliche und schwere Räthsel auf.

So viel die Wissenschaft bis jetzt erforscht, so viel versteinerte vorsündfluthliche Bestien sie bis jetzt in gelungenen Abdrücken in Grauwacke, Schiefer, schwärzlichen Kalk- und Sandsteinen,

Steinkohlen, Kupferschiefer und Mergel entdeckt hat, der gemeine deutsche Geldmensch ist nicht darunter. Er ist eine moderne Versteinerung und wird nur im europäischen Kies gefunden: auch will man in jener Kreideformation, welche unter dem Namen der doppelten Kreide bekannt ist, Exemplare gefunden haben.

Der gemeine deutsche Geldmensch lebt von der Börse und an der Börse und versammelt sich um die Abendzeit, wo alle fleischfressenden Raubthiere zum Trunke an die Quelle (source) eilen, an einem eigenthümlichen Pfuhl, den er sehr bezeichnend dem Worte „Reaction“ nachbildend: „Ressource“ nennt.

Wenden wir uns zuerst gründlich zu seiner Anatomie, so entdecken wir zahlreiche und, wissenschaftlich genommen, schöne Anomalien. Sein Herz ist ein Stein, der einem ungeschliffenen Demant nur sehr wenig an Härte, aber desto mehr an Kostbarkeit nachgiebt. Ist es in der Jugend noch weicher und gewisser Eindrücke fähig, z. B. für Havannacigarren, pariser Röcke, hamburger Stiefel, wiener Handschuhe u. s. w., so verhärtet es mit den steigenden Jahren und schlägt nur noch für seinen Besitzer selber. Der Magen gleicht einem Porte-monnaie, besitzt aber eine Verdauungskraft, die stärker als die der Truthähne ist, die bekanntlich Kieselsteine, Stecknadeln und Knöpfe verdauen können; der Geldmensch verdaut ganze Fässer voll Geld.

Seine äußere Bekleidung ist von außerordentlicher Härte. Sie steht zwischen dem Rhinoceros und dem Nilpferde in der Mitte, nähert sich

aber Ersterem mehr durch ihre häufigen Runzeln. Wäre der Geldmensch nicht so überaus kugelscheu, man hätte nähere Kunde über die Kugelfestigkeit seiner Haut. Was man bis jetzt darüber weiß, gründet sich nur auf Vermuthungen; so viel aber ist gewiß, daß der Geldmensch seine Haut lieber auf alle andere Weise zu Markte trägt, ehe er sie den diätetischen Wirkungen jenes vegetabilischen Produktes aussetzt, das in der Flinteologie »blaue Bohne« genannt wird.

Seine Füße sind viermal gespalten, wodurch fünf einigermaßen menschliche Zehen entstehen. Der größte davon wächst aber durch das Podagra, woran der Geldmensch sehr leidet, bisweilen zu außerordentlichen Dimensionen. Seine Hand ist im Ganzen normal, nur zeichnet sich der Daumen der Rechten durch seine auffallende Breite aus, die er durch lang anhaltendes Geldzählen erhalten hat. Seiner Nägel bedient er sich nicht als Waffe, sondern nur zu türkisch-militairischen Demonstrationen, indem er zehn schwarzblaue Halbmonde darunter trägt. Sein Kopf ist meistens kahl, aber andere Leute haben so viel Haare lassen müssen, um ihn auf eine anständige Weise zu bedecken.

Gehen wir zu seinen Gewohnheiten über, so müssen wir sie als wenige aber unangenehme bezeichnen. Als Anführer einer Heerde versammelt er kleinere und schwächere Individuen um sich, die er Commis oder Gesellen nennt, für sich arbeiten läßt und dabei spärlich ernährt. Sein Weibchen sieht er nur selten, hat aber gern, daß es sich mit Federn, bunten Steinen und Läppchen

schmückt, worauf er denn sein Geweih stolzer aufrichtet, denn er ist eine Art Elendthier. Seine Jungen liebt er merkwürdiger Weise und bezahlt sogar, wenn auch seufzend, ihre Schulden, stößt aber dabei ein eigenthümliches Gewinsel aus, das vom Weiten wie „falliren“ klingt. Er hält sich den Tag über in seinem Bau auf, den man Comtoir nennt, zerzaust moralisch seine Heerde und versammelt sich Mittags für kurze Zeit an der Börse, von wo er sehr vergnüglich oder verdrießlich nach Hause kommt. An der Börse entwickelt er das Talent des Habichts. Wie dieser auf das Steigen der Tauben, so wartet er auf das Steigen der Papiere, und rupft ihre Besitzer, wie Jener, gern bei lebendigem Leibe. Und doch ist in ihm wieder ein ungemeiner fast krankhafter Widerspruch, denn wenn er eine Spielart seiner eigenen Species, den sogenannten „Fixer“, der ihn mittelst der Leimruthe „anzuleimen“ sucht, fangen kann; so schlägt er ihn wie der Landmann den Habicht an sein Scheunenthor, d. h. er schreibt ihn an die schwarze Tafel, und das nur unter diesen Animalien seltsame Schauspiel zeigt sich, daß Jemand vor „seiner eigenen Firma“ flieht.

In seinem Glanze zeigt er sich jedoch Abends auf der Ressource, wo er als Menschenfeind glänzt und beweist, daß er sich dem Menschengeschlecht gegenüber fühlt, also wissenschaftlich nicht dazu gehört.

In allen Orten Deutschlands, wo sich seines Gleichen aufhalten, trägt dieser Pfuhl einen andern Namen, immer aber einen sehr schönen, auf Verträglichkeit und Eintracht, oder Pflanzen und

Buschwerkdeutenden. Hier wird ein Hauptmann gewählt, der die Eigenschaften eines Raudon Crotinus besitzen muß, diesem gehorchen die Untergebenen. An gewissen Tagen im Jahre bestimmt dieser Hauptmann mit einigen besonders kühnen Untergebenen festliche Tage. Dann bringen die Geldmenschen ihre Töchter und Frauen mit, dann erlauben sie auch, daß gewöhnliche menschliche Geschöpfe männlichen Geschlechts, welche aber besonders gut mit ihren Füßen springen müssen, in das Heiligthum kommen. Diese männlichen Personen sättigen sie auch und tränken sie nach Gebühr, daß davon geredet wird in der ganzen Stadt, wie viel es gekostet haben kann und wie viel Geld einer wohl haben muß, der so viel drauf gehen läßt. An solchen Tagen ist der Geldmensch auch gütig gegen den Commis, genehmigt im Tanzsaale den Sprung mit seiner Familie; ja er ladet den Offizier ein.

Für gewöhnlich ist die Ressource aber ein verschlossenes Asyl, eine abgelegene undurchdringliche Gegend, von wo aus die Menschheit „schlecht“ gemacht wird. Das Nest der Wespe, die Lagerstelle des Tigers, die Grube des Bären sind harmlose Vergnügungsörter für das jugendliche Alter gegen die mörderische Gefährlichkeit der Ressourcen. Der harmlose Wanderer, der vielleicht nur fünf Thaler neunzehn und einen halben Silbergroschen bei sich hat und unvorsichtig dem Fenster- oder Wasserspiegel dieses Alligatorenpfuhles zu nahe kommt, wird rettungslos von ihnen heruntergerissen und jämmerlich zerklatscht. Wie der Schlächter seine Thierchen nach dem Ge-

wicht, so taxiren sie sich unter einander nach dem Betrage der Kassa, und dem Gewichtigsten wird wie dem „boeuf gras" am Fastnachtstage zu Paris, von seinen Commilitonen die höchste Bewunderung gezollt.

Unter den Krankheiten, von denen er befallen zu werden pflegt, ist der »Banquerott« am meisten zu fürchten. Die deutsche Medizin besitzt noch keine wissenschaftliche Behandlung dieser Krankheit doch hat die gerichtliche Medicin (medicina forensis) eine Menge von Krankheitsfällen aufgezeichnet, wo einzelne Individuen »muthwillig« die Symptome dieser Krankheit simulirten, sich sehr eilig nach Seebädern begaben und ein sehr genaues Recept nebst Personalbeschreibung nachgeschickt erhielten. Oft überfällt der Banquerott seinen Mann so plötzlich wie ein Schlagfluß, oft tritt er als schleichendes abzehrendes Uebel auf. Unter den Mitteln dagegen hat sich eine längere Entziehungskur und leichte Beschäftigung wie Spinnen, Spulen und Wollekrämpeln am wirksamsten gezeigt. Der gemeine deutsche Geldmensch wird aber auch in der Gefangenschaft nie ganz zahm, so daß man sich sehr vor ihm zu hüten und ihm nie ohne Schein zu borgen hat.

Von der Theaterschlange.

Wo ein großer Zusammenfluß von Menschen stattfindet, wie in Residenzstädten, dauert es nicht lange und es tauchen zwei Arten von Charakteren auf: die gewaltsamen Nimrodsnaturen und die geschmeidigen Intriguanten. Finden sich diese beiden Eigenschaften in einer Person vereinigt, so giebt das jene Mischlingsgeister, welche Staaten umstürzen oder retten, Schulden nicht bezahlen, aber machen, Soldaten verführen oder Wehrzeitungen herausgeben, lobende Recensionen schreiben und dafür Geld nehmen, andere Leute in die Stadtvoigtei bringen oder selber hineinkommen, unwahre Dinge beschwören und auf einem Tische auf dem Molkenmarkt, vor dem Polizeigewahrsam um sechs Uhr Morgens stehen, kurz alle Menschencompositionen, von denen die zeitgenössischen Schriftsteller immer so viel als möglich stillschweigen, weil die Geschichtschreiber diese Mühe später, aber gefahrloser übernehmen. Wir auf unserem Gebiete können furchtloser zu Werke

gehen und diesen oder jenen Charakter analysiren, um die leidende Menschheit von ihm zu befreien; denn treffen wir ihn, so wird er vor dem gelungenen Portrait unfehlbar, wie der Basilisk vor einem vorgehaltenen Spiegel, eines lediglichen Zerplatzungstodes sterben.

Zwei der gewaltsamsten Menschen ihrer Zeit waren jene beiden Individuen, welche unter dem Namen: „Der Journaltiger“ und „der Zeitungsbär“ die wissenschaftlichen Bestrebungen der Kaffeebrüder in der Conditorei bei Stehely unsicher machten. Besagte Subjecte fanden sich etwas früher, als die bekannten nächtlichen Raubthiere auf Atzung ausgehen, ehe noch der Kaffee fertig war, bei Stehely ein und rafften, der Eine sämmtliche belletristischen, der Andere alle politischen Zeitungen, deren sie irgend habhaft werden konnten, zusammen und setzten sich darauf. Näherte sich dann irgend ein wißbegieriger Mensch, so legte der Journaltiger seine unverkürzte Kralle an die Beute oder der Zeitungsbär brummte gräßlich, bis jener Mensch von der Belehrung durch schöne und wahre Tagesschriften abstand, seine Tasse Kaffee bezahlte und entwich.

Wir haben es diesmal nicht mit solchen auf der civilisirten Welt lastenden Ungeheuern zu thun; Stehely in einem Anfall von Herkuleswuth hat Beide hinausgeworfen; sie gehören der Naturgeschichte der nemäischen Löwen und erymanthischen Eber an. Die Theaterschlange, ein noch lebendes Geschöpf, das freilich einen anderen Namen, der mehr Gewaltsamkeit als schmiegsa-

mes Wesen ausdrückt, bei den Kundigen führt, giebt uns Gelegenheit, wie einst der löbliche Erzengel Michael den Drachen, so sie selber zusammenzustechen.

Wer Abends im Foyer unserer großen Oper, wenn etwas Berühmtes vorgeht, das Gemisch seltsamer Physiognomien, dicker Bäuche, Lorgnons, Bonbontüten und mit Hühneraugen gefüllter lakirter Stiefeln studirt, wird an einigen Stellen im Gewühl eine wellenartige Bewegung entdecken.

Nähert er sich diesen Punkten, so wird er einen kleinen untersetzten Mann, der sich heftig durch das Gedränge arbeitet, als die theoretisch begründete Ursache jener auffallenden Erscheinung bemerken. Dieser Mann ist die Theaterschlange (Boa constrictor theatr. Buffon). Sein Aeußeres ist unverfänglich aber nicht wohl occidentalisch zu nennen, die Gesichtsfarbe ist mehr als sanft geröthet und die Physiognomie der sehr ähnlich, welche die scherzhafte Natur jenen wunderlich geformten Kartoffeln giebt, mit denen Bauernkinder so gerne spielen. Ein guter schwarzer Frack, moderne Weste und Cravatte, weiße reine Handschuhe bilden die gleißende, unverfängliche Außenseite der Theaterschlange, und durch ein großes Doppellorgnon sendet sie ihre Klapperschlangenblicke auf die armen Opfer. Während der Vorstellung liegt die Theaterschlange ruhig zusammengerollt auf ihrem Parquetplatz, wird aber zum Aktschluß geklingelt, so fährt sie wild auf, richtet sich empor, stürzt zum Foyer und geht auf Beute aus. Die Theaterschlange fristet ihr Dasein durch Schauspieler, Sänger

und Virtuosen. Wo es ihr gelingt, Personen dieses Berufes zu umstricken, schleppt sie selbige in ihre Behausung, setzt ihnen französischen Weinessig vor und preßt Gesänge und Vorträge aus den Unglücklichen durch ihre eiserne Umstrickung hervor. Hat sie Persönlichkeiten vollkommen ausgesogen, so sucht sie andere auf und beginnt ihr furchtbares Abendwerk von Neuem. Zu diesem Zweck hält sich die Theaterschlange stets in Theatern und Concerten auf.

Wie alle Reptilien größerer Art, ist diese Schlange nicht giftig und kann leicht durch Aufhebung der Abonnements und erhöhte Eintrittspreise von ihrem Platze vertrieben werden. In diesem Falle gelangt die Boa durch bisher unentdeckte Oeffnungen, an den Logenschließern vorbei, bald als überzählige Personen in eine Loge, bald auf die Tribüne, bald in das Parterre. In solcher Lage steht z. B. die Schlange auf der Treppe der Tribüne und grüßt, um den Anschein unbefugten Eindringens zu vermeiden, auf der andern Seite sitzende Personen, die sie gar nicht kennt und die sich sehr darüber wundern. Oft betrachtet sie auch durch ihr Glas Gegenden des Hauses, wo niemand sich befindet und nickt höchst cordial dorthin; schließt aber der Akt, so stürzt sie hinaus und sucht unglückliche Künstler in ihren Logen auf.

Zu ihren besonderen Eigenthümlichkeiten gehört, daß sie die eingeladenen Künstler nicht mit demselben Weine bewirthet, den sie selber trinkt. Es ist aber naturgeschichtlich festgestellt, daß ihr einstens von einem kühnen Bassisten die Flasche

mit Schloßwein vor der Nase weggerissen und mit dem rothen Bauerngewächs vertauscht worden ist, womit sich selber zu vergiften, dem Bassisten zugemuthet war. Den Tag über hält sich die Theaterschlange auf der Straße und in besuchten Conditoreien auf. Nachdem sie das Fremdenblatt verschlungen hat, begiebt sie sich in die Hotels, wo Künstler von Distinction eingekehrt sind und macht ihnen Besuche, indem sie sich als Notabilität von Berlin gebehrdet und den nichts ahnenden Künstler vorweg zum Essen bittet.

Von dort eilt die Theaterschlange in eine Gegend, welche die zu den Proben gehenden Schauspieler passiren müssen, hier drückt sie den Damen die Hände, bietet den Herren Priesen eines zweifelhaften Nessing an und horcht die armen Leute über Theaterneuigkeiten aus. Da die Theaterschlange hierbei auf dem Trottoir stehen bleibt, hingegen die Personen, mit welchen sie spricht, in den Straßenkoth drängt, erhält sie selber von Vorübergehenden wiederholte Rippenstöße ohne außer Fassung zu gerathen. Von dem Regenerationsprincip der Amphibien beseelt, heilen Rippenbrüche bei der Theaterschlange überaus leicht und ohne nachtheilige Folgen für ihren Appetit. Von hier begiebt sich das Reptil in eine Conditorei zu Spargnapani oder Kranzler, beobachtet die Straße auf Beute, liest Recensionen, Theaterzettel, verzehrt Windbeutel und trinkt Bischof, besieht sich im Spiegel und kratzt sich den Kopf. Unterdessen ist die Probe aus und die Theaterschlange eilt an den hintern Ausgang der Bühne, um von Lampenputzern einige offizielle

Neuigkeiten einzusammeln. In dieser Gegend wird ihr gern von jüngeren Künstlern, welche hohe Absätze an ihren Stiefeln tragen, auf die Zehen getreten, welche besonders empfindlich sind und die Theaterschlange bei heftigem Drucke in Zorn versetzen. Von dort aus eilt die Theaterschlange an die Börse und vergißt hier für eine Stunde ihre künstlerischen Lebenszwecke.

Nach Tisch liegt sie bis zur Theaterzeit in Lethargie versunken und verdaut langsam nach Schlangenart.

Der Concerte erfreut sich die Schlange ganz besonders, weil sie ihr einen freieren Spielraum der Bewegung gönnen. Man sieht sie hier aufgerollt sich im mittleren Gange bewegen, bald sich vertraulich auf einen Fachkritikus lehnen, bald sich von irgend einem Unbekannten mit großem Lärm einen Zettel borgen, bald einem Unglücklichen mit ihrem verpestetem Athem unter die Nase reden.

In den Pausen freut sich die Theaterschlange ihres Daseins, richtet sich auf, als ob die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung auf sie gerichtet wäre, und kaut gebrannte Mandeln, wobei sie, die Hände in den Hosentaschen, mit Geld klimpert.

Unter den Mitteln, die Theaterschlange los zu werden, hat sich am sichersten bewährt, sie bei ihrer ersten Visite sofort die Treppe hinunter zu werfen, da sie, ohne Schaden zu nehmen, doch dadurch in heilsamen Schrecken versetzt wird; kann man sie ohne Zeugen ohrfeigen, so besitzt sie das

achtungswerthe Zartgefühl, gegen solche Personen längere Zeit den Beleidigten zu spielen.

Würde es möglich sein, der Theaterschlange an der Börse einen tödlichen Schlag zu versetzen, so ist wahrscheinlich, daß das Echo dieses Streiches in die Hallen der Kunst schallen und sie von dem Ungeheuer für immer befreien würde.

Bis dahin bleibt nichts übrig, als Künstler zu warnen, stillschweigend zu dulden und im Frühjahr an einem Bache unter dem Säuseln der Zephyre einen daumendicken Haselstock abzuschneiden.

Der Plundermatz.

Mancherlei Merkmale hat der kommende Frühling; ein Jeder erkennt ihn an Zeichen, die seinem Gedankenkreise nahe liegen. Der Offizier erkennt ihn an den weißen neu angelegten Beinkleidern seiner Untergebenen, die schöne Donna an den auftauchenden Nebelflecken der Sommersprossen, Meyer an den Sommerpaletots, welche seine siebenhundert und einunddreißig Namensvettern in der Spandauerstraße anziehen, der Dichter an der aufwirbelnden Lerche und den Veilchensträußchen, der Gourmand am Ausbleiben der Austern, der Hämorrhoidarius an seiner Frühlingsprimel, der Schirmfabrikant an neuen Bestellungen auf Sonnenschirme, der Studiosus am Aufhören des Wintersemesters und Beginn des Bockbiermonats, der nächtliche Gelehrte am Gesang des Katers, der „ein frommer Vogel", wie der Hahn in der Wachtscene des Hamlet, in dieser heiligen Osterzeit die ganze Nacht singt, der Reiselustige an den Extrafahrten der Eisenbahn, der arme Gefangene an dem ersten goldenen

Sonnenstrahl, der durch das Gitter hinabklettert und an der ersten Wanze; es sind der Frühlingsboten gar viele, schöne und häßliche.

Der Lenz öffnet das Thor der Freude für Reich und Arm, er reinigt das Handwerkszeug, er legt die Leiter an die Gerüste, er trocknet den freudigen Thau von den Gräsern und den schmerzlichen von den Wangen der Menschen, er ruft die Todtkranken in sein stilles Bett und bedeckt es mit einem grünen Teppich; aber vor Allen erfreut er die kleinen Kinder, denn er bringt ihnen den Plundermatz.

Wer ist der Plundermatz? ist er ein Zugvogel, der den Winter über fern war und für den Sommer zu uns kommt, Halme und Läppchen sammelt, ein Nest zu bauen seine Jungen zu erziehen und dann wieder zu fliehen? Ja, der Plundermatz ist eine Art Zugvogel, er kommt mit dem Frühling, er sammelt Läppchen und Lumpen, aber er baut kein Nest, denn er hat seine Jungen immer um sich, und ist stets ein freudiger Ankömmling, ein Zauberer für die Kindheit.

Der Plundermatz ist ein kleines Männchen mit schneeweißem Haupthaar und einem Bärtchen, denn wie alle Zwerge und Zauberer verwendet er eine höchst kokette Sorgfalt auf ein absonderliches Aeußere; er trägt einen alten Leinwandrock, der mit großen weißen Quadraten geflickt ist, denn er hält Leinwand für das Köstlichste, was der Mensch haben kann. Kommt ja doch der Mensch sein Leben lang nicht aus der Leinewand, und der Elendeste ist, — der kein ganzes Hemd' auf dem Leibe hat.

Sein Haupt ist mit einem schäbigen Tuchmützchen bedeckt; es ist gesenkt, doch freundlich. Vor sich her schiebt er einen Karren, darauf steht ein alter grauer Sack und dahinter ein dunkles abgegriffenes Kästchen; so trollt er langsam durch die Straßen. Jetzt zieht er ein Pfeifchen aus der Tasche und pfeift. Ihr merkt es gleich, daß der Mann mit höheren friedlicheren Mächten vertraut ist, die Sperlinge, die zum Frühstück an ihren goldenen Aepfeln picken, welche ihnen allmorgentlich das edle Roß streut, lassen sich nicht stören, die Hundesklaven vor dem Milchkarren schnappen nicht nach ihm, sondern wedeln achtungsvoll, die große Katze im Kellerloch käme gern näher und machte ihren besten Buckel als Reverenz, wenn sie ihre blaffenden Gegner nicht fürchtete, selbst der Constabler scheint ihn ganz zu übersehen, oder ist unser Plundermatz wirklich nur für die unschuldigen Kinder und Thiere sichtbar?

Er pfeift noch einmal, jetzt öffnen sich die Hausthüren hie und da und es kommen in großer Eile kleine Kinder heraus. Der Plundermatz scheint dem Rattenfänger von Hameln zu gleichen; seine Pfeife zwingt die Kinder ihm zu folgen. Nein, er ist nicht so schlimmer Natur. Die Kinder bringen ihm Stückchen Zeug, Leinwand, alte Puppenkleider und legen sie ehrfurchtsvoll in seine Hände. Das kleine blonde Mädchen mit dem spiegelblanken Scheitel, dem die Mutter aus dem Fenster nachsieht, stellt sich zuerst an den Karren, und sie hält ihr buntes Päckchen fest in der Hand, neben ihr steht der kleine Junge, dessen Höschen das leichtfertig hervorhängende Hemde nicht ver-

hüllen. Er focht gestern mit, als sein Bruder aus Sexta den viel größeren Jungen aus Quinta durchprügelte und ihm ein Stück aus der Weste riß. Bedächtig hob er die Trophäe auf, weil armer Leute Kinder Alles sammeln, von dem sie schon frühe vermuthen, daß es noch zu etwas gut ist; heute erscheint er damit im Geschäft. An seiner Seite steht etwas sehr Kleines, das um zu stehen, sich an dem kleinen Bruder festhalten muß, es hat in den Händchen ein Bonbonpapier und begreift selbst diesen kleinen Handel noch nicht, aber es blickt mit großem Menschenvertrauen auf Plundermatz. Das wird eine ernste und bittere Täuschung werden Die größeren Kinder gruppiren sich dahinter; bringen sie auch nichts, so freut sie doch der Kleinhandel des Frühjahrs; Allen ist Plundermatz ein höheres Wesen mit geheimen Kräften. Zwar nennen die Eltern ihn nur den Lumpenmann, sie aber wissen es besser und denken: er ist doch ein König, der so lange er verzaubert ist, so armselig umher gehen muß. Die Kinder müssen ja erst größer werden, um einzusehen, wie oft das umgekehrt ist im wirklichen Leben.

Mit einem Ruck kann einmal das Mützchen davonfliegen und einer goldenen Krone Platz machen, der Leinenrock verwandelt sich in einen Purpurmantel, die Flicken darauf in Hermelinbesatz, der Karren wird ein Triumphwagen, der Sack öffnet sich, die Lumpen fliegen als weiße Tauben auf und führen den Zauberkönig in sein zerfetztes Reich, das schöne Lumpacien, wo ihn die Königin mit dem tausendfarbigen Spenzer, die wunderschöne Plunderlise empfängt. Alle

Vögel sind ihm dienstbar, denn er schenkt ihnen Läppchen zu ihren Nestern und überall hat er seine mächtigen Freunde unter den höchsten Leuten, denn die Kinder haben oft gehört, wenn sie im November und December still am Ofen saßen und der Vater las die Zeitungen, wie er „Lump! Lump!“ in den Bart brummte, und sie horchten auf, denn sie gedachten etwas neues aus dem Feenreich zu hören.

Jetzt thut Plundermatz den Kasten auf, nimmt bedächtig ein Tüchlein ab, wirft die Fetzen, die ihm die Kinder geben, in den Sack und vertheilt nun seine wunderschönen Gaben; Ringe von herrlichem Blei mit dem Rubin des Königs Vitreus drin, der die Fenster beherrscht und die Glaser, oder von rothem silberplattirtem Kupfer, wie es dem runden Götzen Moneta gehört, den die Silbergroschen und Viergroschenstücke anbeten, wenn ihnen die rothe Schwindsucht und Schwindelsucht von den Backen blitzt.

Diese Ringe vertheilt Plundermatz. Aber er spendet auch Bilder, sehr grell gemalte Bilder, worauf seine Vettern die Erdenfürsten gemalt sind, wie sie gegen furchtbar knallende Batterien sprengen, ihren reisigen Völkern weit voraus, oder wie sie an gefallenen Feinden großmüthige Verzeihung üben, oder Almosen an Arme vertheilen, und Kranke heilen, und dabei immer glänzende rothe Backen haben, und braune galoppirende Pferde reiten, weshalb das kleine Mädchen mit dem Bonbonpapier, das nur aus Gnade ein Bildchen erhält, jeden eiligen Reiter durch die Gasse, einen „König“ nennt.

Jetzt haben sie alle ihren Tauschhandel gemacht, mit Ringen geziert, mit bunten Blättchen in den Händen, wackelt und hüpft die Gesellschaft auseinander, der Plundermatz packt den Sack zu, verschließt den Kasten und fährt langsam die Straße hinauf, der edle Sonnenschein vergoldet sein ehrwürdiges Haupt und das kleine sinnige Mädchen möchte ihm gern nachgehen, um zu sehen ob er nicht hart an der nächsten Ecke gen Himmel in das Frühblau fliegt.

Ihr lieben Kinder wißt nicht, daß der Plundermatz ein armer Schelm ist, der für die Papiermühle sammelt, damit Zeitungen vollgeschrieben und gedruckt werden können und eure Väter etwas zu lesen haben. Kommt der Frühling, so eilt hinaus und holt euch Ringe und Bilder, dann kommt der Lumpenmann für euch; im Winter aber kommt er für die Großen und dann sitzen sie am Ofen und — brummen in den Bart: Lump!

Der Student in Berlin.

Um den Studenten in Berlin zu beschreiben, muß man ihn erst suchen und finden. Der Student in Berlin liegt nicht so oben auf, wie der Schinken auf einem Butterbrode; es ist ein glücklicher Zufall, wenn man ihn, wie die Bohne in einen Dreikönigstagsfestkuchen, findet. Am besten ist es, wenn man selber Student in Berlin gewesen ist und die Sitten und Gebräuche, die Lebensweise und Nahrungsmittel, die Beschäftigung und den Müßiggang des Studenten mit durchgelebt hat. Nur wer die Leiden und Freuden des Studenten zu Lande und zu Bier getheilt hat, kann Beiträge zu seiner Berliner Existenz liefern. In der Universität findet man den beschäftigten Studenten, aber dieser sieht sich in allen Universitätsstädten so ähnlich, daß er dem Geschichtsschreiber nur geringe Anhaltepunkte für ein Charakterbild liefert. Ueberwiegend Tintenstecher und Schreibemappe, mit welchen Werkzeugen er die gelispelte, gehauchte oder geächzte, aber nur in den seltensten Fällen männlich deutlich vorgetragene Weisheit

der Ordentlichen und Außerordentlichen, auch derer Privatdocenten einzufangen und festzuhalten trachtet, sieht man im Hörsaale den Studenten nur vom Rücken aus, wie viele Schneider, Schuster, Gastwirthe und Vermiether, die seine Bekanntschaft mit diesem Postspectus zu schließen pflegen. Neben der Universität, wenn man um eine sonnige Mittagsstunde dem Strom der Wachtparade an der Königswache entgegensteuert, bemerkt man den Studenten en face. Nähert man sich dem großen Gitter vor dem prächtigen Universitätspalast und trägt man, wie es sich geziemt, keinen eleganten Pelz mit Nerz oder Zobel besetzt, sondern den Inkognito-Paletot Diogenischer Spaziergänger, so entdeckt man einige Leute, welche sich beeifern, durch Bemühungen in der Fingersprache jüngere vorübergehende Männer zu fesseln. Diese Fingersprache steht mit der Qualität oder auf Deutsch „Abgetragenheit" der Röcke in Verbindung und wurzelt in semitischen Sprachstämmen. Die Fingerredner sind die Repräsentanten des Handels und zwar des alten Handels, eigentlich des Handels mit alten Kleidern; sie bilden eine vierte Klasse von Docenten, die unordentlichen Professoren für unordentliche Studenten, und sind am stärksten in Disputatorien über getragene Röcke, in sofern diese keine Fracks sind, eine Bekleidungsform, die sowohl ihrem Schönheitssinne als auch dem ferneren vortheilhaften Absatz in Polen zuwiderläuft. Der geringste Makel an der Bekleidung eines jüngeren Vorübergehenden, etwa ein schäbiger Kragen, ein älterer Schnitt oder eine unmoderne Farbe bildet eine schwache Stelle in

der bürgerlichen Position desselben und zieht eine spekulativ angreifende Frage nach sich. Hier ist die akademische Kleiderbörse und hier werden die Geschäfte angeknüpft, welche später in den Wohnungen abgeschlossen oder durch Treppenhinabwerfen abgebrochen werden. Unter diesen hebräischen Börsenlenkern ist auch ein fertiger Lateiner, der in correctem Ciceronianisch feilscht und Uhren über Gold- und Silberwerth annimmt. An der Ecke der Universität steht im Sommer und Winter unter freiem Himmel ein Tisch mit alten Büchern; hier kauft und verkauft der Student in Momenten rascher Entscheidung Schätze der Gelehrsamkeit. Noch 30 Schritte weiter ist die Wachtparade, und hier hört der Student mit Vergnügen der Musik der Garderegimenter zu, wenn sie von Bellini und Donizetti oder auch von Flotow und Gung'l spielen, und besieht sich mit noch mehr Vergnügen die wilden Gräfinnen, welche hier der akademischen Jugend um die Promenadenstunde entgegenkommen. Wer jetzt den Studenten studiren will, hat Zeit und Raum genug; nur muß er sich vorsehen, daß ihm, dem in sein Objekt Versunkenen, nicht von den zahlreichen Taschendieben das Schnupftuch oder die Uhr gestohlen werde.

Voran geht der reiche Student, Arm in Arm mit zwei oder drei gleich begüterten Standesgenossen. Er sieht meistens wie ein Graf aus und pflegt auch im gewöhnlichen Laufe der Dinge ein solcher oder ein Rentiersſohn aus der Provinz zu sein. Sein Rock ist von Jourez, sein Hut von Gibus aus Paris, seine Stiefeln hat Manaigo

gemacht, der Stock ward bei Hoffmann erstanden und die Weste direct aus Paris bezogen; von einer Mappe ist an ihm auch nicht die leiseste Spur zu entdecken. Ein solcher Student hört im Collegium zu, während er an seinem elfenbeinernen Stockknopf kaut und seine goldene Dose über zwei Bänke weg dem „Bruder Graf“ präsentirt; das Nachschreiben der Hefte besorgt sein Hintersasse, ein Musterbild von einem armen Studenten. Diese Mühe wird ihm anständig bezahlt und der arme Student lebt von dem Ertrage solcher Doppelarbeit, stirbt auch wohl daran, wenn er seine spärliche Lunge am Schreibtisch zu sehr angreift. Der reiche Student hat seinen natürlichen Gegensatz an dem armen Studenten, den auch der blödeste Blick nicht verkennen kann, obwohl er tausendfältige Verschiedenheiten darbietet. Es geht ja im Menschenleben wie in den Organismen der Thierwelt: erst im Staube beginnt die unermeßliche Mannigfaltigkeit; der Reichthum sieht sich überall ähnlich, aber in der Armuth treten die phantastischen Gebilde, die krausen Arabesken auf.

Dem armen Studenten ist der Stempel der Entbehrung und Dürftigkeit auf das Gesicht geschrieben. Sein Kopf ist nicht von einem Hute bedeckt, wie ihn jeder, der nicht für einen Handwerksburschen gehalten werden will, in der Residenz tragen muß, sondern er hat noch seine alte Mütze vom Gymnasium mitgebracht, oder trägt eine Kappe mit den verschossenen Farben einer Verbindung, noch von der Universität her, auf der er seine ersten Semester zugebracht. Ein alter

ſchlichter Paletot verdeckt wie ein großes Leichentuch die ſterblichen Ueberreſte ſeiner Garderobe und zugleich das ſorgenvolle junge Herz, das dem Frühjahr und der warmen Aprilſonne mit bangem Pochen entgegenſieht — der arme Student hat keinen Sommerrock. Selbſt Paläſtina am großen Gitterthor beachtet ihn nicht einmal mehr, da ſeine fadenſcheinige Garderobe keines Geſchäftes und keiner Fingerphraſen mehr werth iſt. Das Einzige, was an ihm zierlich und nett erſcheint, iſt ſein Haar und Schnurrbart, ſein Stolz und ſeine Freude. Auch ſeine Schreibmappe iſt gut im Stande und reichlich mit den Erzeugniſſen ſeiner Feder gefüllt. Wenn nicht an allen dieſen Außendingen, erkennt man den armen Studenten doch ſogleich am Gange. Er iſt kein Flaneur, wie der reiche Student, ſeine Zeit iſt gemeſſen, wie ſein Mittagseſſen, ſeine paar Groſchen, und nicht wie ſein Abendbrod, denn er kann noch, Gott ſei Dank! ſo viel trockenes Brod bezahlen, als er eſſen will. Mit eiligen Schritten rennt er an der Königswache und dem Zeughauſe vorbei und verſchwindet in einer der kleinen Nebenſtraßen, die zu geringeren Reſtaurationen im Mittelpunkte der Stadt führen.

Zwiſchen dieſen Extremen, die ſich nur flüchtig andeuten laſſen, bewegt ſich eine große behäbige Mittelſorte, wohlhabender Leute Kinder, blonde Mutterſöhnchen, pedantiſche Jungen von Geheimen- und Conſiſtorialräthen, Studenten in Uniform, weil ſie gerade ihr Militairjahr abdienen, Eleven von der mediciniſchen Militairakademie,

krumme Famuli von Decanen mit großen Büchern oder „Schwarten“ unter dem Arme, Mediciner, die nach dem Thürmchen (der Anatomie) riechen und sich durch ihre Fachgespräche verrathen. Aber da kommt ja mit dem Mienenspiel des Rhadamanthos der schwarze Oberpedell und es schlägt auf dem Dome ein Uhr. Wer den Studenten bei Tisch beobachten will, darf sich keine Secunde an der Universität aufhalten.

Gar verschiedene Methoden und Orte giebt es, an denen der Studirende seinen Magen zu richten kann. Der arme Student, und er pflegt auch der fleißige zu sein, denn langweilige Armuth treibt auch den Trägen zur Thätigkeit, sucht seine Nahrungsmittel am liebsten in der Nähe der Universität. Schon seit vielen Jahren hat sich demnach Speculation auf den riesigen Hunger und das spärliche Beutelchen nahe bei der Universität festgesetzt. Der Bursch nennt eine dieser Kneipen den „Hahn“ und fügt ein Epitheton ornans hinzu, das man in Schlesien allerdings oft genug als Provinzialismus für „beschmutzt“ hört, das aber ohne diese lokale Entschuldigung nie das Bürgerrecht in Conversation und Presse erwerben wird. Die Hallen des Hahnes mögen uns den Typus für alle ähnlichen Erfrischungsorte der bescheidenen Ansprüche liefern. Man speist billig, sehr billig im Hahn, denn das Abonnement beträgt monatlich für den Mittagstisch nur drei und einen halben Thaler, aber es wird sich Niemand unterstehen, zu behaupten, man speise für diesen Preis auch gut. In zwei Zim-

mern im Erdgeschoß eines kleinen zweistöckigen Hauses sind zwei Tafeln gedeckt. Ein grobes Tischtuch ist nur am Sonntagmittag weiß, von diesem Termin an durchläuft es bis zum Sonnabendabend alle die Farbenerscheinungen, von welchen die Optik bis jetzt noch keine Ahnung hat. Allerdings könnte man behaupten, daß der Grundton mit dem Colorit des groben Senfes eine unverkennbare Aehnlichkeit hat, wenn nicht ein sehr entschiedenes Spinatgrün an großen Stellen vorherrschte und vergossenes Weißbier zwischen beiden reizende unbestimmte Nuancen hervorbrächte, von denen nur Flecken von Bratensauce, wie Inseln und Sandbänke pittoresk abstechen, und endlich hat der gänzliche Mangel an Messerbänken gewisse regelmäßige Streifen hervorgezaubert, welche dem Forscher die Möglichkeit verschaffen, aus ihnen den Speisezettel der ganzen Vergangenheit wissenschaftlich festzustellen. An diesen beiden verführerischen Tafeln speist der arme Student. Er erhält zuerst eine grüne Suppe, deren Farbe nicht von Vegetabilien, sondern von der Beschaffenheit ihrer animalischen Bestandtheile herrührt und im Sommer namentlich die Nase früher als den Gaumen in Anspruch nimmt. In dieser Jahreszeit wechselt diese Suppe auch mit einer Bierkalteschaale, welche der Wirth aus Bierneigen in Gläsern, umgeschlagenem Braunbiere und ähnlichen essigartigen Flüssigkeiten erzielt. Alsdann erscheint das Gemüse und ein Teller Braten oder jenes Gericht, das unter dem Namen „Bouletten“ einen ähnlichen großen Ruf in Berlin besitzt, als vormals die schwarze Suppe zu Lacedämon und

der Lotos im Homer. Sein Brod erhält der Student abgeschnitten und auf die Gabel gespießt. Ueble Erfahrungen mit ganz armen Jungen, die sich nur eine Suppe geben ließen und den Hunger mit Brode stillten, haben den Wirth zu dieser Vorsichtsmaßregel veranlaßt. Obwohl der Hunger der beste Koch ist, vergnügen sich doch die jungen Schwelger nur möglichst kurze Zeit an den Erzeugnissen der diabolischen Küche des Hahnes; die Tische werden in unglaublich kurzer Frist leer und von frischen Ankömmlingen gefüllt. Der Luxus der Serviette ist hier vollkommen unbekannt und Messer und Gabel sind von unverhältnißmäßiger Dicke und Schwere, weil sie oft geputzt werden und doch möglichst lange vorhalten müssen. Auf der andern Seite des kleinen Hausflures ist in einem größeren Zimmer ein Billard aufgestellt. Es wird fast den ganzen Tag über nicht leer, aber in den Mittagsstunden von Studenten benutzt; die übrige Zeit belustigen sich herrschaftliche Bediente, Unteroffiziere aus den nahen Kasernen und junge Leute „ohne Stand“ darauf. Von Tischgesprächen ist kein Laut zu hören, stumm wird die armselige Mahlzeit verschlungen und die Heiterkeit kehrt erst unter den schattigen Bäumen des Kastanienwäldchens wieder, wo sich einige Commilitonen zu wissenschaftlichen Gesprächen zu vereinigen pflegen.

Der wohlhabendere Student hat es besser, der Preis seines Mittagstisches beträgt meistens das Doppelte und zahlreiche Restaurationen sorgen reichlich und gut für seine Beköstigung, seit die Concurrenz der Gastwirthe stärker geworden ist.

Früher theilten sich nur einige Restaurants in die Beute; es gab kaum sechs bis acht Lokale, wo Studenten verkehrten, und sie sahen sich der Diskretion der Eßkünstler überlassen, wie Schiffspassagiere dem Wohlwollen des Kapitäns. Allmälig etablirten sich mehrere Wirthe, gaben anfangs vortreffliches Essen und verschlechterten es, sobald sie eine starke Kundschaft erworben hatten. Die Studenten durchschauten diesen Schwindel auf der Stelle. Tauchte ein neuer Wirth auf, so ging alle Welt zu ihm und „aß sein Debüt ab!“ So wie aber der Wirth knauserte und drückte, verschwand der Haufe und sammelte sich wieder an einer andern Stelle, wo inzwischen ein verlassener Wirth Verbesserungsversuche angestellt hatte. Durch diese großartigen Fluctuationen ist endlich ein erträglicher Mittelzustand der Dinge hergestellt worden. Kein Wirth darf ein sicheres Geschäft von anderen Umständen als eigener Solidität hoffen und der Student, sein Gast, befindet sich ganz wohl dabei. In diesen Lokalen wird stark Billard, Domino und Schach gespielt; Karten spielt der Student an öffentlichen Orten fast nie. Man muß sich wohl hüten, bei der Anwesenheit aller akademischen Abzeichen, junge kartenspielende Leute mitten unter Studenten für etwas Anderes zu halten, als gaunerische Lockvögel, welche den zuschauenden Neuling aus der Provinz in ihrem Garne fangen wollen. Auch Zeitungen und Journale werden stark gelesen und die Wirthe sind genöthigt, die beliebtesten Blätter, zum Theil sogar doppelt, zu halten. Um drei Uhr Nachmittags sind die Lokale, wo zwischen eins und

halb drei kein Apfel zur Erde fallen konnte, öde und ausgestorben.

Mit dem reichen Studenten hat es keine Noth; er setzt sich erst um drei Uhr zu Tische. Bis dahin ist er unter den Linden auf der Sonnenseite, im Sommer im Thiergarten spazieren gegangen oder geritten; er nähert sich jetzt langsam den Hôtels unter den Linden. Seines Gleichen sind natürlich zu zählen, aber sie sind doch in Berlin unverhältnißmäßig stark vertreten. Der reiche Student ist Stammgast an der Table d'hote eines der ersten Hôtels und der Wirth läßt ihm an dem Zwanzigsilbergroschencouvert eine Preisermäßigung von fünf Silbergroschen zukommen. Wenn ihr mit einem Freunde dort eßt, der plötzlich in der Hauptstadt angelangt ist, während die Hausfrau die Wäsche hat, und ihr seht zur Linken einen jungen feinen Mann, der mit spöttischem Lächeln den gegenübersitzenden Reisenden für ein großes Seidengeschäft betrachtet, weil dieser eben die blendend weiße Serviette durch die Zacken der schweren silbernen Gabel zieht, als ob er eine kleinstädtische eiserne Zinke vor sich hätte, so könnt ihr mit Sicherheit schließen, den reichen Studenten vor euch zu haben. Mit Feinheit müßt ihr ihn ins Gespräch ziehen, denn er ist ein eleganter und delicater Bursche, aber dann läßt er auch beiläufig fallen, daß er in Bonn studirt habe und mit dem Sohne des Prinzen von Preußen, dem künftigen Thronerben, gut Freund sei. Gewinnt ihr ihn zur Theilnahme an Champagner, so erschließt er euch bei aufmerksamem Zuhören

sein Herz und erzählt aus Bonn, bis der Kellner den Tisch abdeckt.

In einem neuen und vielleicht wichtigsten Verhältnisse steht der Student zu seiner Wohnung, und in diese müssen wir ihn begleiten, wenn wir seine Stellung zur Gesellschaft in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit begreifen wollen. Im Allgemeinen ist der Student in Berlin vogelfrei; kein Mensch bekümmert sich um ihn und studirte er zwanzig Jahre lang. Nur muß er seine Bedürfnisse baar bezahlen. Ein Student, ein stiller Mensch, schwindsüchtig und von Leuten und Umgang abgewandt, hat eine Nacht und den darauf folgenden Tag todt in seinem Bette gelegen, ehe es den Miethsleuten einfiel, seine Thür zu öffnen. Wer seine Kleider und Stiefel als armer Schelm allein reinigen muß, ist der Paria; man läßt ihn am Wege sterben. Jemehr der Student in seiner Wohnung verzehrt und draufgehen läßt, desto beliebter ist er im Hause, oder was dasselbe ist desto ärger wird er betrogen. Der Student ist im Ganzen ein zuträgliches und beliebtes Nahrungsmittel des berliner Zimmervermiethers. Er unterstützt alte Pensionärinnen, Wittwen und sparsame Familien durch seine Existenz, aber auch gräuliche Schmarotzer, Müßiggänger, Schwindler und Kuppler. Ein vollkommen ausgebildetes Parasitensystem hat sich auf dem Studententhum eingenistet, und es bedarf für den jungen Ankömmling erst längerer Erfahrungen, oder einer harten Schule, wenn ihn nicht seltenes Glück zu ordentlichen Leuten führt, ehe er sich mit dem Demant-

panzer gewappnet hat, ohne den er und seine Börse in Berlin sofort durchlöchert werden.

Die größere oder geringere Vornehmheit der Gegenden Berlins entscheidet auch über die Wohnung des Studenten. In der Behrenstraße und unter den Linden, wo man den monatlichen Miethszins in Golde fordert und entrichtet, haust nur der Aristokrat des Studententhums. Hier giebt es einige wenige Hôtel garni's, in denen fast ausschließlich begüterte Studirende des Auslandes wohnen. Solche Häuser haben ihren mehrerer Sprache fähigen Portier, einen dem Wirthe gehörigen Stiefelputzer und allerlei solide und „zierliche“ Verbindungen. In einem dieser Häuser wohnte zu meiner Zeit ein Student vom Kap der guten Hoffnung, ein talentvoller junger Mann mit einem starken Beigeschmack von Hottentottenthum in seiner Visage. Alljährlich erhielt dieser Studio, dessen gelehrte Errungenschaften seinem buschmännischen Vaterlande wahrscheinlich keinen zu hohen Begriff von der Lehrfähigkeit der berliner Universität beigebracht haben werden, ein Faß Kapwein aus seiner Heimath. Dieser Wein wurde unter der Assistenz mehrerer Freunde im Keller abgezogen und fesselte uns magisch an den Hottentotten, so lange er noch einen Tropfen im Keller hatte. Später verließen wir Afrika als eine unwirthliche, dem europäischen Sinne nicht zusagende Provinz — ein kleiner Charakterzug des Studenten aus Afrika und Europa. In der Nähe dieser Hôtels sind mit Leichtigkeit Stallungen zu finden, in denen der reiche Student sein eigenes Pferd so lange unterbringen kann, bis er es mit Schaden verkauft. Ganz in der Nähe der

Linden, in der Mittelstraße und Dorotheenstraße, beide Parallelen der großen Hauptstraße, wohnt das eigentliche Studententhum beisammen. Man kann diese Gegend das quartier latin von Berlin nennen. Einst blühte dort der berliner Saal, bis der akademische Senat bei Strafe der Relegation den Besuch desselben verbot, aber noch heute blüht eine Pfandleihe im eigentlichen Mittelpunkte der Mittelstraße. Wohnen in der Dorotheenstraße meistens noch eine Menge anderer Leute, so hat der Student aus der Mittelstraße so ziemlich Alles vertrieben, was nicht unmittelbar zu den Musen gehört. Aeltliche schmutzige Häuser mit ausgetretenen Treppen und alterthümlichen Mansardendächern aus der Bauperiode Friedrichs des Großen geben der Straße eine unordentliche Physiognomie; allerlei nicht zu reinliche Gewerbe haben sich in den Höfen und Kellern eingenistet und verderben die Atmosphäre. In der Mittelstraße allein hängt noch der Student, bekleidet mit einem zerrissenen Schlafrock und buntem Käppchen, die lange Pfeife zum Fenster hinaus; ist der Wächter in den Stunden nach Mitternacht nicht sicher von bösartigem Wurfgeschütz getroffen zu werden; geht der Wandrer des Nachts nie an den Häuserseiten, sondern mitten auf der Straße!

Nur ungern sehen es die Zimmervermiether, wenn der Student sich Morgens auf einer Blechmaschine den Kaffee selber kocht, oder Victualien durch seinen Stiefelputzer besorgen läßt. Alle Lebensmittel, Getränke und Feuerungsbedürfnisse sollen durch die Hände der Vermiether gehen.

Das Pfund Kaffee und Zucker hat hier wie in der Apotheke nur 24 Loth, das Quart Oel und Spiritus geht in eine Dreiviertelflasche, das Zweigroschenbrod kostet 3 Silbergroschen und von den Brennholzscheiten wird soviel abgespalten als möglich, damit Holzsplitter nicht die Eleganz der Wohnung entstellen. Diese Eleganz besteht in einem Sopha, dessen Fußende durch die Ablagerung von vielen akademischen Stiefeln ein gräuliches Colorit angenommen hat, einem Schreibsekretair mit wackliger Klappe und ausgedrehtem Schloß, einem Kleiderspinde und großem mit Wachstuch überzogenem Tische vor dem Sopha. Letzterer Tisch trägt mehrere versengte Stellen von übergegossenem Brennspiritus, heißem Sigellack und brennend weggeworfenen Schwefelhölzern. Außer den Stühlen und einem etwas trüben Spiegel findet man noch die Büsten Göthe's und Schiller's in schlechten Gypsabgüssen à sieben und einen halben Silbergroschen. Das gedankenvolle Ansehen dieser schönen Dichterköpfe haben die Bewohner einigermaßen durch Schnurrbärte von Tintengrund gestört oder auch durch aufgestülpte alte Hüte und Mützen erhöht. Ohne Schiller und Göthe keine ächte Studentenstube für fünf Thaler den Monat. Hat der Student kein eigenes Bett, so zahlt er monatlich einen Thaler mehr; hat er ein eigenes Bett, so stiehlt man ihm im ersten Vierteljahre die Hälfte seiner Federn heraus. Alle Vermiether von Studentenstuben schlafen auf merkwürdig reichlich gestopften Federbetten.

Zu der Eigenthümlichkeit solcher Stuben, namentlich wenn ein Wirth ihrer mehrere ver-

miethet, gehört »einer Wirthin Töchterlein.« Beſagtes und betagtes Mägdlein correſpondirt mit einem auswärtigen Bräutigam und iſt mit einem anweſenden Einwohner verlobt. Wie die Veſtalinnen ihr Daſein der hehren Göttin, hat ſie ihr jungfräuliches Leben der erhabenen Burſchenſchaft geweiht, wie die Veſtalinnen heirathet ſie erſt im ſpäteren Lebensalter und dann keinen Studenten, ſondern einen jungen Schuſter oder Schneider, der ſich etabliren will und Geld braucht. Noch gehört recht eigentlich zur Studentenkneipe ein Thier, dem man in Aegypten, wo jeder Ort ſeine heilige Beſtie hatte, wahrſcheinlich in etwa vorhandenen Studentenſtädten einen Tempel erbaut hätte. Dieſes Thier iſt die Wanze und dem Studenten bis in den Tod ergeben. Es ſchläft in ſeinem Bett, es wohnt in ſeinen Büchern, bewacht ſeine Kleider und begleitet ihn zuweilen ſelbſt, gleich dem treuen Hunde, auf ſeinen Spaziergängen. Im Sommer wetteifert mit der Wanze die Fliege, eine flüchtige Pilgerin aus den Läden der vielen Schlächter und Pferdeſtällen. Die Jagd auf dieſe Fliegen gewährt dem Studenten nach Tiſch eine angenehme Bewegung; der Deckel ſeiner ausgedienten Zumptſchen Grammatik, an ein Rohrſtöckchen befeſtigt, iſt ſein Jagdgeräth und zahlloſe Flecken an den Wänden bezeugen den unermüdlichen Eifer des jungen Waidmannes.

Alle Wohnungen des Studenten werden auf einen Monat mit vierzehntägiger Kündigung gemiethet, in einigen Fällen auch wohl ohne Miethszahlung verlaſſen. Seit der Verbeſſerung der Polizei in der Stadt ſind dieſe Fälle jedoch ſehr

selten geworden, da nichts leichter ist, als einen Ausreißer aufzufinden und vor Gericht zu stellen.

Jeder Student hat seinen eigenen Hausschlüssel, den ein ordentlicher junger Mann schon um 8 Uhr Morgens einsteckt, wenn er nach der Universität geht. Die Combinationen der Wirklichkeit lassen sich nie vorher berechnen und es können Fälle vorkommen, wo ein Mensch, der planlos am Morgen ausging, Nachts um zwei Uhr besinnungslos die Treppe hinaufgetragen wurde.

Mit seinem Wirthe steht der Student meistentheils nicht gut. Dieser Uebelstand liegt weniger am Studenten als am Wirthe, der ein Ideal von dem „vollkommenen Studenten" im Busen trägt, das in der unvollkommenen Welt nie vorhanden ist. Der vollkommene Student ist eine Art Marsyas, der zu jeder Schinderei geduldig stille hält, ein Trappist, der den ganzen Tag über kein Wort spricht, ein Krösus, der mit Geld um sich wirft, ein Diogenes an Mäßigkeit, ein Waschbär an Reinlichkeit, ein Esel an Geduld, ein Schaaf an Nachgiebigkeit, ein Heirathscandidat für seine Tochter und ein Abnehmer seines Brennholzes. Da sich nun alle diese Eigenschaften nie in einer Person vereinigt finden, ist auch der Punkt der Einigung zwischen Wirth und Student bis jetzt eine offene Frage.

Der alte Link.

Wer hat in Berlin studirt und kannte nicht den alten Link? Mochte er nun ein feiner Studio der Rechte mit anderthalb tausend Thalern jährlichem Wechsel, oder nur ein armer Apotheker sein, der mit Müh' und Noth die beiden Fritze für Mitscherlichs unvermeidliche Experimentalchemie zusammenkratzte; mochte Einer nun zehn Collegia auf dem Quittungsbogen bezahlt haben und alle schwänzen, oder im Hospitiren wahrhaft groß sein und nichts auf dem Bogen, aber viel im Kopfe haben; sie waren irgendwo einmal mit dem alten Link zusammengerannt, entweder in der Uhrhalle der Universität oder im Grunewald und den Pichelsbergen. Der alte Link war im leibhaften Gegensatz zu seinen geliebten stabilen Pflanzen, immer auf den Beinen; waren sie ewig stumm, war er stets beredt und witzig. Nun er todt ist und den Pflanzen seinen Leichnam als Dünger vermacht hat, werden sich hoffentlich seine Freunde zusammenthun, wenn

ihrer nicht zu viele sein sollten, und ein Herbarium seiner trockenen Witze herausgeben.

Der alte Link gehörte zu den Menschen, welche sich nie von dem Mutterschooß der Natur losgemacht haben, sondern an ihren hundert Brüsten saugend, auch von ihr mit einer Art Dankbarkeit behandelt werden. Er liebte Wissenschaft und Weib, Wein und Witz und wurde dreiundachtzig Jahr alt, weil das Leben einen so guten Kunden ungern fahren ließ. Als fünftes W. liebte Link Wohlthätigkeit und behaglicher ward ihm nie, als wenn er nach halbtägiger Wanderschaft durch Wiese und Wald, an einem improvisirten Abendtisch seine Begleiter, meist arme Studiosen, aus seiner Tasche splendid und lustig bewirthete. Deswegen überlassen wir es auch anderen Leuten, zu berichten, wo er geboren ist, wo er studirt und wie viel Titel und Orden er gehabt hat; wir freuen uns, daß ein ganzer Mensch auch einmal ein ganzes reiches Leben genossen hat. Er hielt an den unsterblichen Ideen der Pflanzenwelt fest und ihr sanfter poetischer Geist begleitete ihn durch lange Jahre und weite Wege. Aber in dieser ebenen Existenz entwickelte er, wie die Pflanze, heilsame kaustische Säfte, die sich in seinem Lehrvortrage, im Umgange, in Prüfungen kund gaben.

Man sah ihn häufig auf der Straße, noch häufiger vor den Thoren, denn dieser Natur mußte am wohlsten sein, wenn unter freiem Himmel Nebel und Wolken über sie hinzogen — gassatim nennt es der Studio und denkt sich noch was dabei. Zum letzten Mal fand ich ihn

— er mochte damals über siebzig Jahre alt sein — im türkischen Zelt zu Charlottenburg, wo er den Nachmittag über mit einigen Botanikern auf den sumpfigen Wiesen Pflanzen gesucht hatte. Alles klagte über nasse Füße, nur er nicht. Aber er empfahl Allen auch den Magen und zwar mit gutem Rheinwein anzufeuchten, denn er sagte: „Meine Herren, similia similibus, es lebe die Wissenschaft!“

Henriette Sontag in Leipzig.

Die geflügelten Gedanken der Mechanik und Kunst gebieten über Raum und Zeit. Es ist kein kleinerer Triumph für den Geist, Tagereisen in wenige Stunden zusammenschrumpfen, als goldene Jugend sich über ein ganzes Leben verbreiten zu lassen. So ziemt es sich, daß man in kaum dreißig Stunden ein halbes Hundert Meilen zurückgelegt, um eine Künstlerin zu hören, die uns vergessen macht, daß sie einst jung gewesen ist, weil sie noch jung ist, weil sie das beste Kosmetikum in der Seele, in ihrem Haupte trägt: den Geist.

Brausen des metallenen Ungeheuers, weißleuchtender Rauch, graubraune Flächen, schneeige Linien und Zacken am Horizont, Läuten der Stationsglocken, Geplauder der frohen Reisegefährten, Gewühl bei der Ankunft, ein frohes Mahl; das ging an uns wie im Traume vorüber, wie uns ja auch die ganze Zeit vergangen ist, seitdem wir vor fünf und zwanzig Jahren „una voce poco fa“

von der genialen Künſtlerin gehört haben. Und wieder ſchlägt das Orcheſter die wohlbekannten Klänge an, die Seitenthür öffnet ſich und die reizende Roſine hüpft herein. Um die volle aber kräftig zierliche Geſtalt ſchmiegt ſich das blaßröthlich-ſeidene Gewand, unter dem ſchwarzſammtnen Mieder mit ſchwarzen Spitzengeweben nach ſpaniſcher Sitte verziert, das ſeidne reiche dunkle Haar iſt einfach geſcheitelt, eine mild-rothe Blüthe wiegt ſich ſanft auf dem antik verſchlungenen Haarknoten, ſchwarze Sammtbänder mit Brillantknöpfen zeichnen ſich köſtlich auf dem herrlichen Nacken, den weißen Armen ab; das iſt Henriette Sontag.

Die Erinnerung betrügt den Menſchen ſo leicht. Wir finden mangelhafte Bilder unſerer lieben Geſtorbenen zuletzt ähnlich und weinen vor ihnen vielleicht bitterlicher, als an ihren blaſſen Geſtalten, da ſie von uns gingen; ſoll unſer Lächeln nicht unendlich wonniger ſein, da wir ein in der Erinnerung innig bewahrtes Bild in Wirklichkeit vor uns auftauchen ſehen und uns zuflüſtern hören, daß wir ſtatt zu verlieren, gewonnen haben.

Es iſt dieſelbe Stimme, es ſind dieſelben Augen, Glanz und Klang derſelben göttlichen Heiterkeit der Seele, aber was Gereiftes darin iſt, das beruht in der Patina des Genius; es iſt der Schmerz, der durch dieſe Stimme und dieſe lieben Augen gezogen iſt und ſie in die höhere Sphäre der Kunſt erhoben hat. Dieſe Augen haben geweint, dieſe Stimme hat geſeufzt! Natürliche Blumen und Blumennaturen ſchlürfen den Thau

des Himmels aber nur zu ihrer Erquickung und so erhöhen jene Tropfen zuletzt den Duft und beleben die zarten Farben. Wunderbarer Eindruck — wohin rechnen wir diese Erscheinung, die unsere Kategorien von „Mädchen und Frau“ so in Verlegenheit setzt; die der Frauen Gluth und anschmiegende Zärtlichkeit mit der tändelnden Leichtigkeit und dem holden Uebermuth des Mädchens verschwistert hat? Es ist der volle Ausdruck einer reichen weiblichen Natur, der keine der Phasen des Mädchen- und Frauenlebens verloren gegangen ist, die alle psychischen Phänomene fixirt und in das höhere künstlerische Bewußtsein, das zugleich Regulativ ihrer ganzen Existenz ist, aufgenommen hat. Daraus erklärt sich die magische Wirkung der Bezaubernden, und daher erscheint es als ihre Nothwendigkeit, daß sie in sich reicher und tiefer geworden ist. War ihre erste Jugend Melodie, so hat gleichsam das Leben die begleitende Harmonie entwickelt und aus der Einseitigkeit der Virtuosität die Totalität eines seelischen Kunstwerkes herausgerundet. Das Gemälde ist aus seinem Rahmen gestiegen und Skulptur geworden. Leicht wäre es, sich in weitere Abstractionen zu verlieren, wenn nicht das lebenswarme Gebild immer wieder die Phantasie auf die Einzelnheiten des schnell entschwundenen Kunstgenusses zurückführte und die organische Production vor der mechanischen Deduction schützte.

Die Stimme Rosinen's ist ihrem innersten Wesen nach süß, und ihr Tonanschlag hat dieselbe reizend überraschende Gewalt, als der Aufschlag der schelmischen Augen; das ist die Gemeinschaft

aller großen Künſtlerinnen, die mit nie alternder Seele ſingen. Gleich gerundet und unmittelbar entſtehen die Bewegungen der Arme, die Hebungen und Senkungen des Hauptes. Von der Fertigkeit iſt kaum noch etwas zu ſagen, denn die ganze Stimme iſt wie ein gaukelnder Falter, hinter dem das Ohr des Muſikers wie ein wildverfolgender Knabe einherjagt, ohne ihn einzufangen. Die Feder mit ihrer plumpen und grauſamen Manier muß ſich die Luſt vergehen laſſen den Tonſchmelz auf das Papier zu ſtechen und im Raritäten-Cabinet ſehen zu laſſen. Henriette Sontag braucht ſehr ſelten ihre volle weiche Stimme; nur für den Ausdruck einer tiefen und liebreichen Empfindung zieht ſie den Ton, wie auf einer Cremoneſer Geige mit langem Bogen heraus. Tändelei und Spiel des Zufalls im Leben drappirt ſie mit dieſen wunderbar gekräuſelten Arabesken ihrer italiſchen Kunſt. Hier ruht für den Geſangskenner ein ganzer Schatz von ſchwierigen Problemen, aber er zerflattert vor dem Ohre, wie eine wunderſame Wolkenbildung vor dem Pinſel des Males.

Die erſte Arie überſchüttete die Lauſchenden förmlich mit dieſen Amoretten, und jene derben Lorbeerkränze und gewichtigen Blumenſträuße, die man der Holden zuwarf, waren nur ein ſchwacher Entgelt für die ätheriſchen Spenden, mit denen ſie unſere Häupter umkränzte. Hatte ſie in dieſer erſten weltberühmten Arie alle Zuhörer als einen mitſpielenden Chor an ſich gezogen, ſo verwandelte ſie die folgende Arie des Bartolo in ein Duett, in dem ſie die Oberſtimme mit den Augen ſang.

Rossini mag vielleicht absichtlich das Musikstück in den unteren Chorden der Saiteninstrumente geschrieben haben, weil er so schöne und beredte Augen in seiner Künstlerseele voraus ahnte und auf singende Blicke im stummen Spiel Rosinens rechnete. Wie mystificirt standen diese armen Teufel von Figaro und Bartolo vor ihr, als das „Billetchen“ zum Vorschein kam, das Taschentuch über den angeblichen Waschzettel geworfen wurde und das ironische „Danke, danke!“ den grimmigen Doctor zur frechen Parodie herausforderte.

In der Clavierscene erhielten wir nicht die Variationen von Rode, Henriette Sontag sang ähnliche von Adam über ein höchst kunstloses Liedchen: „Ah, vous dirai-je Maman“, das auch schon Mozart einst zu Pianovariationen Gelegenheit gegeben hat. Der Componist versuchte hier an einer gewissen Stelle, die Flöte mit der Singstimme kämpfen zu lassen — trostloser Wetteifer eines Klappenmechanismus an einem Stück todten Holzes, mit dem lieblichen Rieseln einer schelmischen Frauenstimme! Die Schlußkadenz mag die keckste Herausforderung sein, die je von einem Componisten der Stimme zugeschleudert worden ist. Die chromatisch verschlungenen Passagen, in denen Flöte und Gesang mit einander zum Triller tändelten, sind eine Klippenpartie in dem Ocean der Gesangsstücke, an der jede minder geschickte und geschmeidige Kraft kläglich Schiffbruch leiden muß.

Leichter aber auch ungleich lieblicher war die Composition einer Polka von Karl Eckert, welche Henriette Sontag am Schluß der Oper

uns noch als Scheidegruß mit auf den Weg gab. Mit Feinheit und Geschmack waren hierin alle die reizendsten Momente ihrer genialen Gesangsmethode zu einem Genrebilde vereinigt, dessen Grazie wahrhaft erquickte. Der Vorhang rauschte herunter; es war Alles wie ein Traum gewesen.

Und Berlin? — Leider war es nur sparsam vertreten; zu dem nie wiederkehrenden Kunstgenuß hatten sich nicht mehr als achtzig und einige Theilnehmer gefunden. Man muß auch jung geblieben sein, wenigstens im Herzen, um sich selbst und seine Bequemlichkeit an eine so zarte Freude setzen zu können. Viele, die Henriette Sontag einst zugejubelt haben, mögen in sich längst todt, begraben und eingewickelt sein in die langweiligen Byssusstreifen ihrer Philisterei, ausgedörrte Mumien — was kümmert es die große und junge Sängerin. Die griechische Helene kredenzte in ewiger Jugend noch dem kopfwackelnden Menelaus den Becher, und Enkel durften sich im vorigen Jahrhundert um eine berühmte Schönheit bewerben und unglücklich werden. Es fehlte die kräftige genußsüchtige Jugend, deren Vorrecht es ist, sich an der Schönheit des Weibes zu berauschen und die zu wenig auf ernsterem Kampfgebiet gethan hat, um laue Gesinnung gegen die Kunst rechtfertigen zu können; es fehlte der eigentliche Reichthum, weil er als guter Rechner zwischen den Jahren der Sängerin und der Reiseausgabe auf gut kaufmännisch die Bilance ziehen wollte, und die Erfahrung machen sollte, daß man sich auch einmal verrechnen kann; es fehlte hoher Stand und Würde, weil sie vielleicht scheel

ſehen mochten, daß das Genie von dem Lotterbett des höfiſchen Lebens aufgeſtanden und hinaufgeſtiegen ſei auf das Piedeſtal des Ruhmes, weil ſie mürriſch ſchmollten, daß ein ſchönes und geniales Weib den ganzen Ceremonienkram hingeworfen habe für die Luſt, Seelen zu berauſchen und Freude um Freude einzutauſchen und lieber Gold zu ernten, als in den grünen Abgründen der Spieltiſche länger Gold zu verſenken. Ein gewiſſes manneskräftiges Alter war vertreten und ein reicher Flor ſchöner Frauen. Wie mußten ſie ſich getröſtet und erhoben fühlen über das niedrige Vorurtheil, das den Mann länger als das Weib jung bleiben läßt!

Und Leipzig? — Das gute Leipzig hatte in der Todesangſt gelebt, daß Berlin ſelb Tauſenden anrücken werde, daß die Mauſefalle von Theater in der reichen Stadt berſten würde von Berlinern; Leipzig hatte ſich nicht hereingewagt. Schon am Bahnhofe waren ſie aber in Reihen aufmarſchirt, die berliner Sturmfluth in ihre weichen ſächſiſchen Seelen zu prägen und in ihrem berühmten kleinpariſer Dialekt darüber ſchnackiſche Gloſſen zu machen. Aber man muß ihnen dennoch dankbar ſein, ſie hatten trefflich gekocht, die Suppe war heiß, der Champagner in Eis geſtellt, die Gaſthofsequipagen nach dem Bahnhofe geſchickt und die „Hausmänner“, um nicht Portier zu ſagen, unter den Thorweg poſtirt, ſtolzer trugen die Oberkellner die Feder hinter dem Ohr und hoffnungsvollere und unterwürfigere Stubenmädchen gab es nie, als am ſechszehnten Februar in Leipzig.

Auch haben sie da zu Lande einen schönen Dialekt, der in seiner Nachgiebigkeit den Mund bis an die Ohren öffnet und beim Gesange fast wie das Italienische klingt, wegen der vielen lieblichen langen Vocale. Auch singen sie ihr sächsisches Italienisch auf dem Theater so gut als an der Table-dhôte, auf der Straße so gut als im Foyer, in dem sich zwei Menschen nicht vorbeigehen können, und ich wünschte, sie hätten auf ihren Theatersitzen so viel Platz, als sie Zeit zum Reden haben. Ihr Orchester, dirigirt vom Kapellmeister Rietz, war sehr gut und begleitete discret, aber um diese Stimme passend zu begleiten, muß das Orchester der „queen mab" engagirt werden und als Ballet der Elfenreigen des Sommernachtstraums.

Der Abend hatte etwas vom Sommernachtstraum und auch an Gevatter Zettel und seinen Rüpeln fehlte es nicht; aber der leipziger Wächter bläst eben auf seinem verstimmten Horn den jungen Tag an, die schöne Sängerin schläft gewiß längst im ersten Stockwerk, während meine unmelodische Feder im dritten Stock noch rastlos mit Lokomotiveneile über das Papier kritzelt; in vier Stunden pfeift es zur Heimkehr — es ist Schlafenszeit.

Auch ein Künſtlerſouper.

(Nach den Mittheilungen eines Celliſten.)

Das Concert war zu Ende. Die Damen erhoben ſich und fanden es himmliſch, die Herren gaben ihren Schönen die Shawls um; man eilte nach Hauſe Unterdeſſen hatte Guſikow, denn von ihm ſprechen wir, die beiden Zauberſtäbchen in die tiefen Taſchen ſeines weiten ſeidenen polniſchen Judentalars geſteckt, wo ſie mit einer trockenen Semmel, die nach preußiſchem Landrecht mehr als mündig war, auf eigene Hand die letzten melancholiſchen Mazur's und Krakowiak's zu repetiren ſchienen; die hohe ſchwarze Mütze des Concertcoſtüms war mit einer Pelzkappe von gediegener Unreinlichkeit vertauſcht worden und Guſikow rüſtete ſich mit ſeinen beiden Vettern, dem Aelteren und dem Jüngeren, ſeinen Reiſebegleitern und Bedienten, nach Hauſe zu gehen. Der Sturm tobte draußen, der Regen floß in Strömen, aber das verhinderte den Mann nicht, der ſoeben zwölfhundert Thaler eingenom-

men, trotz seiner hektischen Constitution fünf Groschen für eine Droschke zu ersparen.

Noch standen wir am Ausgange des Concertsaales im königlichen Schauspielhause. Ich war bei ihm geblieben, da ich dem jüngeren Vetter Cellounterricht gab und mich von dem genialen Virtuosen mit magischer Gewalt angezogen fühlte. „Herr H.“, sagte Gusikow, „heute bleiben Sie bei mir, heute ist ein festlicher Tag!“

Ich war erfreut, denn die heitere Laune des wahrscheinlich bevorstehenden Soupers würde, so hoffte ich, den eigenthümlichen Mann zum Sprechen bringen. Wir gingen, hinter uns die Vettern, der jüngere mit dem Holz- und Strohinstrument, in einem Sacke, der ursprünglich zu Hafer und Häcksel geschaffen worden war. Wir kamen bei ihm zu Hause an; aber da waren keine Vorrichtungen zu einem Nachtessen. Statt einer festlichen hellleuchtenden Lampe wurde ein Dreiertalglicht angezündet, ein Tisch vor den großen schwarzen Kachelofen gerückt und wir nahmen alle Viere Platz.

„Speisen wir!“ rief der Virtuose in seinem jüdischen Dialect. Verwundert sah ich mich um; keine Spur von eßbaren Stoffen! Aber war es nicht möglich, daß der Wundermann, der trockenen Hölzern Silberklänge zu entlocken verstand, auch aus einer dürren Tischplatte irgend ein ragout fin oder eine Trüffelpastete zaubern konnte? Es ging indessen Alles leider auf natürliche Weise zu. Gusikow gab dem jüngeren Vetter einen Wink, derselbe öffnete die Ofenthür und zog einen Teller heraus, auf dem von Mittag her ein großer

Hechtkopf traurige Betrachtungen angeſtellt haben mochte, wie ſie nur irgend ein menſchlicher Tyrann, der auf ſeine alten Tage den Wechſel der Schickſale erfahren, anſtellen kann. Guſikow nahm den Teller mit dem Hechtkopf vor ſich und entkleidete ihn der eßbaren Theile, die in der Gegend ſaßen, wo der eigentliche Hecht in ſeiner ſchönen Zeit — ach wo war ſie hin! — einſt recht eigentlich angefangen hatte. Die Vettern ſaßen dabei und ſahen auf ſein Beginnen, wie zwei Katzen, die durch beſondere Protection der Köchin beim Zubereiten der Fiſche in der Küche verweilen dürfen und ſich ſittig gebehrden, in der geheimen Abſicht, falls die Köchin wegſieht, ein Stück Fiſch zu ſtehlen.

Wenn ich ſagen ſollte, daß meine Hoffnungen auf ein vergnügtes Souper herabgeſtimmt waren, ſo müßte ich die Unwahrheit ſagen: mir war ſogar zu Muthe, wie dem Manne, der ſeine letzte Abendmahlzeit genoſſen hat und am Morgen durch einen Vorſchneider der Criminaljuſtiz dahin gebracht werden ſoll, wo nicht mehr geſpeiſt wird, ſelbſt nicht aufgewärmte Hechtköpfe. Kurz, ich hatte den Appetit verloren, wenn man ihn über gewiſſe Dinge verlieren kann. Der Virtuoſe war indeſſen ein Mann von Mäßigung, als gebornes Genie hatte er Achtung vor allen großen Köpfen und ſchonte den Hecht in den weſentlichen Theilen, mit denen der edle Fiſch einſt gedacht haben mochte; er ſchob alſo denſelben dem älteren Vetter zu. Dieſer entblödete ſich nicht, den Hechtkopf einer ſtrengen Prüfung zu unterwerfen, inwiefern noch Eßbares an ſeiner äußeren ſterblichen Hülle

vorhanden sei. Lange und mit wissenschaftlicher Genauigkeit wandte er ihn hin und her; endlich war kein Stoff zur Untersuchung mehr vorhanden und der jüngere Vetter, derselbe, der den Sack getragen hatte, erhielt den Hecht. Hatte ich bisher mit stummer Bewunderung, die nicht ganz frei von sehr viel Ekel war, der Kunstreise des Hechtes zugesehen, so stieg jetzt mein Staunen auf den höchsten Grad, als ich den jüngeren Vetter mit einer Meisterschaft, die von jahrelanger Uebung zeigte, seine Präparationsversuche beginnen sah. Obwohl Jude von Geburt und Ueberzeugung, brachte der Vetter doch mit plastischer Deutlichkeit diejenigen Theile des Kopfes zu Tage, in welchen die lebhafte Phantasie des Volkes die Marterwerkzeuge Christi erblicken will. Bisher hatte ich geglaubt, daß nur die Präcision der Katzen mit dieser herrlichen Oekonomie Fische essen könne; dieser Vetter stand über den Katzen, wie der denkende Mensch über der Thierwelt. Das Wunder der Speisung der Tausende mit Fischen nach der Bergpredigt, so sehr ich es als Schuljunge, wo ich meinen Appetit mit denen der Zuhörer Christi verglich, bezweifelt hatte; jetzt glaubte ich es. Dabei spie der Vetter, wie jener Vulkan in der Andenkette, von dem A. v. Humboldt erzählt, wenn auch nicht Fische, so doch Gräten um sich her. Ich hatte genug, wie der Leser gewiß schon lange. Endlich verschwand der Teller, ich weiß nicht, ob vielleicht noch Jemand seiner harrte; meinen Blicken ward er aber entzogen.

Während dieser Zeit hatte der Virtuose, seinen edelgebildeten, patriarchalischen Kopf in die

blasse Hand gestützt, den Vettern zugesehen, mit einem Lächeln, in dem sich Mißbilligung über der Vettern Gefräßigkeit und Unersättlichkeit nicht verkennen ließ. Wir sprachen unterdessen von seinen Reisen; ich fragte ihn, denn diese Frage durfte ihm, nachdem was ich eben von seiner Sparsamkeit gesehen, wohl die liebste sein, wo er das meiste Geld verdient habe?

„Wo denken Sie wohl, Herr H.?“ sagte er mit einem verschmitzten Lächeln.

Ich rieth auf einige Landstriche in der Wallachei, wo, wie ich wußte, die Dukaten noch zu gedeihen pflegten. Er schüttelte ironisch lächelnd seinen Lockenkopf.

„In Sibirien!“

„In Sibirien!“ rief ich erstaunt, denn wie alle Deutschen, konnte ich mir bei dieser geographischen Reminiscenz nichts als einen Landstrich denken, wo man statt Beifall- nur Prügelklatschen, statt Musik nur die Seufzer der Unglücklichen hörte.

„Ja in Sibirien!“ Und er erzählte noch vieles von der Wohlhabenheit der Städte, von ihrer aufblühenden Cultur, welche von all den Verbannten herrührt, die sich nach überstandener Strafzeit dort niederlassen und ihren Geist, den man in Rußland nicht dulden wollte, den fernen Völkern einimpfen. So viel erzählte er, daß ich am liebsten noch an demselben Abend mein Cello genommen hätte und auf eine Kunstreise nach Sibirien gegangen wäre.

Darauf trennten wir uns und mir träumte die ganze Nacht von Sibirien, wo mich von Stadt

zu Stadt ein großer Hecht verfolgte und zu verſchlingen bemüht war, während die Vettern Guſikow's ihn nur mit Anſtrengung davon abzuhalten ſuchten; doch ſchlief ich wie alle Leute, die nicht zu Abend geſpeiſt haben, ſanft bis an den lichten Morgen.

Das war mein Souper bei Guſikow.

Wettrennen.

Die beiden Wappenthiere der noblen Passionen: Hund und Pferd zeigen die merkwürdige Eigenschaft, daß um den Zeitpunkt, in welchem das eine Geschlecht in vollkommener Ebenbürtigkeit mit dem Menschen seine schönsten Triumphe feiert, das andere in tiefster Erniedrigung selbst bis zu den gemeinsten Contumazvorsichten herabsteigen muß. Zur Zeit der längsten Tage nämlich, wo viele Hunde in unerklärlicher Niedergeschlagenheit, von dunklem Spleen befangen, die Zier des Schwanzes und das denkende Haupt nebst Zunge zu Boden hängen lassen, wo ein öffentlicher Beamter und seine Subalternen mit eifrigster Controle nach ihren Frankaturmarken suchen und Concessionsentziehungen des Lebens an der Tagesordnung sind, kurz verher ehe der Sirius culminirt, ist die Flitterzeit im Leben der Rennpferde. Jedes Roß von einiger Distinction erscheint alsdann auf der großen Fläche hinter Tempelhof mit geflochtenen Mähnen und wohl-

ausgekämmtem Schweif, bedient von mehrerem Stallgeknechte, und sieht mit Verachtung herab auf die Rapp-, Fuchs- und Schimmel-Proletarier, die, vor Droschken und Thorwagen gespannt, aus der Stadt mühselig heraukeuchen. In der breiten Steppe zwischen Rixdorf und Berlin ist dann über Nacht, wie durch einen Zauberschlag, ein Wunderbau von einem Glaspavillon und zwei Tribünen aus der Erde gewachsen und die behelmten Häupter der Stadt bewachen zu Fuß und Roß die mährchenhaften Gebilde der Wüste.

Dicken Herren macht es um diese sonst naturgemäß so heiße Zeit kein Vergnügen »vollblütig« zu sein; für magere Pferde ist es ein Glück. Die vierbeinige Aristokratie beutet alsdann die Vorzüge ihrer Geburt und Lebensstellung aus; bürgerliche Pferde bleiben hinter der Front und werden nur von Stallknechten geritten. Auf diesem Platze hat man die zeitgemäße Bedeutung eines schnellen Rosses in ihrer ganzen Tiefe erkannt, und mancher verhungerte Pegasus würde sich, könnte er diese wohlverpflegten Collegen erblicken, die müden feuchten Augen wehmüthig mit seinem eigenen Schweife trocknen. Es ist keineswegs eine Hyperbel, wenn der Laie der Hippologie und Kenner der Anthropologie behauptet, daß elf Zwölftheile der Menschheit es bei weitem schlechter haben, als diese Heroen der Striegel und Kartätsche, und der Menschenfreund lebt Angesichts der Wettrennen in der freudigen Einsicht auf, daß wenigstens ein Theil armer Zweifüßler in der Bedienung der Herren Vierfüßler ein erträgliches Brod findet.

Einst waren die Wettrennen ein Volksfest der Stadt; jetzt tragen sie nur noch den Hautgout einer aristokratischen Belustigung. Volksfest ist jetzt — um die Wette nach Amerika zu rennen.

Das Schauspiel selbst ist ein belebtes und erhebendes. Von den Tribünen aus übersieht man den wichtigen Tummelplatz der Actionaire und Pferdebesitzer. Hier blühen üppig der Garde-Cavallerie-Officier, der junge Rittergutsbesitzer und der englische Jockey; hart daneben wachsen ringsumher wild verwegene Ellenreiter mit weißen Thalerbillets am Hut auf kauderwälschen Miethskleppern. Verwundert sehen diese dem waghalsigen Rennen nach; es tröstet sie über ihre Lage die vollkommene Unabhängigkeit ihres Willens von dem ihrer Reiter; sie haben nur im Stall zu gehorchen; einmal vermiethet sind sie frei wie das Roß der Prairien.

Jetzt giebt eine Glocke das feierliche Zeichen zum Wiegen der Reiter, Sättel und Aufzäumungen. Mit höchster Gewissenhaftigkeit wird nach dem Programm des jedesmaligen Rennens den Rossen ihre Bürde zugemessen. Mancher überladene Büreaubeamte muß mit Neid dabeistehen, wenn er sieht, wie bedacht man ist, die Kräfte der Pferde nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen. Ein zweites Zeichen ruft die Jokeys zu ihren Pferden, sie sitzen auf und reiten an den Tribünen vorbei, um sich und ihre Pferde zu präsentiren. Zugleich wird eine Tafel aufgehißt mit den Nummern der concurrirenden Pferde. Viele waren „gezeichnet“

aber nur Wenige sind auserwählt; das Hauptvergnügen der Rennfreunde scheint zu sein: Reugeld zu zahlen.

Die designirten Wettrenner reiten unter allgemeiner Aufmerksamkeit der Zuschauer, die an den Costümen der Jokeys ihre Herrn zu erkennen suchen und in dem Verzeichniß notiren, die Bahn hinauf und die Spannung steigt mit jedem Augenblicke höher. „Was dieser Dessen für viele Pferde hat; er muß ein sehr reicher Mann sein!“ bemerkt nachdenklich aber laut ein alter Philister zur Gattin, und unter dem Gelächter der ganzen Bank belehrt ihn ein junger Nachbar, daß „Dessen“ kein Pferdebesitzer, sondern nur ein gewisser Genitivus sei, der sich auf den vorgenannten Herrn beziehe. Jetzt wird der Alte ernsthaft böse. „Genitivus! — ein Vocativus sind Sie — hier steht es auf dem Zettel, den ich für einen ganzen Silbergroschen gekauft habe: Amtsraths Heller's br. St. — Dessen br. H. — wenn Sie lesen können, werden Sie auch sehen, daß es groß geschrieben steht und ein Genitiv und groß geschrieben! — Wenn Sie Dessen nicht kennen; kann ich ihn doch kennen; Dessen ist ein vorurtheilsfreier Herr, der sich aus den Titulaturen nichts macht, darum steht nicht Herr dabei.“ Da es abermals klingelt, wird der Alte nicht weiter beachtet, aber entrüstet spricht er noch längere Zeit in sein buntgewürfeltes Halstuch hinein und beschließt gleich nach dem Rennen Herrn „Dessen“ aufzusuchen und ihm sein Compliment zu machen.

Die Renner gehen vom Ablaufspfahle ab, sie schießen wie gefiederte Pfeile die Bahn entlang,

jetzt biegen ſie um die letzte Ecke, in die eigentlich entſcheidende Strecke des Wettlaufs, die Reiter arbeiten mit beiden Armen, die Pferde mit allen Vieren, jetzt — jetzt — um eine Naſenlänge — und der Sieg iſt entſchieden. Der Sieger reitet langſam und ſtolz zum Waageplatz; die Beſiegten verſchwinden im freien Felde, als ob der Erdboden ſie verſchluckt hat. Nun folgt wieder eine halbſtündige Pauſe für die halbe Minute des Schauſpiels, und endlich erbarmt ſich der mitleidige Himmel und kühlt durch ein tüchtiges Regenbad mit Sturm die Begeiſterung der Reiter, Roſſe und Zuſchauer ab. Die Wagenburg wird erſtürmt, die Verkäuferinnen von Knoblauchswürſten und Branntwein halten nicht Stand, wie einſt die Frauen der alten Deutſchen, die Fuhrleute ſteigern trotz Taxe und Polizei die Preiſe um das Doppelte, verirrte Affenpinſcher ſuchen wie wahnſinnig ihre Herren, Regenſchirme werden vom Winde umgekehrt und über Feld getrieben, ja ein ſchwarzer und ein weißer Hut beginnen ein Steeple Chaſe, indem die Beſitzer als Preisrichter verzweifelt nachrennen. So wird Alles zu einem Wettrennen, ſelbſt die Rückfahrt nach der Stadt, und es fehlt endlich nicht an ſolchen, die keinen andern Preis gewonnen haben, als einen tüchtigen Rheumatismus oder ein verfrühtes Zipperlein.

Nachtgedanken eines deutschen Tabacksrauchers bei der Kunde vom drohenden Tabacksmonopol.

Komm her geliebte Trösterin in traurigen Stunden, theure Tabackspfeife! sei mir gegrüßt und gestopft mit lieblichem Varinasknaster, den des Engländers Schiff von den Küsten des freien Amerika originaliter herüberbrachte nach Hamburg, Varinasknaster, den ich zerschneide, wie ihn des schwarzen Sklaven Hand zusammendrehte in eine köstliche schwere Rolle, sende du Theure dein blaues Gewölk in die dämmernden Lüfte und bringe in diesen schwülstigen Anfang à la Young ein wenig Klarheit und Lesbarkeit, damit mein Freund, der deutsche Leser, nicht sofort meinen Aufsatz aufflammen läßt — in verächtlichem Fidibus!

Sie brennt, sie ist beseelt — sie hat Luft! Gestern noch fuhr ich ihr mit einem langen Drahte, daran geschmeidige Borsten waren, durch ihr respectables Innere und zog heraus des Rauchers

ewigen Haß: den sogenannten Polacken, d. h. ein Pfröpflein die Röhre verstopfenden Tabacks, das man wiederum in Polen: einen „Deutschen“ nennt; so gegenseitig ist die Verachtung. O könnte man doch mit einem solchen Borstendraht und Pfeifenräumer auch durch die Verfassungsfeinde und Ausländler fahren und die reactionären Pfropfen und Polacken aus ihrem enggebohrten Innern ziehen; du, meine geliebte Pfeife, wärst nicht in Gefahr, gestopft zu werden mit inländischen Kräutern und pestilenzialischem Wegerich und Lattich.

In den Zeitungen habe ich gelesen und das lange Gesicht meines Tabackshändlers straft sie nicht Lügen, daß die Rede ist von einer Knechtung des fremden Tabacks in Deutschland!

Ich glaube bei Gott, daß sich das lange Gesicht von Tabackshändler einbildet, die Deutschen werden ihr Nationalitätsgefühl geschmeichelt und erhoben fühlen, wenn ihre Einheit dadurch hergestellt wird, daß alle Stämme den einheimischen Stänkertaback rauchen müssen? O mein Tabackshändler, wie wenig kennst du den kosmopolitischen Deutschen!

Kleine Austern aus England, Schinken aus Bayonne, Caviar aus Astrachan, Braune Mouton aus Bordeaux, eine Cigarre aus der Havannah — wann der Deutsche sich daran erfreut hat, dann sprecht ihm gemüthlich bei einer Tasse Mokka aus Java von seinem Vaterlande — stopft ihm aber die Pfeife mit Vierradener und er wird euch wie Hiob ins Gesicht segnen.

O ihr wißt nicht, was ihr thut, ihr Männer

der Tabacksreaction; ihr werdet den Deutschen in Verzweiflung bringen. Ja, es giebt Revolutionaire in Schlafrock und Pantoffeln; glaubt mir jedoch, sie sind nicht gefährlich, so lange ihr ihnen die Pfeife und den guten Taback laßt; einmal dieses Palladiums beraubt, wird jeder Schlafrock zum Harnisch, jeder Pantoffel zum Spornstiefel, jede Pfeife zu einer Zündnadelflinte. Rührt den Taback nicht an, wenn euch die monarchischen Empfindungen Deutschlands lieb sind. Hätte Shakespeare den Taback gekannt, ich bin überzeugt, er würde den Cäsar bei seiner Beschreibung des gefährlichen hageren Cassius haben hinzusetzen lassen: „Cassius raucht nicht — Brutus, laßt Männer um mich sein mit langen Pfeifen, dieser Cassius flieht den Taback — Brutus, schafft Männer mit gestickten Tabacksbeuteln, die nicht Böses sinnen!“

Warum blüht die Despotie im Orient? weil die Menschheit aus langen Wasserpfeifen mit dicken Bernsteinspitzen Taback raucht, weil der Mensch mit solch einer Pfeife ruhig sitzen bleiben und Regierung und Schicksal still über sich ergehen lassen muß.

Warum hat man in China kein Parlament und keine freie Presse? weil der Chinese eifriger Opiumraucher ist und das Aroma des Mohnsaftes sein Hirn umnebelt.

Berührt also nicht die Heiligkeit eurer mächtigsten conservativen Verbündeten in Deutschland. Nicht jener große Czar am scythischen Gestade der Newa schützt euch so mächtig, als der blaue Dampf, der an jedem Morgen aus Millionen

Pfeifen und Cigarren von Deutschland gen Himmel aufsteigt, ein frommes Brandopfer deutscher Philosophie und Geduld.

O glaubt es, erhabene Gebieter der Völker, mit der Pfeife im Munde erträgt der Mensch die schrecklichsten Qualen. Raucht nicht der indianische Häuptling, wenn er an den Marterpfahl gebunden ist und man ihm lebendig die Haut abzieht? rauche ich nicht, wenn mich junge Dichter besuchen und mir stückweise ihre Gedichte vorlesen?

Ohne Pfeife nur Tod und Blutvergießen! General Seidlitz rauchte bis mitten in das Treffen hinein; wenn es aber zur Attaque ging, schleuderte er die Pfeife weg, zog den Säbel, und wehe seinen Feinden!

Und nun, ihr Unterdrücker des Tabacks, denkt eure Pläne ausgeführt, folgt mir am Arm der Phantasie in die Zukunft! ich will mir zur Abwechselung eine La Fama vom guten Gerold anzünden und euch Deutschland ausmalen, wie es unter einer Tabacksmonopolizei aussehen wird.

Eilt in eurer Phantasie fünf Jahre weiter und denkt euch alle Cigarrenläden in Berlin geschlossen. Die Stadt wird hierdurch ein so düsteres Aussehen bekommen, als ob man die Leichenfeier des größten Helden Deutschlands beginge. Eine ungeheure Menge von Männern und Knaben zieht stumm (unter den Linden) zum Brandenburger Thor hinaus. In dem glänzend wiederhergestellten Kroll'schen Lokal ist eine großartige Ausstellung veranstaltet worden. Hier sieht

man mit polizeilicher Bewilligung Alles, was auf den Taback der Vorzeit von 1851 Bezug hat.

In einem Käfig links erblickt man einen alten Importeur. Hart daneben steht ausgestopft der letzte Horndrechsler und Pfeifenfabrikant. Unter Glas sieht man einige halbe und ganze Dutzend ächter Cigarren. Ein Viertelhundert Regalia wird gegen ein besonderes Entree in einem getrennten Zimmer hinter einem Gitter und Eisenstäben gezeigt. Allgemeine Aufmerksamkeit erregen die Holzpflöcke aus einer Rolle Varinas. Draußen auf dem Exerzirplatz sind zwei Bataillone Tabacksschnüffler, welche aus brodlosen ehemaligen Tabackshändlern gebildet sind, mit militairischen Evolutionen beschäftigt.

Das Aussehen der Stadt hat sich sonst noch wesentlich verändert. Eine Menge Wirthshäuser ist eingegangen, weil in ihnen heimlich ächter Taback geraucht worden ist und ihnen die Concession entzogen werden mußte.

An ihre Stelle sind einige prächtige Gebäude getreten, in denen der Regietaback verkauft wird. Scheu weicht das Volk diesen Bauwerken aus.

Die Moral hat bereits gelitten. Frauen, die Jahre lang stillschweigend das Rauchen ihrer Männer duldeten, haben sich von ihnen getrennt, seit sie Regietaback zu rauchen angefangen. Brautpaare, die seit vielen Jahren verlobt, nur einer Anstellung entgegensahen, verneinigen sich auf einer schwärmerischen Mondscheinpromenade. „Was rauchst du für eine scheußliche Cigarre, mein Oreſtes?“ fragt sie. — „Es ist die Neustados Eberswaldia yellow, das Mille 50 Thlr., meine

Tisiphone!“ antwortet er — worauf sich Beide umm trennen. Sie sehen sich nicht wieder.

In den philosophischen Schriften der Gelehr-en vermißt man den norddeutschen Tiefsinn, die ogik darin wird schlotterig; man fängt an, diese Werke für oberflächlich zu halten. In der Lyrik nacht sich wieder Lebensüberdruß und Europa-müdigkeit geltend. Von Düsseldorf geht in der Malerei eine neue Richtung, die der trauern-en Tabacksraucher, aus. Auf der Kunst-usstellung von 1856 werden sich 799 Gemälde efinden, auf welchen Pilger, Ritter und Engel argestellt sind, welche wegen Verschlechterung des Tabacks in traurige Betrachtungen verloren, theils erne Berge, theils nahe Pfeifen anstarren. Un-er den Skulpturen befindet sich ein Basrelief on Rauch, darstellend die Apotheose von Prä-orius und Brunzlow, bestimmt für das Fami-enbegräbniß dieser sich zu Tode getrauert haben-en Fabrikanten.

Auf die Preise der Lebensmittel ist das Mo-opol nicht ohne Einfluß geblieben. Wirsigkohl, Grünkohl und Spinat sind nur noch von Reichen u bezahlen, da diese ehemaligen Gemüse zur An-rtigung der besseren Tabackssorten gebraucht erden. Dafür ist die Einfuhr des Seegrases um as Hundertfache gestiegen, und weil der Preis es Lebens gesunken ist, raucht man nur noch us vergänglichen Thonpfeifen. Man denkt hierin anz muhamedanisch: daß der Mensch keine Ge-äthe haben müsse, die länger dauern, als er lber.

Doch warum noch fernere traurige Blicke in

die Zukunft? Pindar hat gut reden, wenn er das Daſein des Menſchen „den Schatten eines Rauches“ nannte; der Preuße der Zukunft wird ſich bedanken, der Schatten ſolch' eines Rauches zu ſein, und nur der Selbſtmörder wird nicht mehr zu Strick und Piſtole greifen, ſondern im Lokalbericht wird man in dem bekannten klaſſiſchen Conſtabler-Deutſch leſen:

„Geſtern tödtete ſich ein alter Mann aus Lebensüberdrüſſigkeit mit ſeiner Tabacksſpeiſe, indem er das Oleum daraus verſchluckte, woſo weiß man nicht. Berlin, den 4. Februar 1855.“

Der achtzehnte März.

(Noch ein Mißverständniß.)

Es war am Nachmittag des 18. März 1851. Herr v. Quaselwitz hatte bei Schott gespeist. Herr v. Q. speiste bei Schott nie unter einem Thaler, weil er dieses zu hausmannskösstlich fand; am 18. März hatte Herr v. Q. zu zwei Thalern gespeist und befand sich in einer patriotischen Stimmung. Er beschloß hinaus zu gehen auf den Kirchhof im Friedrichshain, nicht um zu weinen an den Gräbern und Kränze hinauszutragen zu den Denkmälern; Herr v. Q. wollte mit Blicken zerschmettern die Rotten der Demokraten, wollte sehen Polen, Juden, Franzosen und Literaten, wollte dies irregeleitete Volk, wenn möglich auf bessere Wege bringen, von der Landsbergerstraße und dem Alexanderplatz. Herr v. Q. war seines Zeichens einer der furchtbarsten Reactionaire, drei seiner Neffen dienten in der Garde, ein vierter hatte von einer reichen constitutionellen Bourgeoise einen Korb erhalten; Herr

v. Q. war für die Ordnung, aber nicht für die Gemeindeordnung; er liebte die Gerichte, zumal die Patrimonialgerichte, aber er haßte die Geschwornengerichte und die kalt gewordenen Gerichte; auch liebte er die Ruhe, zumal die Nachmittagsruhe. Am 18. März verzichtete er darauf, um mit Blicken etwas Pöbel zu zerschmettern. Herr v. Q. kam vor das Landsberger Thor; hier stand er still, sah die Schaaren der Wallfahrer, wüthete mit Blicken und zerschmetterte. Da faßte ihn ein Arm; es war eines Constablers Arm.

„Rasch gehen, immer vorwärts — hier darf Niemand stehen bleiben.“

Erstaunt blickt sich Herr v. Q. um. Er vorwärts — hier? auf diesen Kirchhof zu?!

„Ich werde nicht vorwärts gehen!“ donnerte er den blauen Mann des Gesetzes an.

„Sie werden mit mir kommen!“ blitzte der Constabler ihm entgegen. Was weiter? Herr v. Q. war nicht im Stande sein Inneres dem Manne verständlich zu machen. Ach, des Menschen zarteste heiligste Empfindungen verhallen oft unverstanden und erst wenn wir eingesperrt sind, überzeugen wir uns, daß wir hätten sollen weder empfinden noch reden. In Zeit von fünf Minuten war Herr v. Q. auf der Constablerwache. Der Mann, der zu zwei Thalern bei Schott gespeist hatte, saß mit einigen Schreiern und Steinwürflingen auf einer Bank. Furchtbarer Schicksalswechsel! entsetzliches Verhängniß des 18. März. — Der Leser der Kreuzzeitung und der Buchstabirer des Urwählers auf einer Pritsche!

Die Geschichte schweigt über des Mannes

innere Leiden. Seinen Vertheidigungsverſuchen wird Schweigen auferlegt; zum erſten Male muß er an ſich erleben, welche Conſequenzen erblühen aus der Unverantwortlichkeit. Man weiß, daß Menſchen, die zum Tode verurtheilt waren, in einer Nacht graues Haar erhalten haben, man wird erfahren, daß auch im Innern des Menſchen in wenigen Stunden eine jener Revolutionen vorgehen kann, welche für immer über Individuen und Staaten entſcheiden. Als nach ſechs bis acht Stunden und unſäglichen Mühen, vom Molkenmarkt aus, Herr v. Q. ſeine Freiheit wieder erhielt, war jene namenloſe Umwandlung in ſeinen politiſchen Ueberzeugungen vor ſich gegangen.

Herr v. Q war am 19. März conſervativ-conſtitutionell!

Ein Reſt Mittelalter.

Einſt, als ich vertieft in das Studium der berliner Zeitungen ſaß, ſtürzte athemlos ein glaubwürdiger Unter-Tertianer ins Zimmer und brachte die Depeſche, die Currende am Friedrich-Werderſchen Gymnaſium ſei aufgehoben!

Hätte dieſer Zeuge mir die Nachricht von der Aufhebung der Verfaſſung gebracht, und wäre ich ganz Kreuzzeitungsmann, mein frohes Erſtaunen wäre nicht geringer geweſen, als es bei der Aufhebung eines Inſtituts ſein mußte, das mich ſeit meinem ſiebzehnjährigen Aufenthalt in Berlin hartnäckig verfolgt hat.

Welche furchtbare Zeiten ſtehen uns bevor, was für ein rothſocialer Dämon hat die Menſchheit ergriffen, daß ſie die Hand legt an die ehrwürdigen Inſtitutionen des Mittelalters, daß ſie die Freude mehrerer Jahrhunderte abſchafft — die Currende iſt nicht mehr . . .

Aber der Leſer fragt: Was iſt die Currende? warum dieſen Aufſtand um die Currende? War

die Currende eine inländiſche Behörde oder Corporation, ein weltliches oder ein geiſtliches Inſtitut, ein ritterlicher Orden?

Mit den letzten Fragen hat der Leſer ſo ziemlich das Richtige getroffen; die Currende hatte etwas von einem geiſtlichen ritterlichen Orden!

Sie beſtand aus armen Schülern, welche unter der Leitung eines „muſikaliſchen Abtes“, den ſie Praefectus chori zu nennen liebte, eine Art von ſingendem Bettelmönchsorden in einer Kloſtertracht bilden durfte, die in einem alten ſchäbigen Mantel und einem dreieckigen Hute beſtand. Für gewöhnlich rückte dieſe Cleriſei an jedem Sonnabend frühe, bei gutem oder ſchlechtem Wetter, in ihrem Ornat aus und begab ſich, 15 bis 20 Mann ſtark, welche das Vorrecht beſaßen, die Schulſtunden zu verſäumen, vor die Wohnungen der Wohlthäter der Currende, die ſie durch ihr Gebrüll geiſtlicher Geſänge aus dem Schlafe ſchreckte oder bei der Arbeit ſtörte.

Ausnahmezuſtände bildete die Advents- und Weihnachtszeit, ſo wie die Woche vor hohen Feſttagen, in welcher Zeit ſich die Currende für permanent auf der Straße erklärte, muſikaliſche Executionen über Berlin verhängte und ganze Stadtviertel mit Blechbüchſen beſchoß, welche den Händen der Knaben anvertraut waren, die ſich durch Abreißen der Wohnungsklingeln die Achtung der Currende und den Schrecken der Bevölkerung zugezogen hatten.

In der Front vom Geſang der Currende, im Rücken von den Bettelbüchſenſchützen angegriffen, ſtreckte die geänſtigte Bevölkerung ihre

Vier und Achtgroschenstücke, die gestörten Gelehrten fluchten, die Kranken ächzten auf ihren Betten, die kleinen Kinder versteckten sich weinend hinter die Kleider ihrer Mütter und nur ein reisender Franzose — wie das Magazin des Auslandes einmal berichtete, — pries den Gesang der Currendeknaben als „Engelsstimmen.“

Das Jahr 1848 machte der Currende ein Ende, aber als ächtes Gespenst des Mittelalters fand sie keine Ruhe im Grabe; wir müßten uns sehr täuschen, wenn nicht die Novembermänner außer Krone und Hermelin auch die schwärzlich vergilbten Mäntel und Filze der Currende gerettet hätten. Genug die Currende war wieder da — sie solfeggirte abermals mit ihren Engelsstimmen.

Motiviren wir unsere Freude, so besteht sie außer der Befriedigung, die alle und somit auch unsere musikalischen Ohren in dem Verstummen dieses gegen den guten Geschmack erhobenen Kriegsgeheules finden, in der Genugthuung, der Papiermühle die alten Mäntel, den Filzfabriken die Dreimaster, den drei Morgenstunden des Sonnabends, etwa 20 talentvolle Schüler wiedergegeben zu sehen. Rechnen wir noch dazu, daß diese armen Paria's in der Achtung ihrer muthwilligen Mitschüler wiederhergestellt sind und ihre Dürftigkeit nicht mehr „bemänteln“ dürfen, so votiren wir dem freisinnigen Reformmann, der die Currende begrub, den Dank der Menschenfreunde aller Zeiten!

Von den Störungen.

Nicht von denen der Planeten unter einander ist die Rede, sondern von denen der Menschen, und noch genauer bezeichnet: von den Störungen, welche ein arbeitslustiger, aber unglücklicher Schriftsteller zu erleiden hat. Schriftsteller und Vogelsteller spannen ihre Netze nach Vögeln und Gedanken aus und lauern in der Stille auf Beute; Lärm und täppische Gesellen bringen sie als ihre Erbfeinde um manchen hüpfenden Gewinn. Unter allen Mannigfaltigkeiten des Lebens wüßte ich keine größere, als die: Geld auszugeben und gestört zu werden. Sieht die Mehrzahl der Menschen sich gegen die erste Versuchung hinlänglich durch Geldmangel geschützt, so überliefert die ewig gerechte Natur doch am Morgen jeder Creatur vierundzwanzig gleichgemessene Stunden zu beliebigem Gebrauch, und es gehört zu den interessantesten Beobachtungen, die verschiedenen Mittel und Wege zu verfolgen, welche die Menschen anwenden, um dieses Kapi-

tal sich selbst und Andern zu verkümmern. Geld haben heißt: Zeit haben, denn Geld arbeitet; aber wer aus Zeit erst Geld machen soll, muß ein Geizhals mit Stunden und Minuten sein. Man kann ein Kapital an Geld ausleihen und gute Zinsen bekommen; aber Zeitkapital einmal fortgegeben, ist für immer verloren.

Schon oft habe ich darüber nachgedacht, welche Mittel es gegen die Zeiträuber giebt, wie ich zum Unterschiede von den Tagedieben, die sich selbst bestehlen, diejenigen nennen will, welche andere Leute um ihre Zeit bringen; aber ich bin zu keinem Resultate gelangt. Der Schriftsteller ist dem Zeiträuber gegenüber recht- und schutzlos.

Du bist an einem Morgen mit dem besten Humor von der Welt aufgestanden, das kalte Wasser, der wahre Wein für die Seele, hat deinen Kopf wunderbar erfrischt, du gehst frisch und lustig an die Arbeit und hast kaum zehn Zeilen geschrieben, da wird dir gemeldet, daß ein Herr dich zu sprechen verlange.

„Um halb acht Uhr Morgens? — ich bin nicht zu sprechen.“

„Er sagt, er müsse Sie sprechen', es wäre eine wichtige Angelegenheit.“

„So laßt ihn herein.“

Ein ältlicher Herr tritt ein, er trägt einen Paletot, der so aussieht, als ob er früher eine schwarze Tuchweste gewesen ist, hat um den Hals ein Schnupftuch in einer Art geschlungen, als ob man ihn eben auf einem Erhängungsversuch betroffen und abgeschnitten hätte, und duftet schon nach dem zweiten Frühstück, das er aus Spiri-

tualismus vor dem ersten genommen zu haben scheint. Der ältliche Herr giebt sich als einen mißvergnügten Pensionair dieses oder jenes Regierungsinstitutes zu erkennen, hat seine Gedanken in der Muße zu Papier gebracht und wünscht sie einer Zeitung einverleibt. Um seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, zieht er aus der Tasche des Paletots ein Manuscript, das wie ein vielgebrauchtes Schwert durch häufiges „vom Leder ziehen“ ganz blank geworden ist. Dieses Manuscript überreicht er dir, indem er eine gewisse Erhabenheit über seine Physiognomie zu verbreiten sucht, wahrscheinlich weil er damit die Ueberzeugungskraft seines Werkes zu unterstützen gedenkt.

„Ich glaube, daß dieser Artikel sich für Ihr Feuilleton eignet.“

Du wirfst einen Blick in das Manuscript und entdeckst, daß es die sociale Frage behandelt und zwar vorschlägt, bei der Ausdehnung und Wichtigkeit, welche der Wallfischfang für einige Küstenstriche und Inseln Nordamerika's gewonnen habe, auch das gesammte deutsche Proletariat auf den Wallfischfang auszuschicken und abzurichten. Zugleich fällt dir das Manuscript, theils aus Schreck, theils durch seine eigene Schwere, zu Boden, du bückst dich, um es aufzuheben, und entdeckst, daß der mißvergnügte Pensionär seine Stiefeln nicht abgewischt, sondern auf deinen neuen Teppich ein heilloses Emblem seiner Stiefeln abgedrückt hat. Dich überfällt eine unsägliche Wuth über das verstümmelte Weihnachtsgeschenk.

„Mein Herr, ich glaube nicht, daß es so viele Wallfische auf Erden giebt, um alle ihre Jäger zu beschäftigen.“

„Alles auf das Haar genau berechnet,“ erwiedert gönnerhaft und mitleidig lächelnd der Schmutzstiefel. „Sie werden Seite dreiundachtzig auf dem einundzwanzigsten Bogen die detaillirte Berechnung finden.“

„Aber die Schiffe, die Einwilligung der Regierung, der gute Wille der Leute?“ rufst du, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm, so nach einer Ausrede haschend.

„Drucken Sie die Schrift ab, mein Herr, und Sie werden die Regierung und das Proletariat gewonnen haben.“

„Und die Schiffe —?“

„Bauen wir mit Concerterträgen, und ich hoffe dann, daß gerade Sie uns durch Ihre Empfehlung sehr nützlich sein können; ich selbst habe mehrere Gedichte über den Gegenstand verfaßt, welche zwischen den Musikstücken declamirt werden sollen, ich habe ihnen einige mitgebracht und glaube, daß wir, sobald der Aufsatz abgedruckt ist, sogleich, um die Theilnahme nicht erkalten zu lassen, mit einigen vorgehen müssen.“

Sprachlos vor Wuth bleibt dir nichts übrig, als, um deine Zeit und deinen Teppich zu retten, das Manuscript da zu behalten, dich nach der Wohnung des Pensionärs zu erkundigen und ihm schriftliche Antwort zu versprechen.

„Bitte sehr,“ sagt der unselige Mann, „ich spreche schon selber wieder vor.“ Damit complimentirst du ihn zur Thür hinaus.

Jetzt gilt es, die Gedanken wieder zusammen zu raffen. Du athmest einige Male tief auf, lie-sest dein Geschriebenes wieder durch — es ist wieder Jemand an der Thür? „Ein Herr mit einer Mappe und Rolle muß Sie sprechen.“ „Ich bin nur Nachmittags zwischen drei und vier Uhr zu sprechen“ — aber der Herr mit Mappe und Rolle hat sich durch die offene Thür auf den Corridor gedrängt und lugt schon durch die Thür, so freundlich lächelnd, daß er maulschellirt oder hereingelassen werden muß.

Der Herr nähert sich deinem Schreibtisch, rückt ungenirt, jedoch behutsam das Schreibzeug bei Seite, bindet die Mappe auf und enthüllt deinen Blicken eine Lithographie der Enthüllungs-feierlichkeit des Friedrichs-Denkmales. „Was sa-gen Sie dazu? — sie ist von Cornelius selber.“

„Von Cornelius? Das ist nicht wahr,“ platzt es dir heraus.

„Entschuldigen Sie, nicht von Cornelius sel-ber, sondern nach seiner Angabe, von einem Schüler; das Exemplar kostet zwei Thaler und hat schon den Beifall so vieler Herrschaften ge-funden, daß ich nicht bezweifle, ich werde auch bei Ihnen eins absetzen.“

Bisher warst du der Meinung, der Mann wünsche sein Blatt nur öffentlich empfohlen zu sehen, seit er jedoch noch auf deinen eigenen Beu-tel speculirt hat, packst du die Mappe an ein Ende und den Mann an einen Arm und ent-hüllst ihm mit soviel Bonhommie, als dir noch übrig geblieben ist, daß eine Treppe höher ein

hyperpatriotiſcher Obriſtlieutenant wohnt, der gewiß das Bild kaufen werde.

Nun iſt der Mann fort und du ſchreibſt eine halbe Stunde lang weiter. Der Briefträger bringt drei Briefe. Sie ſind frankirt, enthalten eine Einladung zu einer Sonntagsmatinée mit nur eigenen Arbeiten eines jungen Componiſten, den Drohbrief eines poetiſchen Jünglings, daß er in den nächſten Tagen ſelber kommen werde, und die anonyme Zuſchrift einer äſthetiſchen Dame, welche ſich über kritiſche unbillige Behandlung eines Sängers beſchwert, deſſen Talent ſie am beſten beurtheilen könne, da er in ihren Wochenthee's und zwar ihre eigenen Lieder ſinge.

Dieſe Störung hat glückliche zehn Minuten gedauert und es wird in demſelben Augenblicke, als du wieder raſch zu ſchreiben beginnſt, ſo heftig hinten an der Klingel geriſſen, daß du es in deinem Arbeitszimmer hörſt. Der Klingler iſt der Junge aus der Druckerei, der die erſte Hälfte des Manuſcriptes abholen will.

Wer nicht das Selbſtvertrauen und die Strafgerichtsphyſiognomieen dieſer Jungen geſehen hat, weiß nicht, was tragiſches Pathos iſt.

Da ihnen wohl bekannt iſt, welche nothwendige Mittelglieder ſie in der Tagesliteratur ſind, welche Berechtigung in ihrem entſchiedenen Auftreten liegt, da ſie zu oft Ohrenzeugen der Klagen müßiger Setzer, der Reclamationen des Zeitungscomptoirs über verſäumte Poſten, der Drucker über verſpätetes Umbrechen des Blattes geweſen ſind, kann man ihnen die entſchiedene Verachtung, welche ſie gegen die Schriftſteller an den Tag

legen, im Grunde nicht verübeln. Daran gewöhnt, ihrerseits pünktlich und rasch zu sein, durch Zweigroschenstücke in wichtigen Momenten belohnt und angefeuert, oder durch Katzenköpfe im Uebertretungsfalle bestraft, fordern sie, daß die Manuscripte bei ihrem Erscheinen unfehlbar fertig seien.

Schmutzstiefel, Bildermappe, Matinée, Versjüngling und beleidigte Damen haben dich leider dein Pensum nicht fertig machen lassen, du nöthigst also den jungen Herrn aus der Druckerei zum Niedersitzen am warmen Ofen und schellst, damit ihm ein Butterbrod und ein Apfel gebracht wird und er von anderweitigem Unfug mit Händen und Füßen abgehalten werde. Dann fährst du wie ein Tieger über Papier und Feder her. Der Junge verzehrt unterdessen den Apfel. Beinahe bist du mit dem nöthigen Manuscript fertig, da steht der Junge auf, nestelt an seiner Jacke und sagt: „ich habe auch noch einen Zettel abzugeben.“ Der Zettel kommt von einem Genossen und Mitredacteur: „Lieber Freund, messen Sie nicht mir, sondern Ihrem gestrigen abendlichen Ausbleiben bei, wenn trotz der Revision des Blattes in Ihrem heutigen Artikel ein sinnentstellender und lächerlicher Druckfehler stehen geblieben ist. Richten Sie sich übrigens zu morgen auf recht viel Manuscript ein, die wiener Post ist ausgeblieben und die Kammer fällt aus.“ Zwei unangenehme Ueberraschungen, obgleich es einem norddeutschen Journalisten nichts Neues ist, wenn die wiener Post ausbleibt und die Kammer ausfällt.

Der Druckfehler verstimmt dein Gemüth und lähmt die gute Wendung, die du eben dem letzten Satze geben wolltest, aber das Papier wird dir fast naß unter den Händen weggerissen und der Junge läuft mit dem halben Artikel davon.

Wie eine Locomotive, die sich auf den ersten Stationen aufgehalten, stürzt jetzt die Feder unaufhaltsam vorwärts, um die im hastigen Satze vorauseilende Zeitung wieder einzuholen!

Schon wieder die Klingel? — Hundegebell — befreundetes Kratzen und confidentielles Winseln an der Thür? Es naht ein Freund, ein unwiderstehlicher Freund, und bringt seinen unausstehlichen Hund und eine fremde Sängerin mit. Der Freund weiß, daß die Sprechstunde von drei bis vier ist, aber er vertraut auf die Stimme der Freundschaft wie auf die seines Magens, denn er speist pünktlich um drei Uhr. Die fremde Sängerin ist nun da, eine alte italienische Wachtel, scharf an der Ecke hinter Mannheim zu Hause. In allen Sätteln gerecht, weiß sie, wie man mit Leuten umgehen muß, welche die Schnüre an dem theatralischen Lob- und Tadelsack in Händen halten. Sie schleudert auf euch einen langen, stumm bewundernden Blick, also so — dies ist der Mann — nein zu viel — groß — sehr groß — bewundernswürdig — diese Feder! Ihr verbeugt euch, sucht wüthend und qualvoll das Gespräch in Fluß zu bringen, aber nein; sie läßt nicht los, sie erzählt euch vielmehr, daß sie etwas Herrliches von euch über eine Künstlerin gelesen, die seitdem ihre Stimme verloren habe, und ihr entdeckt, daß jene Herrlichkeit von einem

Burſchen herrührt, mit dem ihr nichts in der Welt gemein haben mögt. Mit raſcher Taktik benutzt ihr dieſe Entdeckung und parirt durch einen tüchtigen Vorhieb die ferneren Maulangriffe der Italienerin aus Mannheim. Jetzt miſcht ſich der Freund und der Hund in's Geſpräch. Der Freund erklärt die Abſicht der Sängerin, ein großes Concert mit Unterſtützung vieler hieſigen Hofpianiſten und anderer Janiſten zu geben, und der Hund richtet ſich mit ſeinen undelicaten Pfoten auf dem Sopha ein. Ihr durchfliegt in dieſem Augenblicke das Verzeichniß aller corroſiven und narkotiſchen Gifte, deren man ſich gegen Vierfüßler zu bedienen pflegt, und empfindet eine plötzliche raſende Leidenſchaft für Blauſäure.

Das Geſpräch ſchreitet jetzt unaufhaltſam vorwärts; es iſt glücklich über die Ouvertüre hinaus zu der erſten Arie der Sängerin gekommen. Man fordert euren Rath, ihr ſollt vorſchlagen, man will euch dadurch die Hände binden, euch verantwortlich machen für den Erfolg und ihr hört es draußen auf dem nahen Kirchthurm zwölf Uhr ſchlagen! Ihr willigt in Alles, in das Baßpoſaunenſolo, in das Trio der drei Pickelflöten, in ſechs Lieder von Gumbert am Clavier — da fährt der Hund auf — er bellt — ſollte Rettung nahen? — ja, es iſt die Druckerei, die wieder ihren jugendlichen Emiſſär nach dem reſtirenden Manuſcript geſandt hat. Der Junge ſetzt ſich im Corridor nieder, ihr laßt mit tiefer Symbolik die Stubenthür offen, denn dies Pentagramma ſoll euren Eindringlingen keine Pein machen und der Junge wird wirklich euer Retter.

Zuerſt lockt er den Hund an ſich — der zweite Theil des Concertprogrammes hat ſoeben begonnen — er tätſchelt ihn — ein Biſſen ſoll ihn erſt vertraulich machen, daß ſeine Kunſt viel Künſte überſteigt — er ſtreichelt ihn geheimnißvoll und magnetiſch — plötzlich, grade bei den ſpaniſchen Liedern am Clavier, prallt der Hund mit einem Todesſchrei zurück — dieſer verrätheriſche Bube hat ihm einen überaus heimtückiſchen Kniff in den Schwanz beigebracht. Der Freund ſpringt auf, er erinnert ſich plötzlich, daß ſie noch die Runde zu machen, er nimmt unter den einen Arm den gekränkten Hund, unter den andern die Sängerin und trennt ſich von euch auf baldiges — baldiges Wiederſehen.

Die Schreiberei tobt jetzt weiter, aber ihr müßt euren Entwurf umgeſtalten, die Zeit drängt und der Schluß muß eine andere Wendung erhalten. Ihr ſeid verſtimmt, mißvergnügt, doch könnt ihr die verfehlte Arbeit nicht zurückhalten.

Ihr eilt in die Druckerei, durchfliegt dreißig bis vierzig Zeitungen, ärgert euch über den Druckfehler, der wirklich in finſterer unſinniger Majeſtät im Blatte prangt und kehrt zum Mittagseſſen zurück. Man meldet, daß in eurer Abweſenheit ein ältlicher, wichtig thuender Herr da geweſen ſei, aber nicht habe bewegt werden können, ſeinen Namen zu nennen. Ihr grübelt, während ihr die Suppe eßt, wer der ältliche Herr geweſen ſein könne? Sollte es wieder der Bekämpfer des H. in der deutſchen Sprache geweſen ſein, der ſeit zehn Jahren die Redactionen belagert und ihnen vorrechnet, wie viel Zeilen

Satz und Druckkosten sie jährlich durch Ausmerzung des H. profitiren würden? Der Mann heißt leider nicht Harsdörfer, wie jener alte Pedant, um ihm dieselbe bekannte schlagende Replik mit Bezug auf seinen eigenen Namen entgegenzusetzen. — Oder sollte es der Erfinder der wohlriechenden Stiefelwichse, oder der Verfasser der siebenunddreißig vergleichenden Artikel zwischen der preußischen und nordamerikanischen Verfassung gewesen sein? War es vielleicht ein Vater von Wunderkindern, oder gar ein auf eigene Hand reisendes Wunderkind reiferen Alters? —

Jetzt wird euer Leibgericht aufgetragen — es klingelt — wer da?

„Der talentvolle Judenknabe aus Odessa.“

„Nach drei Uhr.“

„Er hat schon selber gesagt, er werde nach drei Uhr wiederkommen.“

Der talentvolle Judenknabe weiß, zu welcher Zeit er sich selber importiren darf, aber er muß sich im Klingeln üben und da er grade vorüberging, dachte er: du klingelst einmal, hältst die Erinnerung an deine interessante Persönlichkeit warm und meldest zugleich deinen zwei Stunden später berechneten Besuch an.

Glücklicherweise tritt während des Essens keine fernere Störung ein, man darf sich sogar erfrechen, ein wenig über die inneren Angelegenheiten des Hauses und der Familie zu sprechen, aber die Stunden fliegen und es ist drei Uhr. Trotz des Corridors und einer Doppelthür macht sich das Abkratzen von zwei dickbesohlten Stiefeln hörbar; so kratzt nur der alte Student aus Hei-

delberg die Beine ab! Der alte Student aus Heidelberg hat einmal ein Empfehlungsschreiben von werther Hand gebracht und sündigt seitdem durch seine Gegenwart noch auf diesen längst abgelaufenen Ablaßzettel.

Mit süddeutscher Gemüthlichkeit betritt der alte Student das Zimmer und kündigt an, daß er gekommen sei „ä bissel zu plaudern."

Wenn ein vielbeschäftigter Mensch eine Sprechstunde hat, so ist diese für das Geschäft da, vernünftige Leute benutzen sie mit Discretion, man verständigt sich rasch und freundlich, man macht keine unnützen Worte, aber es giebt langweilige Kanaillen, zu denen einmal freundlich sein, sie nie wieder loswerden heißt. Sie erzählen euch stets dieselben alten Geschichten wieder, fragen euch aus, rauchen unaufgefordert eure guten Cigarren und beklagen sich, daß ihr sie nie zum Mittagessen einladet. Die Welt mag durch diese Selbstschätzung des Menschen erhalten werden, aber der Einzelne geht daran zu Grunde und verhungert zuletzt. Unstreitig ist die furchtbaste Eigenschaft des alten Studenten, daß er seine Rede stets mit der entsetzlich höhnischen Redensart einleitet: „Ich weiß, daß Sie wenig Zeit haben, ich will Sie auch nicht aufhalten, aber ich möchte Sie gern wieder einmal sehen." Spricht's und brennt sich eine Cigarre an, während seinem Wirthe das Feuer auf den Nägeln brennt.

Nun kommt Israel aus Odessa.

Was will Israel? Geld will Israel. Am schwarzen Meere ließ ihn musikalischer Ehrgeiz

nicht schlummern und er kam nach Berlin und will Geld, um Musik zu studiren.

Geld will er? von einem Schriftsteller? — Nein, aber der Schriftsteller soll für ihn betteln gehen, auf den blauen Dunst hin, und Odessa ist hartnäckig und läßt sich nicht durch Wind und Wetter abschrecken.

Eben will Israel von Odessa seine gewöhnliche Standrede beginnen, als die Thür aufgerissen wird, ein junger beliebter Componist hereinstürzt, der die liebenswürdigste aller Angewohnheiten besitzt, nur von sich selber zu reden, euch in die Arme schließt und freudig sagt: „Endlich habe ich Sie, nun will ich aber auch recht lange hier bleiben.“ Jetzt geht es los; wo er gestern gewesen ist, wo vorgestern und wo vorvorgestern; wohin er morgen gehen wird, wohin übermorgen und überübermorgen; was er componirt hat und was er componiren wird; was er dir jetzt gleich vorsingen wird und was erst am Abend.

Das junge Odessa, das noch immer an der Thür steht, faßt Muth, rückt näher und hat offenbar den Plan, sein Niederlassungsrecht in Anspruch zu nehmen, das alte Heidelberg wird urplötzlich sicher, zieht einen Stuhl an das Sopha, legt ein Bein herauf und stippt die Asche der Cigarre an dem Rande eines sauberen Schreibzeuges ab, auf das ihr den Werth eines treuen Handwerksgeräthes legt.

Aber das Maß ist zum Ueberlaufen voll. Ihr knöpft den Rock zu, räuspert euch wie Cicero und sprecht: „Meine Herren, da ich sehe, daß Sie

alle Drei sehr wenig Zeit haben, so wäre es von mir eine Gewissenlosigkeit, Sie dieses kostbaren Artikels zu berauben!"

„Ich will Sie nicht länger aufhalten!"

„Da ich noch beinahe einen viertel Druckbogen für zwei auswärtige Zeitungen zu absolviren habe und der Abgang der schlesischen Post sowohl als der rheinischen unerbittlich und gesetzlich feststeht, so kann ich es vor meinem Ehrgefühl nicht verantworten, Sie länger zu bitten, Ihre dringenden Geschäfte um meinetwillen aufzuschieben, und bin bereit, Ihnen eine oder mehrere Droschken zu holen, denn es ist besser, daß Sie sofort in Droschken auf Ihre Kosten abfahren, als daß ich einen Nachboten extra nach dem eine halbe Meile weit entfernten Bahnhofe schicke. Brennen Sie sich gefälligst frische Cigarren an, während meine Studirlampe gebracht wird und wärmen Sie Ihre Paletots an jener heißen Stelle am Ofen."

Odessa, Heidelberg und Berlin sehen einander verdutzt an, merken aber die Wahrheit der Verzweiflung und greifen nach den Hüten. Ihr aber gebt strenge Anweisung, daß ihr nicht zu Hause seid, schließt die Thür des Arbeitszimmers nach dem Corridor fest ab und schraubt die Lampe höher, nachdem ihr die Wettervorhänge und Gardinen herabgelassen habt.

So wird der Tag eines armen Scribenten verhunzt.

Das ſtarke Centrum.

(Doppelnovellette.)

Auf einem Jahrmarkt ſah ich im letzten Sommer einen Mann, der ſich als berühmter nordiſcher Herkules von Kindesbeinen an redlich ernährt hatte. Er trug fleiſchfarbene Tricots mit gewaltigen Muskeln an Armen und Beinen, ein Tigerfell war leicht um ſeine Hüften geſchlungen, in ſeinen Händen ſchwang er drohend eine knotige Keule und es war ihm Spiel, einen koloſſalen Balken aufzuheben und auf den Zähnen zu balanciren. Ich fand denſelben Mann nach der Vorſtellung am Abendtiſche im Gaſthauſe wieder und ließ mich mit ihm in ein Geſpräch ein. Er war ein Berliner und ſprach den Dialekt unſerer guten und treuen Stadt, ſchien aber mehr melancholiſcher als herkuliſch-ſanguiniſch-choleriſcher Gemüthsart zu ſein. Der auffallende Unterſchied zwiſchen ſeiner kräftigen Erſcheinung während der Kunſtſtücke und dem jetzigen geknickten Aeußeren des Sechziger's befremdete mich ſo, daß ich ihn fragte, wie es

ihm möglich sei, bei seinen vorgerückten Jahren einen so hohen Grad von Kraft zu entwickeln.

„Lieber Herr“, sagte der starke Mann, „es ist Allens nur noch Augenverblendniß, Allens nur noch für ganz kleine Nester; nach großen Städten darf ich so nicht mehr kommen!“

„So, was heißt das?“

Der Mann zuckte die Achseln, sah mir fragend ins Auge und da er Mitgefühl und Verschwiegenheit darin zu lesen schien, wiederholte er schmerzlich und kopfschüttelnd: „Augenverblendniß, Augenverblendniß!“

„Aber ich habe doch selber gesehen,“ sagte ich.“ wie Sie die ungeheure Keule mit ausgestrecktem Arme minutenlang starr ausgestreckt hielten, wie Sie den Balken erhoben, den Anker auf der Nase trugen?“

„Allens hohl,“ seufzte der Mann, „Allens von Pappe — Anker hohl, Balken hohl, Keule hohl — Allens von Pappe, nur Pappe!“

„Armer starker Mann!“ seufzte ich, ihn bedauernd.

„Ja sehen Sie,“ antwortete er, mein Glas nehmend, und einen Zug daraus thuend, der wenigstens die nie alternde Kraft seiner Gurgel unwiderleglich bewies, „das Publikum in großen Städten läßt sich kein X für ein U mehr vormachen, das junge Volk will Alles selber anfassen, das rückt Einem auf die Bude, das befühlt Einen von Kopf bis Fuß — aber hier gelten wir noch was, hier fürchtet man sich vor den wilden grimmigen Gesichtern, hier bücken sich die Leute ängstlich, wenn ich die Keule schwinge und den Balken

aufhebe; hier bin ich noch der alte berühmte nordische Herkules, der starke Mann.“

Ein Lächeln entschwundener Jugend und Fülle blitzte über seine welken Züge, aber schnell verlor es sich in sorgenvollen Falten.

Aber ich sah doch schwellende Muskeln, eine gewölbte Brust?“

„Watte, nichts als Watte“ klagte der Arme.

Es war Zeit zu Bette zu gehen. Am andern Morgen mit Tagesanbruch verließ ich den Ort, aber die Erinnerung an den starken Mann blieb in meiner Seele; der eigentliche wahre Zustand des nordischen Herkules hatte in meinem Herzen einen Stachel hinterlassen. —

Neulich war ich in Gesellschaft.

Sie bestand aus einer Menge der verschiedenartigsten Leute der Berliner Intelligenz. Des Vorgestelltwerdens und Beulen in den neuen Hut Drückens war gar kein Ende. Nach vieler Mühe gelang es mir im Theezimmer ein gemüthliches Plätzchen neben einer liebenswürdigen älteren Dame zu erobern. Die Gute hat mich gern, ich befolge ihre besänftigenden mütterlichen Lehren gern und schenke ihren reizenden Jungen noch lieber Bilderbücher und Bonbons; sie war auffallend niedergeschlagen. Da mich bei ihrem heiteren Temperament diese Stimmung befremdete, erlaubte ich mir, sie nach dem Grunde zu fragen. Mit jenem wunderbaren Aufschlage von Augen, die viel geweint und gelacht haben, die deshalb nur der blaue Himmel, der am meisten lacht und weint, selber übertrifft, sagte sie: „Das fragen Sie? — die Kammern kommen zusammen!“

„Und was kümmert Sie das? Sie, eine Frau, die in ihrem eigenen Hause die absolute Majorität der Stimmen der Liebe und Anhänglichkeit besitzen, Sie, die nicht einmal die abgebrannte erste Kammer kennen gelernt haben?“

„Aber mein Mann!“ sagte die betrübte Frau leise und ich erinnerte mich, daß ihr Gemahl Abgeordneter zur zweiten Kammer sei.

„Glauben Sie denn, geehrte Frau, daß Ihr Gemahl diesmal größeren Gefahren ausgesetzt sein wird, als in den früheren Sitzungsperioden der Kammer? so viel ich mich erinnere, gehört er, wir haben ja oft mit ihm selber darüber gelacht, einer Fraction darin an, welcher dieser Thee darin gleicht, daß man nicht weiß, ob sie warm oder kalt ist?“

„Das wird diesmal Alles anders werden“, antwortete Madame ernster, als es ihre Sitte war.

„Wie so? Sie erschrecken mich!“

„Diesmal giebt es ein starkes Centrum und mein Mann will Alles daran setzen, ein solches zu bilden.“

„Sollte das so gefährlich sein?“ fragte ich mit leiser Ironie.

„Sie kennen meinen Mann nicht; er ist entsetzlich, wenn die politischen Leidenschaften in ihm erwachen; er ist dann zu Allem fähig.“

„Aber mein Gott,“ sagte ich nicht ohne Besorgniß, „trösten Sie sich Madame, am Ende müssen Sie doch mit ihrem Herrn Gemahl schlimmere Zeiten durchgemacht haben, z. B. im vorigen

Jahre, bei der Mobilmachung, als die Kammern vertagt wurden und die Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte — zuletzt stimmte ihr Herr Gemahl doch mit der Rechten, für das Ministerium!"

"Davon will mein Mann nichts mehr wissen; er behauptet, die Situation habe sich so verändert, daß davon keine Rede mehr sein könne."

"Aber er wird mit sich reden lassen. Bedenken Sie, daß ihr Herr Gemahl sich sogar oft durch inbrünstiges Gebet für sein oppositionelles Votum gestärkt und in seinem Gewissen mit Gott abgefunden hatte und daß er dennoch durch die unwiderstehliche Gewalt der namentlichen Abstimmungen, die tugendhaftesten Vorsätze der Fractionsversammlungen vergessen hat."

"Sie müßten seinen jetzigen Zustand sehen, und Ihnen würde, wie mir, aller Scherz vergehen; der Mann ist nicht wieder zu erkennen."

"Bitte, reden Sie — "

"Er rührt seine Bratsche nicht mehr an, Commerzienrath's schicken vergebens täglich herüber, um mit ihm ihren Robber zu machen, er zankt wider seine Gewohnheit mit den Leuten, und Abends, wenn die Kinder zu Bett sind, geht er in meinem Zimmer auf und ab, streckt den Arm gewaltig aus und ruft: das muß anders werden, so geht es nicht weiter, jetzt oder nie, nur ein starkes Centrum! Frage ich ihn dann nach dem Näheren, so beginnt er von England zu reden, wie theuer uns das Leben dort wohl zu stehen kommen würde, auf welche Weise wir dort die Kinder nach deutscher Sitte erziehen könnten, so

daß ich glaube, der arme Mann hat etwas Ungeheures vor und denkt an die Flucht nach London. Auf mein Dringen hat er keine andere Antwort, als: liebes Kind, du weißt nicht, wie Alles kommen kann; es ist mit dem starken Centrum nicht zu spaßen; wir können Märtyrer unserer politischen Ueberzeugung werden. Soll ich mich da nicht ängstigen?“ Dabei kamen der armen lieben Frau wahrhaftig heiße Tropfen in die Augen.

Was thun? getröstet mußte sie werden und ich erzählte ihr die Geschichte von meinem nordischen Herkules, während ihr Gemahl, wie ich bemerkte, eben eine Prise aus der goldenen Dose eines Ministers nahm und froh und still beseligt wie eine junge Mutter aussah. Die schönen Augen der trefflichen Frau klärten sich auf, die Wolken des starken Centrums standen an dem Horizont des Familienlebens nur noch im Westen, schwach wetterleuchtend.

Nach einigen Stunden führte ich sie zu Tisch. Die Pastete wurde ihr zuerst gereicht. Um den lockeren Blätterteig zu öffnen, machte sie eine zu starke Bewegung, der Teig brach und der Löffel glitt auf der Schüssel ab.

„Allens Augenverblendniß!“ sagte ich, sie lachte laut auf, und vom starken Centrum war nicht mehr die Rede.

Ein Gang durch die unteren Kreiſe.

Seit der Florentiner in der divina comedia die Hölle in Kreiſe getheilt hat, redet man auch von „Kreiſen“ in der Geſellſchaft, wohl begreifend, daß die menſchliche Geſellſchaft auch nicht beſſer als die Hölle ſei. Die Kreiſe der Hölle werden in dem nachtgrauenden Amphitheater des Inferno immer enger; die unteren Kreiſe der Geſellſchaft um ihre große Pyramide immer weiter und durch dieſe unteren Kreiſe der Hölle des neunzehnten Jahrhunderts folge uns der Leſer, wenn ihm Muth oder ein menſchenfreundliches Herz im Buſen ſchlägt.

Am Alexanderplatz zu Berlin bemerkt der nachdenkliche Spaziergänger ein großes graues Haus, alterthümlich wie die Paläſte der Könige, unheimlich wie die Kerker der Verbrecher. Eiſerne Stäbe verſperren den Menſchen die Fenſter des Erdgeſchoſſes, und Scheiben, verwittert im Wechſel des Regens und Sonnenſcheins, bedeckt mit dem blauen Staar erblindenden Glaſes, wehren ſelbſt

dem Lichte den freien Eingang. Der Abputz des ganzen Hauses gleicht einer abgetragenen Sträflingsjacke; es ist das Arbeitshaus von Berlin. In ein großes Thor ist eine kleinere Pforte geschnitten, denn diesem Palaste nähert sich nie ein Triumphzug des versammelten Reichthums, sondern das Elend schleicht einzeln und verstohlen hinein. Die kleine Pforte führt in eine gepflasterte Vorhalle, die durch ein schweres hölzernes Gitter von den inneren Gebäuden und Höfen abgesperrt wird. In dieser Vorhalle hängen außerhalb der Gitter die Musketen und Zündnadelflinten der Wache; das Gitter der so belagerten Citadelle der Armuth und des Vergehens wird Tag und Nacht von dem Cerberus des Ortes bewacht. Eine helltönende lustige Glocke, wie sie im sommerlichen Felde freudigen Schnittern die Feierstunde zuzuläuten pflegt, schlägt eben zwölf Uhr Mittags. Das ist die Stunde, wo hier die Arbeit die Hände in den Schooß legen darf; es ist Essenszeit.

An die Vorhalle schließt sich ein kleiner Vorhof, umgeben von hoher Mauer, durch die einzelne Pforten zu den verschiedenen Abtheilungen führen. Sind diese Pforten geöffnet, so überblickt man innere kleinere und größere Höfe und Gebäude, aber nur die Thür rechts steht offen und durch sie geht über einen Hof der Weg in das Lazareth und Hospital.

Es war ein trüber naßkalter Wintertag. Große Schneeflocken fielen langsam herab und klammerten sich im Falle ängstlich aneinander, als wollten sie den trostlosen, schmutzigen Erdboden ver-

neiden. Berührten sie die Steine des Pflasters, o lösten sie sich in große, eisige Tropfen auf. In dem Hofe standen in acht Reihen geordnet, etwa vierhundert Menschen in elenden grauen Jacken und Beinkleidern. Sie trugen an den Füßen theils zerrissene alte Stiefeln und Schuhe, theils Holzpantoffeln; von dem groben grauen Tuch der Jacken stachen widerwärtig gewisse gelbe Abzeichen ab. Diese Vierhundert bildeten eine Abtheilung der Sträflinge, welche die Minute abwarteten, wo die Reihe der Vertheilung des Essens in der Küche an sie kommen sollte. Mit Seitengewehr bewaffnete Aufseher gingen schweigend vor der stummen, fröstelnden Schaar auf und ab und nur zuweilen kam Leben in einige der Elenden, wenn Einer, in dem Noth und strenge Zucht den Uebermuth noch nicht ganz erstickt haben mochten, durch einen Stoß oder eine heimliche freche Bemerkung die Aufmerksamkeit seiner Nebenmänner erregte. Dann sah sich der Aufseher der Cohorte nur ernsthaft um und die Heiterkeit erstarb mit einem Schlage, wie die Schwingungen einer Saite, wenn man die Hand darauf legt. Auf einen Wink der Aufseher setzte sich die stumme Schaar in Bewegung und verschwand nach und nach in paarweisem Marsche durch die Mauer, wie ich aus dem Wartezimmer des Arztes der Anstalt mit ansah; hinter ihnen schloß sich die Thür und der Hof lag da, so still wie die Fläche eines verfallenen Grabsteines.

Im Hause aber herrschte reges Leben, ich vernahm von fern das Geklapper blecherner Eßgeschirre, und Einwohner des Hauses, waren sie

nun Sträflinge oder Arme, kamen vorbei u
nagten an großen Schnitten Schwarzbrod. A
arm war Alles in den Fluren und Zimmer
Nicht einmal die dürftige Spinne hätte eine vo
springende Ecke, einen bescheidenen Mauerzierra
gefunden, ihre Gewebe daran aufzuhängen; all
Holzwerk schmiegte sich so schmal und spärlich
Wand entlang, daß auch nicht der Holzwur
der doch kein Kostverächter ist, sich einnisten konn

Endlich kam der Oberarzt der Anstalt und
wurden nun einige Unglückliche gemustert, die s
freiwillig zur Aufnahme gemeldet hatten. E
halberblindeter alter Mann mit Lippen, die v
Hunger und Kälte blau waren, bat um Aufnahm
da er mit einem Thaler monatlichen Armeng
des nicht bestehen könne, selbst wenn er noch e
wenig zu arbeiten versuche. Der menschenfreun
liche Arzt, außer Stande, den Mann bei der hi
herrschenden Ueberfüllung aufzunehmen, denn de
Mensch drängt sich zum Arbeitshause so gut, a
zu den Vergnügungshäusern, verwandte sich s
fort schriftlich für den Mann um eine Verdrei
fachung seiner Unterstützung und fragte ihn,
er damit durchkommen werde. Ich werde die
Kopfnicken und diese Handbewegung des alte
Mannes nie vergessen; sie waren die tiefgreifend
Kritik dieser Hundecomödie, die wir Leben nenne
Wie der Mann langsam die herabhangende ge
lähmte Hand erhob und sie schweigend mit Achse
zucken halbbilligend umkehrte, — das hättet i
sehen müssen, ihr Prasser und Verächter der Me
schen!

Nun begann die Wanderung durch die Sä

Gemiſcht mit kranken Sträflingen, lagen hier auf dürftigen, ſchmalen Betten, zugedeckt mit einer dünnen Hülle, unheilbare Kranke, ſieche Greiſe und Elende, die man auf der Straße in hülfloſem Zuſtande gefunden und hiehergebracht hatte. Ach, wie die Menſchen in der Geſellſchaft beſchaffen ſind, erweiſen ihre Geſetze dem Verſinkenden nur noch das unentgeltliche Begräbniß und das Aeußerſte, was davor iſt, das Sterben unter Dach und Fach. Hier lagen einige Schwindſüchtige, auf ihren Geſichtern das verhängnißvolle rothe Morgengrauen der Ewigkeit. Matt richteten ſie ſich auf, gaben auf die liebevolle tröſtende Anſprache des Arztes hoffnungsreiche Antwort und ſanken dann ſchwach in ihre Kiſſen zurück. Dort wurden die Bandagen von einer klaffenden Wunde am Haupte eines Mannes gezogen; es war offenbar eine gewaltthätige Handlung verübt, der Mann ſah trotzig und verbiſſen aus, aber man erfährt nichts über Leben und Schickſal des Einzelnen. Nur auf ſchwarzen Täfelchen über jedem Krankenbette ſtehen: Name, Alter und Krankheit einer jeden Perſon. Mehrere waren Fieberkranke, wie ſie oft in Gefängniſſen und bei Koſt von feuchtem Schwarzbrod vorkommen, und unter ihnen lehnte an ſeinem Bette als Reconvalescent ein junger Sträfling in blaugeſtreifter Leinenkleidung. Achtzehn Jahre mochte er zählen, aber ich hoffe, daß ſeine Mutter todt iſt, denn ich wollte nicht ihre Thränen zählen, um dies Kind ihrer Sorge, das ſo früh ſchon auf der letzten Stufe des Lebens weilt. Der Knabe war zart und fein, in ſeinen hellbraunen ſeidenen Locken ſah man

noch die Spuren einer liebendstreichelnden Mutterhand, auf seinen veilchenblauen Augen lag noch ihr Kuß und die große Mutter Natur hatte in der gewölbten Bildung seines Schädels ihre schönsten Gaben der Phantasie und des Nachdenkens niedergelegt. Als wir zu ihm traten, schlug er verschämt die Augen nieder und erröthete — er war ein Ladendieb. Solcher unglücklichen jungen Leute waren nur wenige vorhanden; das hülflose Greisenalter herrschte in diesen Sälen. Auf einem Bette lag ein alter Mann, dessen Jahre auf siebzig angegeben waren; wir traten zu ihm heran und fragten nach seinem Befinden. Mit einem gewissen Unwillen, der sowohl der Lebensweise des Hauses, als der ärztlichen Wissenschaft gelten konnte, behauptete er, daß es mit ihm total vorbei sei, er werde in den nächsten Tagen sterben; es schien dem Manne sehr wohl zu thun, als ich ihm einige noch vorhandene Spuren seiner früheren Kraft wies: sein klares Auge und erträgliches Gebiß. Das Trosteswort war auf des Armen Lager wie ein goldener Sonnenstrahl gefallen — wie arm und verlassen muß doch der Mensch sein, wenn ihm schon ein freundliches Wort hilft!

Sein Nachbar bat um Zulage zu seiner Fleischportion, weil er dabei nicht bestehen könne, aber der Wärter des Zimmers verrieth, daß er das fingergroße Stückchen Kalbfleisch nur haben wolle, um es an seinen Nachbarn zu verkaufen und sich für die eroberten Bettelpfennige — Schnupftaback zu verschaffen. Ein schäbiges braunes Döschen auf der Bettdecke und das Verstummen des Bittstellers bewiesen denn auch die Wahr-

heit der Angabe und wir bereicherten aus unseren Dosen den Tabacksvorrath des Schwelgers, der lieber hungerte, als das Schnupfen entbehrte. Hart neben ihm lagen in mehreren Betten so arme schwache Leute, daß sie nichts als die Augenlieder bewegen konnten und ihre matten gleichgültigen Augen hatten keinen andern Ausdruck als der Frage, ob dieses Jammerleben denn nicht bald vorbei sei. Wie ein blühender Antinous sah zwischen solchen Schmerzenslagern ein weißhaariger Alter an seinen Krücken aus, der sich aufgemacht hatte, dem Doktor seinen freundlichen Gruß zu bringen. Der Mann mochte eine schönere Vergangenheit gehabt haben. Wie sich in grobes Conceptpapier ein zufällig unzermalmt gebliebener feinerer Lumpen verirrt, so diese Höflichkeit unter die stumpfe Grobheit des Elends und der Hülflosigkeit. Auch lagen auf seiner Stirn Andeutungen von Intelligenz. Seinem Bette gegenüber befand sich ein vom Dilirium tremens wiederhergestellter Handwerksbursche. Der Branntwein war natürlich nicht die Ursache seiner Krankheit gewesen, sondern nur heftige Anstrengung auf der Wanderschaft! Man sah dem Manne an, daß er wahrscheinlich bald wieder hieherkommen würde; er gehörte zu den blassen, versunkenen und unheilbaren Säufern. Noch ein solcher Anfall und das rettende Morphium mußte seine Hülfe für immer versagen.

Unfern dem Aufenthaltsort der greisen Männer befinden sich die kranken alten und jüngeren Frauen. Die Einbildungskraft sucht hier vergeblich nach allen jenen Eigenschaften, welche das

Weib unter glücklicheren und reineren Verhältniſſen des Lebens umgürten. Carricaturartige veraltete Geſtalten ſchleppen ſich von Bett zu Bett, oder ſitzen ſtumpfſinnig am Fenſter und ſtarren die durch einen weißen Ueberzug geblendeten Scheiben an oder betteln um eine Zulage zu ihrer Armenportion, um ein wenig Bier oder um Häring. Geſchlechtloſe Zwiſchenweſen von Mann und Weib, das ſind die Bewohnerinnen dieſes Kreiſes oder arme Weiber, die ſo lange ein Unterkommen zu finden gedenken, bis ſie einem neuen Weſen, ebenſo elend und hoffnungslos wie ſie ſelber, das unwillkommene Leben geben ſollen. Auch die weibliche Jugend ſelbſt fehlt nicht, aber ſie iſt nur als verkümmerte Blüthe vorhanden. Seht dort das arme kleine Mädchen, ein Proletarierkind; eine furchtbare Verbrennung des rechten Beines feſſelt es an ein Krankenlager voll elender eiternder Lappen. Statt des Lächelns froher Jugend ſind ſeine bleichen abgezehrten Wangen von Schmerzen verzerrt und wimmernd ſtreckt es abwehrend die Hände aus gegen die Aerzte, die ſeine Verletzung prüfend in Augenſchein nehmen. Das junge Weſen im Schatten des Ofens, das ängſtlich ſein mit feinem Tuche umwickeltes Haupt verbirgt, ſank hierher aus beſſeren Sphären. Schönheit und Grazie mögen es einſt roſig umflügelt haben, jetzt nagt Siechthum an ſeinem gebrochenen Daſein.

Ueber Treppen und Corridore zieht ſich nun der Weg zu dem Saale der obdachloſen Familien. Schon weithin hört man das Schreien, Weinen und Lallen der Kinder; auf den ſich beim Ein-

tritt darbietenden Anblick wird man dadurch noch nicht genügend vorbereitet. In einem großen durch mehrere Oefen erwärmten Saale sitzen sie Alle auf dem kargen Raume neben ihren Betten; die elenden Vasallen der unerbittlichen Civilisation, die ihnen diese letzte Ruhestätte als Lehen gegeben hat. Arme Leute, denen bei Zahlungsunfähigkeit ihre Wirthe die wenigen Sachen zurückbehielten und sie selbst auf die Straße wiesen, finden hier zeitweise ein Unterkommen, ebenso arme Mütter mit ihren Waisen. Der Fußboden ist mit kriechenden und wankenden Kindern bedeckt, die fortwährend angeschrieen werden, denn sie können noch nicht begreifen, daß hier strenge Grenzgesetze herrschen und Niemand das Weichbild seines Bettes überschreiten darf. Bleiche, sorgenvolle Väter schaukeln Säuglinge auf ihren Armen, die Mütter sind um größere erkrankte Kinder beschäftigt. Man geht langsam und vorsichtig die hohle Gasse zwischen Ofen und Fenster entlang, um nicht die kriechenden Würmchen zu verletzen, und hält öfter an, um einem dieser kleinen armen Gesellen zuzulächeln, wenn er zutraulich hervorschleicht und sein Händchen giebt. Eine junge, noch schöne Mutter in bescheidener reinlicher Kleidung, hält ihr anderthalbjähriges reizendes Söhnchen auf dem Arm und bittet leise um einige Zulage zur Kost für das Kind: der Kleine sei an Besseres gewöhnt, und kränkle, seit er — hier sei. Der aufmerksame menschenfreundliche Arzt sagt ihr die Verbesserung mit bedauernder Miene zu; besteht sie doch nur in ein wenig dünner Kalbfleischbrühe. Das Söhnchen ist eine

Art Aristokrat unter der kindlichen Armuth; es trägt sogar noch zierliche Halbstiefelchen von farbigem Leder. Wie bist du armes Kind hierher gekommen? welcher verbrecherische Leichtsinn ist dein Vater und vergaß deiner jungen zarten Schönheit, da doch kinderlose Könige ihn um solchen Erben beneiden mögen?

Man sagt Armuth und Schmutz und bezeichnet damit wirklich unzertrennliche Dioskuren. Unser Führer, der Arzt der Anstalt, hatte in edelster Absicht die Vorkehrung getroffen, daß alle Kinder wöchentlich zweimal warm baden könnten, aber er war, man sollte es kaum glauben, auf den heftigsten Widerstand gestoßen. Alle diese armen unwissenden Mütter sträubten sich mit Entsetzen gegen die Idee, ihre Kinder baden zu lassen und legten alle entstehenden Unpäßlichkeiten und kleinen Leiden der Kinder dem warmen Bade zur Last. Dieses Vorurtheil ging aus Murren in offene Widersetzlichkeiten über, und erst ein dictatorisches Wort und Arreststrafen gegen die Hauptrebellen konnten die wohlthätige Maßregel durchsetzen. An diesem Orte des Jammers ist der Name eines edlen Fürsten, der oft aus den Hallen des Reichthums und nie mit leeren Händen hieher eilt, eine himmlische Melodie. Dieser Fürst ist der Prinz Radziwill, ein Wohlthäter und Helfer der Armen, und sein menschenfreundliches demüthiges Herz ziert seine Brust mehr, als alle die stolzen Orden, welche darauf glänzen. Als in den Weihnachtstagen vorigen Jahres einige Wohlthäter und Beamte der Anstalt den Hospitaliten, Kranken und Armen Kaffee und weißes

Brot zum Feste bescheeren wollten, zeigte es sich, daß für letzteres die gesammelte Summe nicht ganz reiche. Noch am späten Abende ging der Prinz selbst zu einem benachbarten Bäcker und bestellte in eigener Person für zehn Thaler Semmel, die er aus seiner Tasche zulegte, obschon er erheblich zum Ganzen beigesteuert hatte. Dieses Brot wiegt die Festtafel und das Goldgeräth der Könige auf.

Das Arbeitshaus ist auch ein Aufbewahrungsort für arme und unheilbare Irre. Nur Tobsüchtige, also einer steten und strengen Ueberwachung Bedürfende, werden der Charité übergeben.

Der Wahnsinn an sich hat keinen poetischen Gehalt, nur gemessen an einer Vergangenheit voll Sinn, besitzt er tragische Berechtigung. Die ärmlich gekleideten umherwankenden Gestalten sind für den Beobachter nur Schemen, vor denen der Geist zurückschaudert, das Herz sich beugt in namenlosem Kummer: Wo sonst als hier findet man so tiefen Verfall der menschlichen Natur? welch anderes Krankenhaus bietet ähnliche Mannigfaltigkeit der Verzerrungen, ähnliche Ruinen zerstäubter Denkkräfte, ähnliche Nachlässe der Armuth und der Laster?

Auf den Corridoren herrscht Todtenstille, aber auch in den Stuben hört man keinen Laut des Lebens. Die Thür wird geöffnet und man tritt in ein geräumiges Zimmer, angefüllt mit etwa fünfzig bis sechszig Männern. In der Mitte der langen Wand steht ein großer Ofen von schwarzen Kacheln und um ihn drängten sich etwa

zwanzig der Unglücklichen. Sie sind alle unschädliche harmlose Leute. Der Eintritt mehrerer Aerzte und eines Fremden bringt eine Aufregung unter ihnen hervor; sie stehen auf und grüßen ehrerbietig und freundlich. Das Gesicht ihres Arztes ist für die Wahnsinnigen wie der Abendstern, der am Himmel des Geistes noch lange über einer versunkenen Glorie in der Nacht zurückbleibt. Nur ein Eisenkopf, alter Mann, mit schönem blondgrauen Haar und Bart, in seinen Mienen Spuren von früherem trotzigem Humor, bleibt auf einer der langen Bänke um die beiden schweren Tische liegen und nimmt sein pfiffig sitzendes Pelzmützchen nicht ab.

Der Arzt. Warum grüßen Sie uns nicht?

Irrer. Ich habe mit Ihnen nichts zu thun, — ich grüße keinen Menschen.

Der Arzt. Sie befinden sich unter gebildeten höflichen Leuten (Billigung und Aufmerksamkeit aller umherstehenden Irren) — Sie werden danken, wenn wir Ihnen guten Tag gesagt und die Hüte vor Ihnen abgenommen haben.

Irrer. Kein Mensch wird mich zum Grüßen zwingen!

So sagt der Alte mit der tonlosen schnellen Manier der Wahnsinnigen und streckt die Beine entschlossen aus. Der Arzt nimmt ihm die Mütze ab, was ein Murmeln der Bewunderung hervorruft und wendet sich zu einem andern Kranken der am Fenster sitzt und eifrig schreibt. Dieser ist ein ältlicher Mann mit einem ungemein gutmüthigen und rührend sorgenvollen Gesichte.

Seine Kleidung ist durchaus anständig und

besteht in einer blauen Tuchjacke, gleicher Weste und Beinkleid. Er repräsentirt täglich einen anderen Monarchen und schreibt augenscheinlich eben irgend ein wichtiges völkerbeglückendes Decret nieder. In den Gesichtern der wirklichen Könige liegt wahrlich nie so viel Regentensorge und herzlicher Kummer über die offenen Fragen des Menschenwohles, als in dem gefurchten Antlitz dieses Traumkönigs, der über Millionen von bedürftigen Geschöpfen seiner siechen Phantasie herrscht. Und macht ihn nicht sein unheilbarer starker Wahn wirklich zu einem Regenten? erfährt er nicht thatsächlich ebensoviel oder ebensowenig von seinen Unterthanen, als manche Könige in der Realität? naht sich ihm nicht Jeder mit Ehrerbietung und frommer Schonung und erlaubt sich erst hinter seinem Rücken ein Urtheil über ihn zu fällen? ist er nicht glücklicher als die verbannten Könige ohne Königreiche, mit denen er doch gemeinsam ein Reich der Einbildungskraft beherrscht? die Wahnsinnigen um ihn sind seine Minister, der Doctor sein Leibarzt, durch die trüben Fensterscheiben hält er die Holzhöfe für seine Parkanlagen und die kahle Bank ist sein goldener purpurbedeckter Thron! Was ist denn zwischen der Höhe des Lebens und dieser wahnsinnigen Tiefe für ein Unterschied? einige Fetzen Purpur, ein goldener Reif und endlich ein Winkel Persepolis und ein metallner Sarg, gegen einen fichtenen Nasendrücker auf dem Armenkirchhofe.

Alles ist hienieden Wahn
Und wir dulden unbewußt
Oder gar mit stiller Lust,
Daß uns Täuschungen umfah'n.

Ein anderer Irrer scheint über seinen Beziehungen zu Behörden wahnsinnig geworden zu sein. Seine Anstellungsfähigkeit und doch erfolgte Zurücksetzung hat ihm den vielleicht an sich geringen Verstand verwirrt.

Der Arzt. Wie geht es Ihnen? Was treiben Sie heute?

Irrer. Ich bin augenblicklich ein unbeschäftigter Mann und kann jeden beliebigen Posten annehmen — mir ist alles gleich, Herr Doktor — Sie wissen ja — Auch habe ich alle meine Beschwerden niedergeschrieben und kann Ihnen Alles mitgeben, wenn Sie es besorgen wollen.

Der Arzt begütigt ihn und der Irre setzt sich nieder, um durch sein Beispiel das bekannte Sprichwort zu Schanden zu machen. Dem glücklichen Manne hat Gott den Verstand genommen, ehe er ihm ein Amt gegeben; zum Unglück für die Menschheit pflegt das im natürlichen Laufe der Dinge in umgekehrter Zeitrechnung zu geschehen.

Prüft man im Allgemeinen den gesellschaftlichen Ton der wahnsinnigen Leute, so findet man ihn etwas feiner als die gewöhnlichen Umgangsformen der großstädtischen Gesellschaften; der Gesammteindruck mag ein trauriger sein, allein er ist nicht in aesthetischem Sinne verletzend. Nirgends wird wider die Logik verstoßen, man schweigt in Gegenwart der klügeren Leute, wenn man seiner Sache und Denkkraft nicht ganz gewiß ist, man beträgt sich in diesem Salon, mit kurzen Worten gesagt, als wohlerzogener Verrückter. So geht es in ähnlichen Sälen ähnlich zu.

Stiller Wahnsinn ist oft wie die holde Mischung aus Helle und Dunkel, die wir Zwielicht nennen, eine sanfte Lebensstunde, reich an melancholischer Träumerei, aus der wir erst auffahren, wenn der Tod mit dem ewigen Lichte in der Hand herein tritt und unsere Augen blinzeln oder — brechen.

Ein Zimmer ist die Grabkammer der Vernunft — wir treten in den Saal der Blödsinnigen. Ein furchtbarer Geruch dringt uns trotz der löblichen strenge beobachteten Reinlichkeit der Aufseher entgegen; diese Unglücklichen stehen auf der untersten Stufe der Wesen. Sie sind Thiere ohne den Segen der Instincte, ohne den freien Gebrauch der Glieder. Theils stehen sie am Ofen, theils sitzen sie auf ihren Betten oder auf Stühlchen davor. Keiner von ihnen bemerkt den Eintritt mehrerer Personen, man glaubt sich in einem Cabinet von Automaten zu befinden und das leise Geräusch der Bewegungen klingt wie das klägliche Summen und Wimmern der in ledernen Puppenbälgen versteckten Räder und Gewichte. Ein unglücklicher Knabe blickt, auf einem niedrigen Schemel zusammengekauert, in das Tageslicht. Was ist Verwesung, die zuerst das Auge anfällt und „den Geist von seinem lichten Throne“ stößt, gegen das wirre Flimmern der Augensterne, das Phosphoresciren des sich zersetzenden Geistes dieses Armen. Das Auge will einen Lichtstrahl auffangen, ihn in sich saugen, davon zehren und leben, aber das edle Organ ist hinterwärts gelähmt; der flüchtige Wasserstaub, in den die Sonne ihre

sieben Farben malt, scheint ein festeres Ding als dieses Knabe Auge.

Vor ihm liegt Einer in seinem Bette und vollbringt die geschenteste That seines Lebens — er stirbt. Ein hagerer Mann mit eisgrauem Haar und schneeweißen Bartstoppeln. Blödsinnige sterben schwer, denn hier hat sich kein lebenssatter Gedanke loszumachen. Nur der sich langweilig aufspinnende Organismus rollt bis auf das letzte Fädchen ab; der Mann starb unermeßlich langsam. Als er todesträge die Augenlieder bewegte, schien doch ein Schimmer von Vernunft in ihren Sternen zu leuchten. So ein gemeines Ding Leben ist, so etwas hohes Philosophisches ist es um das Sterben; die vernünftige Idee steht wie in der Fabel — am Ende. Jeder Comödiant, auch der schlechteste, geht mit Anstand ab.

In einem besonderen, weit ausgedehnten Raume findet man die wahnsinnigen Frauen. Bei der größeren Reizbarkeit des Geschlechtes ist auch der Eindruck des Männerbesuches ein bedeutend größerer, auf den Fremden selbst ein unheimlicherer. Sie richten sich in ihren Betten auf, oder erheben sich von den Stühlen und umgeben die Besucher, an die sie ihre tollen Reden richten. Eine kleine Person mit schwarzem graumelirtem Haar und gelblich galliger Gesichtsfarbe dringt herbei und sagt: „Mein Herr, wenn Sie Nachmittags die Königin sprechen, so sagen Sie ja, daß meiner Feindschaft mit Nicolaus von Sachsen ein Ende gemacht werden muß, die Weber'n hat gestern schon meine Kaffeekanne zerschlagen und die rothe Katz' soll auf Advent am Hochgericht

zerriſſen werden . . . . .“ Sie würde weiter fortfahren, wenn man ihr nicht den Rücken kehrte und raſch in ein anderes Zimmer träte. „Laßt mich hinaus — hinaus — ich will nicht in dieſem furchtbaren Hauſe bleiben,“ ſchreit es aus einer Ecke und eine dürftig bekleidete noch junge Perſon will ſich ihre grobe Hülle von der Bruſt reißen, „hier gehe ich zu Grunde unter Verbrechern und Dieben — hinaus — ich muß ſonſt ſterben!“ Der Arzt redet ihr zu, betheuert ihr, daß ſie ja nicht zur Strafe hier ſei und entlaſſen werden ſolle, wenn man ſie wiederhergeſtellt habe. — Alles iſt umſonſt und der Aufſeherin und dem begleitenden Krankenwärter wird im Stillen die Anordnung kalter Uebergießung aufgetragen. Nahe der Unglücklichen ſitzt eine alte, verwundert lächelnde Frau; ſie begreift nicht den Lärm, weil ſie ſich glücklich und zufrieden fühlt, obgleich ſie die heftigſten Schmerzen in ihrem Arme zu fühlen ſcheint, den ſie dem Arzte wie ein Kind hinreicht Sie iſt eine alte Wäſcherin und ſetzt in ſtillem Wahnſinn ihr mühſeliges Geſchäft fort. Erſt geſtern hat ſie Abends ſpät, ganz heimlich, ihr Bette gewaſchen und ſich auf die naſſen Tücher gelegt. Sie nennt das „auf ſchleſiſche Art waſchen“ und hat eine rheumatiſche Lähmung des Armes davongetragen. Ein wahnſinniges junges Mädchen kommt heran und fragt den Arzt, ob ſie nicht einmal ausgehen könne? Die Antwort lautet: „Wenn Deine Verwandte Dich einmal abholen kommen.“ Zufrieden ſetzt ſie ſich nieder, wie um zu warten. Ach, ſie hat ja gar keine Verwandte mehr! wie mir der Arzt im Stillen zuflüſtert.

Eine ungemeine Aufregung entsteht im Nebenzimmer, weil eine Epileptische plötzlich ihre Zufälle bekommen hat und sich in entsetzlichen Krämpfen am Boden windet. Zitternd umstehen sie die hülflosen Wesen, unfähig irgend welchen Beistand zu leisten. Voller Entsetzen entferne ich mich durch ein dunkles Vorzimmer, um im Corridor den Geist einen Augenblick ausruhen zu lassen, da ergreift mich eine schlanke Frau am Arm und ruft, indem ihre heißen Thränen herabrinnen: „Haben Sie die Geschichte von der Genoveva gelesen, so geht es mir auch — ich bin in diese Wildniß hinausgestoßen — aber von meinen Kindern — meine Kinder selber haben mich hieher gebracht.“ Wer erträgt das? wer fragt nicht, ist das Wahrheit des Verbrechens, oder die Lüge des Wahnsinns? Auf dem Corridor ist Alles ruhiger und nur von ferne schallt das Schnattern der Irren in den Stuben herüber. Da tritt aus einem Winkel plötzlich eine winzige gnomenartige Alte hervor; unter ihrer Haube bäumt sich ein Busch ungekämmter grauer Haare. „Mein Herr, Sie tragen ja eine Brille, ich habe mein zweites Brillenglas verloren und wollte Sie bitten, mir eins zu geben.“ Während der Capitulation mit der Alten kommt glücklicher Weise der Arzt und die Gehülfen herbei — die Alte hat nie eine Brille gehabt. Man begiebt sich in andere Zimmer zu stilleren Leidenden. Die Meisten von ihnen sind Stimmenhörerinnen, glauben sich von geheimnißvollen Personen durch Schimpfreden und Beleidigungen verfolgt und schreiben eifrig an ihren Bekenntnissen und Memoiren. Einige tra-

gen Reſte von Wohlhabenheit an ſich, ja eine graue alte Jungfer hat noch ein eigenes weiß überzogenes Bett und verräth den Wunſch, ein wenig zu gefallen.

Endlich iſt die Irrfahrt beendet, wir wenden uns zu den Abtheilungen, wo die unfreiwilligen Bewohner der großen Anſtalt hauſen, vorher aber gehen wir durch die Schulzimmer, in denen Knaben und Mädchen in getrennten Klaſſen Unterricht erhalten. Alle tragen das graue Sträflingskleid. Neben ganz erwachſenen Frauenzimmern, zum Theil von Schönheit und jugendlicher Friſche, zum Theil von laſterhaften, niedrigen Zügen, ſitzen kleine Mädchen auf denſelben Schulbänken. Die Polizei hat ſie theils als Vagabondinnen aufgegriffen, theils ſind ſie wegen kleinerer Vergehen hier. Das Geſetz iſt leider geſchlechtslos, wie das Reich des Unorganiſchen. In gleicher Weiſe verhält es ſich mit den Knaben; viele der kleinen Subjecte, die uns auf den Promenaden bettelnd oder mit ihrem kleinen Handel anſprechen, mögen hier „ſchulpflichtig“ und „ſchulflüchtig“ ſein.

Die erwachſenen Sträflinge ſind in großen Arbeitsſälen beſchäftigt. Ein bewaffneter Aufſeher führt, an einem Tiſche ſitzend, ſchriftlich Buch über die Thätigkeit ſeiner Beaufſichtigten. Nur ſo viel wird geſprochen, als zum Betrieb der Arbeit nothwendig iſt; auch ohne die Sträflingskleidung würde man ſogleich den Unterſchied von der freien Fabrikarbeit entdecken. Räder ſauſen, Maſchinen klappern, Spulen ſummen — Zimmer auf — Zimmer ab — daſſelbe furcht-

bare Einerlei der Zwangsarbeit — blasse aufgedunsene Gesichter, Jünglinge und Greise — sind das Menschen? ist das des Sterblichen gedankenvolles Tagewerk Erinnert euch an die schweigende Arbeit des Bienenstockes und erfreut euch in der Phantasie an dem sonnigen duftenden Werke der Wachs und Honig bauenden Insecten In Gottes freier Natur fliegen sie von Morgen bis Abend von Kelch zu Kelch und wenn sie für den Menschen eintragen, pflegt er sie und schont sie um ihrer selbst willen; sie dürfen summen soviel sie wollen und springen, wohin sie wollen.

Nun kommt zuletzt in die Tretmühle. Die Thür öffnet sich und ihr steigt ein paar Stufen in einen dunklen, übel riechenden Raum hinab. Langsam klimmen etwa zwölf Männer die Speichen des großen Rades hinan, von denen sich immer zwei oder drei an der mit Latten verschlagenen Oeffnung zeigen; zwölf andere sitzen schweigend auf einer langen Bank und sollen ihre Genossen nach einiger Zeit ablösen. Das ist die Sisyphusarbeit des Hauses; das Getreide für die Anstalt wird hier gemahlen. Gehen wir noch in die Küche im Souterrain, aus der uns kein lockender Geruch, sondern ein schlaffer Wasserdampf entgegenqualmt, essen wir von der dürftigen Kost, welche nur dreimal im Jahre — Fleisch aufzählt — unsere Wanderung ist vollendet; wir haben hier nichts mehr zu suchen.

Gilt es für eine Unvermeidlichkeit des Gesetzes, daß der Verbrecher arm werde, so sträubt sich doch die Humanität dagegen, daß der Arme durch seine Armuth selbst zum Verbrecher und

gleich diesem behandelt werde. Diese Zeilen sind in einander gefügt, wie zwei gefaltete Hände, welche für die arme Menschheit bitten und die Herzen derer rühren sollen, die heute ihre Hände zum Gebet falten und morgen nach dem Schwerte greifen, aber das Brod der Barmherzigkeit in der Ecke liegen lassen. Der Mensch soll von seinem Vaterlande wissen, als von einem Lande, das ein Vaterauge für ihn hat und ihn nicht verkommen läßt in der Hoffnungslosigkeit. Besser als Meinungen spalten und Ueberzeugungen brechen, ist Brod brechen mit der Armuth, und zum Elend gehen heißt auch in sich gehen!

Vom Trauerſpiele.

Die Heilkunde verzeichnet in ihren Heften ſorgfältig die verſchiedenen Entwickelungsmomente des Menſchen. Von der Geburt an bis zum traurigen Verfall des höchſten Alters, vom erſten bis zum letzten Zahne ſind alle Erſcheinungen des ſich entwickelnden und wieder abnehmenden Lebens genau unterſucht und niedergeſchrieben. Nichts deſtoweniger giebt es noch mehrere Phänomene, welche ſich die ernſten Männer der Gelehrſamkeit haben entgehen laſſen, weil dieſelben entweder nicht mit der erforderlichen Regelmäßigkeit bei allen Individuen aufzutreten pflegen, oder aber ſich der rein ärztlichen Beobachtung entziehen und auf ein anderes Feld hinüberſpielen.

Die Windpocken und Maſern werden von den Aerzten wohl allgemein als kleine Uebel des Lebens angeſehen, welche jeder Menſch durchzumachen hat; in keinem mediciniſchen Werke haben wir dagegen unter derſelben Abtheilung „das Trauerſpiel“ gefunden, obgleich es nach unſerer Meinung, zumal, was das deutſche Vaterland mit ſeinem melancholiſch poetiſchen Klima betrifft,

unter die Krankheiten zu rechnen ist, welche halb und halb der körperlichen und geistigen Entwicklung angehören und ohne erhebliche Störungen oder ungeschickte Eingriffe selten nachtheilige Folgen hinterlassen.

Bei der Schwierigkeit und Neuheit des Gegenstandes bitten wir zunächst um Nachsicht, wenn unsere Ansichten nicht mit der erforderlichen Systematik, sondern in der anspruchlosen Form von Wahrnehmungen vorgetragen werden. Wenn wir noch einen Sommer und Herbst erleben, in welchen das „Trauerspiel“ mit gleicher epidemischer Heftigkeit in Deutschland auftritt, werden ohnehin fähigere Köpfe sich veranlaßt finden, gründliche Untersuchungen über das Leiden anzustellen und dasselbe vielleicht in besonderen Stationen der städtischen Krankenhäuser zu behandeln.

Das Trauerspiel gehört überwiegend unter die Krankheiten des jugendlichen Alters, befällt jedoch zuweilen auch in reiferen Jahren den Menschen und tritt alsdann mit besonderer, oft gefährlicher Heftigkeit auf. Es ist vorzüglich unter die auf Gymnasien und Universitäten grassirenden Krankheiten zu rechnen, kommt aber auf ersteren nur selten zu seiner gehörigen Entwicklung. So viel wir bis jetzt ergründet haben, pflegt die Krankheit auf den erstgenannten Lehranstalten aus der Lectüre Schillers und irgend einem seefahrenden Helden, Columbus oder Vasco de Gama, sich zu entwickeln und in einem anhaltenden Friesel von fünffüßigen Jamben zu bestehen. Der vom Trauerspiel Ergriffene beginnt damit, seine mathematischen Arbeiten und algebraischen Auf-

gaben zu vernachlässigen. Demnächst leiden seine lateinischen Extemporalia und geschichtlichen Aufsätze. Er kommt unvorbereitet für Virgil und Tacitus in die Klasse, äußert ein auffallend geringes Interesse für die Antigone und den Oedipus auf Kolonos, und verbirgt in seinem Exemplare aus Sophokles mehrere Blättchen mit Versen. Dieser Zustand hält zur Unzufriedenheit seiner Herren Lehrer längere Zeit an, ergötzt aber die Mitschüler ungemein, da der Leidende zugleich Symptome der Vorleserwuth zeigt, welche sehr häufig mit dem Trauerspiele zugleich ausbricht, und ihnen somit willkommene Veranlassung bietet, ihm irgend einen kränkenden Spitznamen anzuhängen. Bei dem Heranrücken des Abiturientenexamens verliert die Krankheit viel von ihrer Heftigkeit, das unvermeidliche Bangen des Gemüthes wirkt der tragischen Versfabrikation entgegen, und der Patient pflegt nach glücklich bestandenem Examen nur in ungewöhnlichen Fällen von wirklichem Talent abermals vom Trauerspiele überfallen zu werden. Solche Fälle bewahrt dann die Literaturgeschichte auf, allein sie gehören nicht vor unser Forum. Gewöhnlich endet aber das Leiden mit der andächtigen Aufbewahrung zweier oder dreier Monologe von der Länge mehrerer hundert Verse, welche auf die Universität mitgenommen, und gutmüthigen, geduldig stillhaltenden Commilitonen bei einem Glase Grogg und einer Pfeife Ermeler Canaster vorgelesen werden.

Auch die Trauerspiele der ersten Studentenjahre pflegen höchst unschädlich zu sein. Sie entstehen aus schlecht verdauten deutschen Kaisern,

mythiſchen Königen, wunderlichen Sagen, und beſitzen bei heftigerem Auftreten des Leidens lange Chöre von Barden, Walkyren, Nornen, Waffenträgern, Landsknechten und biederen Einſiedlern. Der Held des Trauerſpieles äußert eine räthſelhafte Vorliebe für jenen ganz unmodernen Tod, welchen die heilige Schrift mit dem Ausdruck „er ſtürzte ſich in ſein Schwert“ bezeichnet, und ſpricht dadurch ſtillſchweigend ſeine Verzichtleiſtung auf jegliche irdiſche Aufführung in einem Theater aus. Iſt der Kranke minder heftig vom Trauerſpiele befallen, ſo begnügt er ſich, ſeinen Helden das Haupt zu verhüllen und ihn von ſeinem Leibknappen erſtechen zu laſſen. Die Geliebte giebt ſich ſelbſt mit einem Dolch den Tod, jedoch nicht, ohne ſich vorher des Breiteren über die unpaſſende Einrichtung des Lebens für metriſche Naturen auszulaſſen. Dergleichen Trauerſpiele werden oft Jahre lang im Manuſcript umhergetragen, vorgeleſen und an Gläubige verliehen. Endlich duften ſie ſo ſtark nach Taback und werden im Papiere ſo mürbe, daß ihr Verfertiger für ihre Niederlaſſung in einer Schieblade ſorgen muß. Er widmet ſich dann ſeinen Repetitorien, macht das Auscultator-Examen und iſt meiſtens von dem Uebel für die Folge befreit.

Viel bösartiger äußert ſich das Trauerſpiel des dritten oder vierten Studien-Jahres. Es wird von thätigen Buchhändlern vorzugsweiſe gefürchtet, da es *gedruckt* ſein will. Seinen äußeren Kennzeichen nach hat es große Fieberhitze mit Angſtſchweiß und hier und da eingeſtreuten Sonnetten. Alle Abgänge ſind gereimt

und citiren die Objecte der Astronomie und aller irdischen Naturwissenschaften mit vielem falschen Pathos. Der Kranke ruft häufig „Ihr Götter!“ und malt mit schadenfrohem Harm eine spanische Geliebte aus, die sich, aufs Aeußerste verkannt von ihrem Liebsten, in ein entlegenes, immer gewölbtes Souterrain ohne Fenster begiebt und ein mäßig rasches Gift zu sich nimmt. Noch ehe es seine guten Dienste geleistet, aber stets wenn Hülfe zu spät ist, stürzt der Liebste mit gesträubten Haaren und nie ohne Begleitung der gesammten Bevölkerung des Ortes nebst einer Anzahl schwer Geharnischter in die letzte Scene und bekennt sich schuldig. Der Held betitelt sich fast immer Don oder Sennor, und die Klosterglocken läuten bei jeder unpassenden Gelegenheit. Von der Leipziger Messe kommt es stets als Krebs zurück und wird alsdann in den Schränken der Antiquare mit der bekannten Ueberschrift: Preis 1 Sgr. öffentlich ausgestellt, oder von dem hoffnungslosen Verleger den Käse- und Butterhändlern für einen billigen Preis überlassen. Nicht selten schielen diese Trauerspiele auch heimlich nach der Bühne und bleiben häufig zehn Jahre in den Bibliotheken der Intendanturen und Directoren liegen. Hat der Verfasser aus Heimtücke die einzelnen Blätter stellenweise aneinandergeklebt, um zu erfahren ob man es gelesen, so erhält er das Exemplar stets in demselben Zustande zurück. Schon das Verzeichniß der Personen übt auf den theatererfahrenen Leser einen niederschmetternden Einfluß aus. Die Verfasser dieser Trauerspiele sind interessante junge Leute und haben oft hübsche

Schulden, nehmen auch Gelder zu hohen Zinsen auf, um ihr Trauerspiel auf eigene Kosten drucken zu lassen, wenn die Renitenz der Verleger allzu hartnäckig ist. Der Naturselbstdruck ist jedoch die einzige Radicalcur des Trauerspieles. Ein junger Mensch, der durch diese Schule gegangen, ist für alle Folgezeit geheilt und vererbt die Krankheit niemals auf seine männlichen Kinder. Auch erkennt man ihn noch im vorgerückten Alter an seinem Abscheu vor Buchhändlern und gedruckten Stücken; dafür fängt er auffallend früh an Whist zu spielen, und erlangt eine bemerkenswerthe Fertigkeit darin.

Alle diese flüchtig skizzirten Anfälle hat wohl Jeder in seinem Leben theils selbst durchgemacht, theils an anderen Personen beobachtet; sie gehören zu den Alltäglichkeiten, wie Husten und und Schnupfen, die Individuen pflegen sich nach den erfolgten tragischen Ausscheidungen einer gebesserten geistigen Gesundheit zu erfreuen und nützliche prosaische Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft zu werden. Ein anderes ist es mit dem Trauerspiele der dreißiger Jahre.

Die Poesie kommt gleich der Liebe in jedem Individuum einmal zu Tage. Von der Liebe wissen wir, daß sie um so bedenklicher um sich greift, je später im Leben sich die Regungen dieser wichtigsten aller Leidenschaften äußern. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Poesie, nur daß, was dort einen tragischen Anflug zeigte, hier der Lächerlichkeit nicht zu entrinnen vermag.

Ein Mann ist über seinen Berufsgeschäften fünfunddreißig Jahre alt geworden. Durch Fleiß,

praktiſchen Verſtand und gute Connexionen hat er es bis zu einer einträglichen, wohlklingenden Stelle gebracht, und verzehrt ſein Gehalt mit weltbürgerlichem Anſtand. Als einem wohlgebauten Staatsbürger iſt ihm auch eine angenehme Frau zu Theil geworden. So lebt er in blühender Geſundheit nach einem proſaiſchen Leiſten, und ſein Ehrgeiz begnügt ſich vorläufig auf dem in der Welt errungenen Platze. Derſelbe Mann verliert unerwartet die Eßluſt, tippt bei Tiſche mit der ſilbernen Gabel auf den Teller und verſinkt in Gedanken, geht Nachts ungewöhnlich ſpät zu Bette und Abends ungewöhnlich oft in das Theater. Die Frau Gemahlin zieht anfänglich beſorgt den Hausarzt zu Rathe, als dieſer aber keine genügende Auskunft zu geben vermag, wird ſie eiferſüchtig, hat Verdacht auf ein paar ſchöne und kokette Schauſpielerinnen, neckt und quält den Mann, weint zuletzt im Style eines reißenden Hochwaſſers und ergründet dennoch nicht das hereinbrechende Uebel. Endlich beſſert ſich wieder der Appetit des Gemahls und an ſeinem Tiſche erſcheinen häufig Männer mit bleichen, gelehrten aber mißvergnügten Geſichtern, Männer, die Verſchworenen gleichen. Er ſchließt ſich mit ihnen ein, die Frau Gemahlin kann aber an der Thür nichts hören als einzelne furchtbare Schreckensrufe mit irgend einer Verzierung von Interjectionen z. B. „O Nacht voll Schrecken! O Tag des Grauens! O blut'ges Schickſal! Ha, welch' ein Scheuſal!“ Sie glaubt, daß ihr Mann ein Verbrechen begangen habe und durchſucht heimlich ſeine Papiere, als er in Geſchäften abweſend iſt.

Da findet sich in einem versteckten Fache ein Packet kleiner Bücher mit dem Motto: „Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt“, auf dem Titelblatte steht mit großen Buchstaben der Name ihres Mannes als Verfasser des darauf genannten Trauerspieles. Das Packet entsinkt ihren Händen und sie muß sich auf den Lehnstuhl neben dem Pulte niederlassen. Da geht die Thür auf. Der Mann tritt ein.

„Unglückliche! was hast Du gethan? warum wühlst Du in meinen Papieren?“

„Aber lieber Mann, Du hast ja ein Trauerspiel geschrieben! warum wolltest Du mir das verheimlichen?“

„Weil ich Deine trivialen Anschauungen kenne, liebes Kind, weil ich weiß, daß Du alle dichterischen Schöpfungen nur vom Standpunkte der sinnlichen Unterhaltung aus betrachtest. Läugne nicht — ich habe Dich oft genug im Schauspielhause beobachtet.“

„Mein Gott, Heinrich, soll es denn wirklich aufgeführt werden? Das halte ich nicht aus, Heinrich, nein, das schickt sich nicht!“

„Sei keine Närrin, Julie, das Trauerspiel ist vor acht Tagen eingereicht worden und ich bezweifle nicht, daß man, sobald es gelesen worden ist, unverzüglich zum Einstudiren schreitet. Ich halte es für eines der gelungensten Werke seit Egmont.“

„Heinrich, bedenkst Du denn, was Du thust? und wenn es nun ausgepfiffen wird und Du mußt es mit anhören?“

Der am Trauerspiel erkrankte Mann hört

mit Entſetzen ſo frevelhafte Bemerkungen, aber er antwortet nur mit verächtlichem Lächeln und läßt die Frau fortfahren.

„Nein, Heinrich, denke an den armen Baron, als die Leute ſein Original-Luſtſpiel „die kalte Bratkartoffel“ am Schluſſe auspfiffen und er verſteinert im erſten Range ſitzen blieb, weil er ſich nicht nach Hauſe zu gehen getraute, wohin er eine große Geſellſchaft geladen hatte, zur Feier der erſten Aufführung mit Lorbeerblättern; wenn Dir das auch ſo ginge?“

Der Gatte verzieht den Mund in die Quere und bemerkt, daß er weit davon entfernt ſei, ein ähnliches Schickſal zu fürchten. Sein Stück beſitze ungleich höhere Eigenſchaften und der Baron könne nicht zu den ſtudirten Männern gerechnet werden. Madame läßt ſich jedoch nicht beruhigen.

„Ich leide es nicht, Heinrich, Du magſt ſagen, was Du willſt. Für mich wäre es ebenſo entſetzlich, wenn Dein Stück Glück machte und Du würdeſt bei Deinem Namen herausgerufen. Sei verſichert, ich ſtürbe vor Scham, wenn Du herausgerufen würdeſt und die Schauſpieler ſchleppten Dich nun auf der rechten Seite heraus, wie den letzten ſchwarzen Burſchen mit den krummen Beinen und dem ſchmutzigen Oberhemde! für eine ehrliebende Frau iſt das eine zu ſtarke Zumuthung!

Die liebenswürdige Frau wetzt den blanken Schnabel ihrer Beredſamkeit noch einige Zeit an dem ehrgeizigen harten Herzen ihres Gemahls und verſtummt dann vor Erſchöpfung. Der Zauber weiblicher Ueberredung iſt zu ſchwach für das hitzige Trauerſpielfieber; die Krankheit muß ihren

Verlauf nehmen. Der Dichter bewegt Himmel und Erde, Intendanten und Regisseure, die einheimische und auswärtige Presse, Mimen und Claqueure, um sein Stück herauszubringen, und seine kaum glaublichen Anstrengungen werden endlich von Erfolg gekrönt. Das Trauerspiel wird gegeben und fällt, wie Madam richtig geahnt hat, glänzend durch. Der gebeugte Dichter nimmt für ein Vierteljahr Urlaub, geht nach Thüringen und gebraucht eine Wasserkur, worauf sich die poetischen Gelüste nach der Bühne zwar legen, der Unglückliche aber von einem schleichenden Fieber herunter gebracht wird, in welchem er jährlich ein, nur für den Druck bestimmtes Trauerspiel schreibt.

Die Exsudate des Leidens dieser Herrn werden an gewissen Symptomen erkannt. Der Held lehnt sich bei ihnen nur auf eine anständige Weise wider das Schicksal oder den Landesherrn auf, wird aber nichts desto weniger im vierten Acte immer durch schwache oder feile Richter verurtheilt und im fünften Acte hinter der Scene hingerichtet. Es handelt sich nur um eine Tragik von der Milde der politischen Ansichten des Centrums; die Doctrin wächst hart an dem südlichen Wendekreise des blühenden Unsinns. Die schwerfällige Gedankenentwickelung verräth Hartleibigkeit und Verfassungshämorrhoidarismus. Die Wirkung dieser Stücke schwankt zwischen wildem Hohngelächter und krampfhaftem Gähnen der Zuschauer. Alle Patienten besagter Gattung gründen sehr bald nach der Niederlage ihrer ersten Stücke Lesezirkel in ihrem Hause, tragen auch wohl allein die Dramen Shakespeare's, Göthe's, Calderon's

vor. Unter den Eingeweihten graſſirt die Anſicht, daß Tieck als Vorleſer mit ihrem Freunde verglichen nur ein Stümper ſei. Der Geſichtsausdruck durchgefallener Dichter iſt von einem gewiſſen mitleidigen Weltſchmerz erfüllt. Aeſthetiker werden auf der Promenade gern von ihnen wehmüthig angelächelt, aber auf alle Theaterdirectoren blicken ſie mit tiefer Verachtung herab. Jährlich einmal geben ſie ein großes Diner mit Auſtern und dramatiſchen Künſtlern, auf welchem über den Verfall der heutigen Schaubühne und die Mißhandlung der vaterländiſchen Poeten bitter geklagt, aber ſonſt vortrefflich gegeſſen und getrunken wird.

Zu ihrer Ehre ſei es geſagt, daß ſie zu den harmloſeſten Irren des Trauerſpiels der reiferen Jahre gerechnet werden müſſen und nichts gemein haben mit den Tobſüchtigen der Tragik.

Jemand iſt praktiſcher Arzt, beſitzt ein anſehnliches Vermögen als Erbſchaft ſeiner verſtorbenen Eltern, hat alſo ſchon die trefflichen Früchte deſſelben in einer ſorgenfreien glücklichen Jugend, einer abgerundeten Erziehung und ſpäteren erleichterten Stellung zur Welt genoſſen, aber unſer Doctor iſt nichts deſto weniger nicht glücklich. Der Verbrauch einer jährlichen Rente von 3000 Thalern befriedigt viele Wünſche ſeines Herzens, jedoch nicht den erwachten Ehrgeiz. Die thörichte Menſchheit will nicht viel von ſeiner Praxis wiſſen. Sobald einer ſeiner Kunden ernſthaft krank wird, beruft er ſportſtreichs irgend einen andern berühmten Praktikus; man betrachtet ihn nur als einen Schnupfenarzt, ſpricht mit ihm nicht von

alten körperlichen Leiden, sondern von den neusten Theaterstücken und eben angekommenen Gästen. Niemand fragt ihn, welchen Gesundbrunnen er in der Kurzeit besuchen soll, aber wohl, ob die neue Oper anzuhören, das neue Ballet anzusehen sei. Aus Mangel an ernsthafter Beschäftigung geräth er in seinen unaufhörlichen Grübeleien auf den Gedanken, er habe als Mediciner seinen eigentlichen Lebensberuf verfehlt; er sei vielmehr berufen, etwas in der Kunst zu leisten. Längere Zeit schwankt er hin und her, da seine gute Erziehung mancherlei Fähigkeiten in ihm herangebildet hat. Er tupft etwas das Piano, er singt den zweiten Tenor in einem Männerquartett, er malt schauderhaft in Oel, er versteht einige ganz gelungene Kartenkunststücke zu machen, aber er hat Liszt spielen und Roger singen gehört, er besitzt selber Bilder guter Meister und ist ein Schüler Houdin's, mithin weiß er, daß Meisterschaft nur unendlich schwer erlangt werden kann. Da bringen ihn die Unterhaltungen mit seinen Patienten endlich auf andere Gedanken. Die fortwährenden ästhetischen Fragen und Gespräche flößen ihm allmählich den stillen Glauben ein, der Schwerpunkt seines Geistes läge in der Poesie. Die schlechten Trauerspiele des heutigen Repertoirs bestärken ihn darin. Unzufrieden mit den Dichtern, fühlt er sich unendlich erhaben über sie; er ergreift die Feder und beginnt ein Trauerspiel über einen wichtigen welthistorischen Stoff. Als gebildetem Manne fließen ihm nach einigen Scharmützeln mit den wiederspenstigen Jamben die Gemeinplätze, welche über

ernſthafte Dinge ſeit hundert Jahren durch zahllose deutſche Bücher verbreitet ſind und wie der Staub auf der Chauſſee auf allen Gehirnen liegen, mit größter Leichtigkeit zu. In der gewöhnlichen menſchlichen Beſcheidenheit, ohne deren ſegensreiche Einwirkung wahrſcheinlich die meiſten Geſpräche und Schreibereien der Menſchen aufhören und verſtummen würden, hält er dieſe Gedanken für ſein Eigenthum und ſich für den begabteſten Dichter ſeines Zeitalters. Mit jeder weiteren Scene wächſt dieſe Ueberzeugung; er vollendet die Kataſtrophe und glaubt Shakespeare verdunkelt zu haben. Das fertige Trauerſpiel wird in hundert Exemplaren auf Velinpapier abgezogen und zuerſt nur an einige der ihm bekannten Kunſtfreunde vertheilt. Da ſie bei ihm ſpeiſen und mit ihm ſpazieren fahren, ſind ſie von dem Meiſterwerke entzückt; ſie bringen ihn endlich durch ihre Lobeserhebungen ſo weit, daß er ſelber eine neue Epoche der Poeſie von ſeiner Erſcheinung an datirt. Das Werk wird eingepackt, er begiebt ſich, da er Bedenken trägt, in der Reſidenz allzugroßes Aufſehen zu erregen und die Poeten, ſeine neidiſchen Concurrenten, zu erbittern, nach einer großen und reichen Nachbarſtadt, wo ihm viele begüterte Verwandte, darunter Actionäre des Theaters, leben, und bringt das Trauerſpiel auf die Bühne. Die Decoration mit dem aufgehenden Monde, in deſſen Schimmer der Held einen vier Seiten langen Monolog ſpricht, hat er nebſt den neuen Coſtümen und der Muſikbande hinter der Scene, wann das entſcheidende Banket gefeiert wird, aus ſeiner Taſche bezahlt. Dieſe verſtändigen Maßregeln

verhindern nicht, daß sein Drama kaum ausgespielt werden kann. Die Handlung kennen die Zuschauer aus den Geschichtsbüchern, seine Gemeinplätze versenken sie also in einen todesähnlichen Schlaf, aus dem sie im fünften Akte voller Erbitterung, ihre nächtliche Ruhe auf so hinterlistige Weise verkürzt und beeinträchtigt zu sehen, erwachen und ihre Lebensgeister munter trommeln. Die Kritik schließt sich ihnen an, sie fordert den Doctor auf, sein Trauerspiel neben Opium in den Arzeneimittelvorrath einführen zu lassen. Doch warnt sie gleichzeitig vor einem solchen drastischen Medikament, da zartere Naturen leicht aus diesem Schlafe in das Jenseits hinüberschlummern könnten.

Der Doctor reist sofort nach Hause und kommt gerade an, um eine vorzugsweise beißende Kritik im Auszuge von mehreren Zeitungen mitgetheilt zu finden. Als einem stadtkundigen Manne glaubten die Redactionen ihm diese Artigkeit schuldig zu sein. Am nächsten Morgen fügt ein ungenannter „Civis“ die Nachricht hinzu, daß der Herr Doctor in seiner Praxis noch vor zwei Jahren einem Geheimen Rathe habe den Bauch aufschneiden wollen, daß derselbe aber von einem anderen Arzte nun durch die Anwendung des Wiener Tränkchens von dem Uebel glücklich geheilt worden sei. Wäre der tragische Docter ein kluger Mann, so thäte er jetzt im Stillen Buße und unternähme eine wissenschaftliche Reise nach dem Orient, allein er setzt sich hin, schreibt wuthentbrannt eine Broschüre gegen die Kritik, kauft Knotenstöcke und Lebensretter, um bei einem Zusammentreffen mit

Kritikern ihnen die Schädel einzuschlagen, läuft in allen Gesellschaften umher, beklagt sich über Verkennung und Zurücksetzung; kurz er verfällt in die tragische Tobsucht. In untergeordneten Blättern schreibt er unausgesetzt anonym gegen Schauspieler und Recensenten, er entblödet sich schließlich nicht, eine Denkschrift über Reform des deutschen Theaters an das Cultusministerium zu richten. Unterdessen kündigen ihm die Miether die Quartiere in seinem Hause, weil sie das nächtliche Declamiren des Trauerspieles nicht aushalten können, und keiner seiner früheren Freunde will sich, weder bei ihm, noch mit ihm auf der Straße sehen lassen. Endlich berathen seine Verwandten, die Erbansprüche auf sein Vermögen haben, ob es nicht gerathen sei, ihn zu seiner ferneren poetischen Ausbildung einer ländlich gelegenen Anstalt, wo nach dem Zeitungsausdruck: Nervenkranke eine liebevolle Pflege empfangen, zu übergeben?

Von einem ganz anderen rührenden Charakter ist der stille Wahnsinn des Trauerspieles Ein gelehrter Narr von feinen Manieren, Liebling vornehmer Damengesellschaften, schwärmerischer Verehrer Goethe's, und denkender Schriftsteller, hat in jungfräulicher Schüchternheit, tief verborgen vor den Augen der Profanen, das Leben eines großen Mannes dramatisirt, und hält diese Arbeit für ein bühnengerechtes Trauerspiel. Er entfaltet schöne Gedanken, eine schwungvolle Sprache, sinnige Wendungen und Situationen voll von jener Poesie, die gleich einer zarten Melodie in dem Schweigen der Natur genossen wird, kurz

nicht eine der Eigenschaften, welche das stoffbegierige heutige Publikum, die kassenfrohe Bühne erfordern. Der gelehrte Schriftsteller ist ein zu unterrichteter Mann, um sein talentvolles Werk so zu überschätzen, wie der tobsüchtige Doctor seine platte Jambenmache, aber die unheimliche Magie der Bühne umstrickt ihn, denn wer für die Bretter geschrieben hat, der bescheidet sich nicht, gleich dem Romancier, mit der schweigenden Anerkennung der fernen zerstreuten Leser, der verlangt, daß die Arbeit vor seinen Augen, vor aller Welt, erscheine und verwirklicht werde. Er liest das dramatische Gedicht einzelnen Vertrauten vor, die in aufrichtigem Entzücken über die den Geist fesselnden Schönheiten es mündlich verherrlichen und schriftlich darauf in guten Journalen aufmerksam machen. Ein hoher geistreicher Herr, alter Gönner unseres Dichtergelehrten, heißt ihn kommen und die Arbeit recitiren. Sie fesselt ihn gleichfalls und läßt ihn den Wunsch aussprechen, sie auf der Bühne zu sehen. Sein Wunsch ist Befehl und das Stück wird einstudirt. Aber ach! schon während der Vorbereitungen bricht beinahe das Herz des Aermsten. Spielte man das Stück wortgetreu, man müßte schon am Morgen des Tages beginnen, oder erst am Morgen des andern enden! Es enthält mehr als achthundert Verse über das marktgerechte Maaß der gewöhnlichen Stücke. Die Regisseure kommen mit dem Dichter zusammen und beweisen ihm, daß die Handlung so viel als möglich erhalten bleiben, daß aber so viele Reflexionen und Schilderungen als möglich gestrichen werden müssen. Ihm klingt diese Auseinander-

setzung fast so schrecklich, wie einer Mutter
Nachricht der consultirenden Aerzte, daß an ihr
jüngsten Kinde eine lebensgefährliche Operati
vollzogen werden müsse. Stillschweigend hört u
duldet er; sie mögen nach ihrem weisen Ermess
handeln. Vor einem auserwählten Publikum wi
nach reiflichen Studien, von den besten Künstler
mit der trefflichsten Ausstattung das Drama ge
geben und mit wahrer Andacht gehört. De
Name des Verfassers, die Selbstachtung der Zu
schauer unterdrücken jede mißgünstige Bemerkung
Er erhält Beweise von Anerkennung, aber man
flüstert einander in die Ohren: das Werk sei zu
gedankenvoll, zu sublim für die Schaubühne, es
habe eine zu empfindsame Organisation. Einen
Todkranken erschrecken die zärtlichen lügenhaften
Hoffnungsbetheuerungen der Angehörigen nicht
mehr, als den Verfasser in den nächsten Tagen
die schweißtriefenden Anstrengungen der Kritik, das
Stück zu retten, ihm eine Ehrenstelle in der öffent-
lichen Anerkennung zu sichern. Noch mehr er-
schreckt ihn der leidenschaftliche dithyrambische Er-
guß eines seiner jungen Verehrer, der für den
Meister auftritt und den Gegner herausfordert.
Der Unglückliche verliert die Besonnenheit und
läßt sich zu der öffentlichen Bemerkung verleiten,
das Werk habe durch unbesonnenes Streichen
verloren! Nun sind die Regisseure entrüstet, sie
legen das Stück zurück, nachdem schon in der
zweiten Aufführung das Haus leer gewesen ist,
und das Werk verschwindet aus dem Gedächtnisse
der Menschen, aber nicht aus dem seines Dichters.
Er trägt tiefes Leid um das Musenkind, ver-

schwindet aus dem Umgange, vergräbt sich unter Büchern und Handschriften, studirt Kirchenväter in Klosterbibliotheken, tritt architectonischen Vereinen bei, und vergißt über diesen Zerstreuungen gelehrter Herren doch nicht sein Leid. Seine Gesichtsfarbe vergilbt, er vernachlässigt die einst so gewählte Toilette, sein graues Haar hängt wirr über seine Schläfe; er giebt das Trauerspiel nicht auf. Viele Jahre hat er, nur in nächtlichen Stunden, als ob sein Streben der Welt verrathen würde, die Dichtung umgearbeitet und gefeilt; Horaz verlangte nur neun Jahre, ihm waren kaum achtzehn genug. Wirklich erscheint das Trauerspiel im Druck. Leider sind Alle, die mit dem Dichter die Aufführung und seine glückliche modische Epoche durchlebt, gestorben, verphilistert, oder hohe Beamte geworden, die nur noch Eingaben und politische Actenstücke lesen, eine jüngere realistische Generation führt das große Wort. Rücksichtslos packt sie den Dichter mit Schergen-Händen, bezüchtigt ihn der Romantik mit Vorbedacht und mißhandelt ihn und das Gedicht bis auf den Tod. Seitdem begegnet man dem Verlorenen nur noch in der Dämmerung, wenn er einen gelähmten unverheiratheten Freund besucht, mit dem er über philosophische Themen zu disputiren und russischen Thee zu kochen pflegt. Nichts hält ihn aufrecht, als der Glaube, bei dem nächsten Ordensfeste für sein Stück mit einem ehrenden Abzeichen bedacht zu werden.

Nicht so ernsthaft ist die Geschichte des Freiherrn, der aus Uebermuth und Leichtsinn ein Trauerspiel schrieb und in der Blüthe seiner Sün-

den umkam. Der gute Mann hatte ein überaus lustiges Leben geführt und darüber das von seinen Ahnen übriggelassene Vermögen vollends aufgezehrt. Seine letzte Hoffnung war ein kinderloser alter Verwandter, ein Bürgerlicher, der durch Verheirathung seiner reichen Nichte in die hochadelige Familie gerathen war. Dieser Unbesonnene beging die unverzeihliche Thorheit, am Tage vorher, als er den Freiherrn enterben und sein großes Vermögen wohlthätigen Anstalten vermachen wollte, vom Schlage gerührt zu werden und zu sterben. Der Freiherr sah sich dadurch im Besitz zweier rentabler Fabrikunternehmungen und verschiedener wohlangelegter Kapitalien und beschloß, um dem Andenken des Verstorbenen Ehre zu machen, ein ordentlicher Mann zu werden. Nach reiflicher Erwägung, wie solches am zweckdienlichsten anzufangen sei, verheirathete er sich mit einer jungen schönen, aber grenzenlos dummen Schauspielerin, ließ sich in der Hauptstadt nieder und machte ein gutes Haus für Alle, die zu ihm gehen wollten. Der Freiherr hatte einen runden Bauch und litt an Leichtgläubigkeit, hielt aber gute Champagnersorten im Keller und ließ nicht ungern die Korke knallen. Wenn nun Künstler aller Gattungen bei ihm dinirten und der Freiherr sich eines sorgenfreien Lebens rühmte, tadelte man ihn wohl und sagte, daß ihm in seinem materiellen Wuste noch gar nicht der eigentliche höhere Reiz des Lebens aufgegangen sei. Derselbe bestehe nur im Genusse des Ruhms und werde durch wissenschaftliche oder künstlerische Leistungen errungen. Ihm gezieme es vor vielen

Anderen, ein Trauerſpiel zu ſchreiben, denn dieſe Sorte von Poeſie gelinge dicken und luſtigen Leuten am beſten, während magere und ernſthafte Leute ſich im Luſtſpiele auszuzeichnen pflegten. Dem Freiherrn leuchtete dieſer Rath außerordentlich ein. Ohne ſich viel zu beſinnen, griff er einen Vorfall aus ſeiner Familiengeſchichte auf, ſtutzte den Ausgang ſo traurig als möglich zu, ließ das Ding von einem jungen Manne, welcher der deutſchen Sprache vollkommen mächtig zu ſein ſchien, durchcorrigiren und reichte es dem Theater ein.

Die damalige Verwaltung deſſelben ſtand ungefähr auf der Bildungsſtufe des guten Freiherrn und nahm das Stück an, theils weil ſie ein gewiſſes heimliches Wohlgefallen an einer poetiſchen Freiherrnarbeit empfand, theils weil ſie es in ihrer Unſchuld wirklich für vortrefflich hielt. Die Schauſpieler ihrerſeits ſtudirten es mit Behagen ein, da alle Proben mit den beſten Rebenſäften angefeuchtet worden waren und Abends nach der erſten Vorſtellung ein Souper der ganzen Bekanntſchaft bevorſtand.

Der entſcheidende Abend kam und der Dichter hatte ſich ſo unbefangen in die vordere Reihe des Balkons im erſten Range geſetzt, als gelte es etwa ein Feſtſpiel zu Ehren ſeines Geburtstages und nicht eine, allem Volke vorgeworfene theatraliſche Beute. Gleich anfangs befremdete es den unerfahrenen Mann, daß naſeweiſe Individuen jedes Alters und Standes ihre Operngucker und Schnupftabacksdoſen nach ſeiner Perſönlichkeit richteten, ihn hartnäckig beobachteten und ſpöttiſche Priſen nahmen, obgleich er ſich auf dem Zettel

nicht genannt hatte, sondern als Dichter nur einfach „Gustav“ hieß. Noch schrecklicher wurde ihm zu Muthe, als hinter ihm und seiner jungen Frau ein alter Herr mit einem steifen Ordensgesichte und einer reizenden Dame erschien, und nach dem ersten, schon etwas mißfällig aufgenommenen Acte zu dieser sagte: „Meine Theure, der Herr vor Dir ist Gustav!“ Nach diesen Worten ergriffen Beide ihre Augengläser und besahen „Gustav“ längere Zeit sehr ruhig, um dann von ganz gleichgültigen Dingen zu sprechen, wie vornehme Personen unter ähnlichen Umständen immer zu thun pflegen. Der Freiherr gerieth in eine unendlich traurige Stimmung, die nicht durch den Erfolg des Stückes verbessert wurde. Bei den rührendsten Scenen lachte das entmenschte Volk und hustete unter schlecht versteckter Schadenfreude. Im letzten Acte nur traten einige unbescholtene Charaktere auf und versuchten dem Helden des Trauerspiels das Leben zu retten, indem sie edelmüthig die äußersten Anstrengungen machten, um das Stück nicht zu Ende spielen zu lassen. Aber die übrigen schlechten Menschen, begierig ihr Herz an den letzten Seufzern des Helden zu weiden, brachten sie zum Schweigen, und die Polizei, ihre tugendhaften Absichten offenbar falsch beurtheilend, führte sie an den Händen auf den Kassenflur und von da auf die Straße. So ward das Trauerspiel zu Ende gespielt und dann erst mit starker Instrumentation ausgepfiffen. Der bejammernswerthe Freiherr saß noch immer im ersten Range. Ihm fehlte die Kraft aufzustehen und nach Hause zu gehen, wo die geladene Dichter-

triumph-Gesellschaft seiner wartete; er kam sich obdachlos, ja vollständig heimathlos vor: Endlich gelang es seiner jungen Frau, ihn mit Hülfe zweier Logenschließer in die Chaise zu schleppen. Lassen wir den Vorhang vor dem nun folgenden Leichenmahle des Trauerspieles fallen. Dieser Dichter hat nie wieder einen theatralischen Federzug gethan.

Jurist und Bauer.

Fürchte Niemand bei Lesung dieses Titels, mit einer Recension des gleichnamigen alten Lustspiels, das seit einiger Zeit wieder als Gespenst auf der königl. Bühne umgeht, unterhalten, oder richtiger gesagt, gelangweilt zu werden. Wir beabsichtigen vielmehr nur, unter dieser Ueberschrift einen Schwank zu erzählen, der in der juristischen Generation reiferen Alters wahrscheinlich manche Erinnerung an ein Orginal wecken wird, das seitdem wohl längst verschollen sein mag. Man beklagt sich über das Verschwinden dieser ergötzlichen, und das hausbackene Leben anfrischenden Menschensorte. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob mit Recht oder Unrecht, so viel aber ist gewiß, daß in der Rechtsgelehrsamkeit Originale von der Eigenthümlichkeit des Referendarius B., wie wir ihn für den Fall, daß er noch unter den Sterblichen umherwandelt, nennen wollen, stets zu den äußersten Seltenheiten gehören. Wenn man vielen Juristen menschliche Schwächen vorwerfen kann,

ſo beſchränken ſich dieſe doch auf unnatürliche Ausſchweifungen in der Lyrik und tragiſchen Poeſie. Nur ausnahmsweiſe ſind ſie frevelhafte Humoriſten, aber unendlich ſelten kommt es vor, daß ein Kraftgenie den Beruf des Richters ſelber zum Object ſeiner humoriſtiſchen Lebensauffaſſung macht, und Angeſichts ernſter und mächtiger Collegien mit der Geſetzgebung und Proceßordnung ein anmuthiges Spiel der Parodie und Traveſtie treibt. Zu dieſen ſeltenen Geiſtern zählte B., und man wird von ihm ſofort eine geeignete Vorſtellung erhalten, wenn wir folgende kleine Epiſode aus ſeiner richterlichen Thätigkeit vorausſchicken. Einer der älteſten Räthe des Kreisgerichts war im erſten Stock mit der Abhaltung eines Termins beſchäftigt, als ſich über ihm ein furchtbarer Lärm erhob. Anfangs unterbrach der ernſte Beamte die Verhandlung und wartete, als aber das Toben, ſtatt aufzuhören, in einer Beſorgniß erregenden Weiſe zunahm, ſtieg er die Treppe hinauf und betrat das Zimmer. Referendarius B. war hier mit einer Sache zwiſchen zwei Ackergutsbeſitzern beauftragt. Statt aber in richterlicher Würde am grünen Tiſche zu thronen, lag er im offenen Fenſter und ſtudirte mit innigem Vergnügen die Haltung der eben vom Exercierplatz unter Trommel- und Pfeifenklang heimkehrenden Füſeliere. Die ehrenwerthen Ackergutsbeſitzer waren unterdeſſen übereinander hergefallen, hatten die Beine aus einer alten Bank losgemacht und wälzten ſich, würgend, raufend, ſtoßend und ſchlagend auf dem Erdboden umher, der natürlich nicht reiner geſegt war, als es in ſolchen ehr-

würdigen Lokalitäten meistens der Fall zu sein pflegt.

Entsetzt starrte der alte Rath in die wüste Staubwolke und den wirren Knäuel von ländlichen Armen, Beinen, langen blauen Rockschößen und großen messingenen Knöpfen.

„Mein Gott, Herr Referendarius, was geht hier vor? Bringen Sie doch die Menschen auseinander!“

„Was giebt's, Herr Rath?“ fragte der Humorist, „ah so — stören Sie mir die Parteien ja nicht, ich habe sie mit vieler Mühe zu einem Vergleich bewogen!“

Wenn wir gut unterrichtet sind, so war die Versetzung B.'s nach einem anderen Gerichte die Folge seiner, von so glänzenden Resultaten gekrönten Ueberredungsgabe. Als wir ihn vor einer Reihe von Jahren von Ansehen kennen lernten, bewegte er sich viel an den öffentlichen Versammlungspunkten der Berliner Weißbierphilister und imponirte ihnen durch Erzählungen à la Münchhausen aus seinem Dienst der afrikanischen Fremdenlegion, deren Feldzüge in Algier er mitgemacht und dabei das Kreuz der Ehrenlegion erworben haben wollte. „Wir wurden eines Morgens von der zehnfachen Anzahl Araber angegriffen. Denken Sie sich, meine Herren, rechts den Atlas mit seinen unersteiglichen Felsenhöhen, links in einem schauerlichen Abgrunde die Ruinen von Karthago nebst dem Epitaphium des Hannibal, vor uns die Wüste Sahara mit einem paar Tausend Gurgelabschneidern, hinter uns das mittelländische Meer — und Sie haben unsere verzweifelte Stellung. Wir schlugen uns

mit Todesverachtung den ganzen Tag hindurch, ohne einen Bissen Brod, ohne einen Trunk Wasser — endlich war die letzte Patrone verschossen. Es blieb uns nur zwischen zwei verzweifelten Versuchen die Wahl, entweder uns vorwärts nach Aegypten durchzuschlagen, oder uns durch Schwimmen zu retten. Außer mir war nur noch ein Kamerad am Leben. Wir beschlossen, uns dem Meere anzuvertrauen. Uns in die Wellen werfend, tauchten wir erst nach einer Viertelstunde in namhafter Entfernung wieder empor; die Araber hatten uns aus dem Gesichte verloren. Drei Tage und Nächte schwammen wir in der Hoffnung, endlich Sicilien zu erreichen, so unermüdlich fort, uns bald nach Sonne, bald nach Sternen richtend; endlich blieb ich hinter meinem Gefährten zurück. Nicht daß die Kräfte mich verlassen hätten, nein, ich war noch im Stande, meinen Weg fortzusetzen, aber ein kleines und doch so bedenkliches Mißgeschick war mir wiederfahren; ich hatte mir — einen Wolf geschwommen. Zur rechten Zeit entdeckte uns noch ein französischer Postdampfer und nahm uns an Bord." Dieser Styl wird über seine Begabung und den Erfolg bei seinen talentvollen Zuhörern keinen Zweifel übrig lassen.

Nach einer Reihe von Kneipenabenteuern, in denen er sich als Mann von seltener Thatkraft bewies, verschwand er aus der Residenz und beglückte das engere Vaterland von Neuem an dem Gerichte einer Provinzialstadt durch seine geistreiche Auffassung gegebener Rechtsverhältnisse. Ja, wenn ihm die Vorkommnisse des praktischen Lebens dergleichen nicht in genügender Weise für

seinen Durst nach heiterer Unterhaltung boten, schuf er sich selber sinnige Rechtsfragen und schlichtete sie mit unsterblicher Meisterschaft.

Einer seiner jüngeren Collegen hatte eines Tages einen alten Bauer, der ihn in der langweiligen und unbehülflichen Weise solcher Leute auf dem Flur in einer Angelegenheit um Rath gefragt hatte, barsch angeschnauzt und war davon gegangen.

B. kam eben dazu, als der Bauer seinem Zorn über die vermeintlich erlittene Zurücksetzung Luft machte, und fragte ihn, was vorgefallen sei.

„Kann ich nicht den Herrn Präsidenten zu sprechen bekommen?“ sagte der entrüstete Bauer.

„Da wenden Sie sich an den rechten Mann, lieber Alter, treten Sie nur ein und theilen Sie mir Ihre Sache vorläufig mit“, antwortete B., entzückt, Aussicht auf einen Spaß zu haben.

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen. Er schüttete sein Herz aus und häufte alle möglichen Schmähungen auf das Haupt des groben Referendarius, der nach seiner Meinung sein Amt ungebührlich vernachlässigt hatte.

„Das ist allerdings ein sehr trauriger Fall, mein Lieber,“ sprach B., „wir haben hier das schwere Criminalverbrechen eines Beamten, der sich der „Rechtsverweigerung“ schuldig gemacht hat. Können Sie mir diesen Menschen näher bezeichnen?“

„O ja, Herr Präsident, er ist in die zweite Thür nebenan gegangen“

„Wie sah er aus?“ fragte B., die Stirn runzelnd.

„Na, er hatte einen kleinen Schnauzbart und einen Krauskopf.“

„Schon gut, ich weiß genug, setzen Sie sich nun hierher, lieber Mann, und warten Sie ein paar Minuten. Ihnen soll Ihr Recht werden; der Verbrecher muß sofort in Anklagezustand versetzt und vor Gericht gestellt werden. Gedulden Sie sich so lange, ich will nur die Herren Räthe zusammenrufen.“

Mit großer Zufriedenheit nahm der Bauer Platz, während B. hinauseilte, und nicht allein seinen der „Rechtsverweigerung“ schuldigen Collegen, sondern auch noch die für ein Collegium hinreichende Anzahl junger Referendarien zusammenraffte, welche bei der vorgerückten Mittagsstunde eben im Begriff standen, das Gericht zu verlassen. In feierlichem Aufzuge wurde der Verbrecher von dem angeblichen Präsidenten und seinen Räthen auf die Anklagebank gesetzt, worauf sich der Gerichtshof constituirte und den Bauer seine Anklage vorbringen ließ.

Der langen Rede kurzer Sinn war der, daß der Bauer von einem Nachbarn bei dem Ankauf eines Arbeitspferdes mit einem sogenannten Krippensetzer betrogen worden, und bei Gelegenheit des Wochenmarktes auf das Gericht gekommen war, um sich Rath zu holen. Der schuldige Referendarius nun hatte ihm nicht Rede stehen wollen.

Nach einem großartigen Verhör, dessen Ausmalung wir der Phantasie der Leser überlassen müssen, fragte B. endlich den Angeklagten: „Bekennen Sie sich schuldig?“

Der blonde Krauskopf ſtrich anſcheinend reuevoll den Schnurrbart und gab zu, daß er den Ankläger allerdings auf eine nicht überhöfliche Weiſe abgetrumpft habe.

„Bei dem erfolgten Eingeſtändniß des Angeklagten können wir ohne Geſchworene verfahren,“ ſagte der Präſident B. zu dem über eine ſo prompte Rechtspflege erfreuten Bauer, „der Gerichtshof wird ſich jetzt auf kurze Zeit zurückziehen.“

Der Bauer blieb mit dem Angeklagten etwas lange allein im Gerichtsſaale zurück, während dieſer ihn durch unheimliche Gebehrden und Blicke zu ängſtigen ſuchte, allein bald erſchien zu ſeinem Troſte das Richter-Collegium. Der Präſident befahl dem Angeklagten aufzuſtehen, erſuchte dagegen den Bauer, der ſich gleichfalls erhob, ruhig ſitzen zu bleiben:

„Seit geraumer Zeit iſt in dieſer Stadt und Gegend kein ſo ſchweres Verbrechen vorgekommen, wie das, welches heute die Mitglieder des Kreisgerichtes verſammelt hat. Abermals ſind es die ſittlichen Nachwehen einer verwahrloſten Erziehung, die wir in dem Verbrechen dieſes verabſcheuenswerthen jungen Menſchen wiederfinden — Angeklagter nehmen Sie keine Priſe, ſo lange Ihr Richter mit Ihnen ſpricht! — Durch ein Amt, durch den geleiſteten Eid verpflichtet, durch ein anſehnliches Gehalt als Referendarius ſogar dazu aufgemuntert, die Gerechtigkeit in ſeinem Vaterlande nach beſten Kräften aufrecht zu erhalten, hat ſich dieſer Menſch nicht entblödet, einen ehrwürdigen Landmann, der ihn arglos in einer

wichtigen Angelegenheit seines Lebens, in der hochbedeutenden Frage des Krippensetzers, um Rath anging, auf das Schnödeste abzuweisen, ja ihm, wider alle Landesgesetze, gröblich den Rücken zu kehren. Es würde mit Recht und Gesetzen in unserem Vaterlande zu Ende sein, wenn das genannte Verbrechen nicht mit äußerster Strenge bestraft würde. Nachdem daher der Präsident alle Gründe für und wider wohl erwogen hat, verfügt daher der Gerichtshof, daß der Angeklagte wegen „Rechtsverweigerung“ mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei. Diese Strafe aber soll am nächsten Mittwoch, zur Genugthuung des Beleidigten, und in seinen alten Gerechtssamen geschädigten Bauernstandes, pünktlich um zwölf Uhr Mittags auf dem Wochenmarkt vollzogen werden! Angeklagter, haben Sie noch sonst etwas zu sagen?“

Leider betrug sich, wie uns ein Augenzeuge aus der Mitte des Gerichtshofes erzählt, der Angeklagte in seiner traurigen Lage nicht mit der gebührenden Ehrfurcht gegen seine Richter. Statt zu schweigen, wie es sich geziemt hätte, wenn er nichts Besseres, Würdigeres Angesichts seines ‑‑nen Grabes zu sagen wußte, citirte er mit endeter Unverschämtheit, gegen den Ankläger andt, jene bekannte Stelle aus Götz von Beringen, welche der Verleger, Herr Baron von ta, in der Gesammtausgabe von Goethe's ken nur durch Gedankenstriche anzudeuten gt hat. Ungleich angemessener betrug sich der er, dem auf eine so unerwartete Weise plötz Genugthuung zu Theil geworden war. Ohne

sich durch die freche Aeußerung und Einladung des Verurtheilten beleidigt zu fühlen, brach er, durch das blutige Urtheil erschreckt, in einen Thränenstrom aus, und bat, dem armen Sünder das Leben zu schenken. Er sei ja noch ein junger Mensch und habe den groben Bescheid vielleicht nicht so schlimm gemeint. Wenn er sich auch sehr übel betragen habe, so sei die Strafe des Schwertes doch über alle Maßen hart, und er bitte den Gerichtshof, dem „Rechtsverweigerer“ das Leben zu schenken.

Diese von einer Fluth warmen Salzwassers begleitete Bitte vermochte den Präsidenten, sich noch einmal mit dem Gerichtshofe zurückzuziehen und den Bescheid zu ertheilen, daß auf Grund der schönen Bitte des Anklägers dem Verurtheilten diesmal noch das Leben geschenkt werden sollte, doch müsse, um der Gerechtigkeit nicht zu nahe zu treten, der Bauer die Kosten des Verfahrens bezahlen.

So endete dieser berühmte Rechtsfall. Der Bauer entfernte sich, Präsident, Gerichtshof und armer Sünder wälzten sich vor Lachen, und die Sache wäre wahrscheinlich verschwiegen geblieben, wenn der Bauer nicht vor Entzücken über das neue beschleunigte Verfahren in seinem Dorfe geplaudert und die rechtsbedürftigen Landsleute nach der Stadt geschickt hätte. Der Criminalproceß kam dergestalt vor den wirklichen Präsidenten, und der geschätzte Humorist, Referendarius B., mußte froh sein, nur durch eine einfache Versetzung an ein anderes Gericht für das gefällte Todesurtheil gegen einen Collegen bestraft zu werden.

Die Geſchichte meines Hundes.

Mehrmals hatte ich in Gegenwart eines Freundes, der einen allerliebſten engliſchen Wachtelhund beſaß, die Eigenſchaften dieſes liebenswürdigen Thierchens gelobt und die Geſellſchaft eines ſo munteren Geſchöpfes als ein beneidenswerthes Attribut einſamer Stunden gerühmt. Ich war ſo oft auf dieſes Kapitel zurückgekommen, daß der gefällige Mann mir bei der nächſten Familienbereicherung ſeines Lieblings einen Sprößling der Propaganda verſprach, nur mußte ich mich verpflichten, auf das Exemplar nicht eher Anſprüche zu erheben, als bis die Elemente der Erziehung ihm beigebracht wären, da der Freund, ein gewiegter Hundekenner und Verehrer, den Ruf der Species nicht leichtſinnig durch ein ſchlecht erzogenes Familienglied auf das Spiel ſetzen wollte. Wie es in den allzu weiten Mauern von Berlin zu geſchehen pflegt, kam mir über dem mehrmonatlichen Drange der Geſchäfte der Freund aus dem Geſichte und der verſprochene Hund aus

dem Gedächtniſſe. Ich ſchaffte mir indeß einen Kanarienvogel an, verlor ihn aber durch einen unerwarteten Tod, da er aus Eiferſucht gegen einen benachbarten berühmten Schläger, nach Art ehrgeiziger Sänger, ſeine Stimme ſo übermäßig anſtrengte, daß er in Folge eines Lungenſchlages mitten im Engagement verſtarb. Kaum hatte ich mich von dem Kummer über ſeinen Verluſt einigermaßen erholt, als an einem Morgen an meine Thür getlopft wurde und der Bediente meines Freundes mir ein zierliches Billet überbrachte, aus deſſen Zeilen ich erſah, daß der Inhalt des anbeifolgenden Deckelkorbes, der älteſte vierbeinige Sohn einer jungen und ſchönen Mutter, von jetzt an mein Eigenthum ſei. „Er iſt ſo wohl erzogen, daß Sie an ihm nur Freude erleben werden," ſchrieb der Freund, und er mußte es wiſſen, wenn Hunde-Pädagogik und Phyſiognomik durch Studien und Leben erlernt werden können.

Zunächſt befreite ich den Gefangenen aus ſeinem Kerker, beſchenkte den Transportführer reichlich und beobachtete mein lebendiges Eigenthum mit großem Intereſſe. Der Kleine hörte auf den Namen „Dandy" und machte durch elegante Haltung und niedliche Geſtalt ſeinem Namen alle Ehre. Eine Schaale Milch, mit der ich ihn gaſtlich bewirthete, genoß er mit vollendetem Anſtande und ſah ſich dann in meinem Zimmer um. Gern geſtattete ich ihm dieſe Freiheit, da ich inzwiſchen meine Arbeiten fortſetzen wollte. Nach zehn Minuten unterbrach mich aber der Gefährte meiner Zukunft durch ein Geräuſch, das faſt ſo klang,

als ob Jemand ſich Mühe gäbe, ein Papier zuſammenzuballen und zu verzehren.

Da ich wohl in Romanen und wahren Geſchichten geleſen hatte, daß Verbrecher und Spione wichtige Papiere, die ſie nicht in andere Hände fallen laſſen wollten, verſchlungen hatten, aber Dandy gar keine Beweggründe zu einem ſolchen immerhin unangenehmen Verfahren zutraute, ſo gab ich weiter nicht Acht auf ihn, bis mich endlich ſein Röcheln beunruhigte. Ich ſprang auf und kam gerade noch zur rechten Zeit, um ihm ein kleines Manuſcript aus dem Halſe zu ziehen, daß ich ſo eben mit vielem Fleiße vollendet, aber ohne an meinen neuen wohlerzogenen Gefährten zu denken, auf dem Stuhle hatte liegen laſſen. Es befand ſich nicht in dem Zuſtande, um einer Redaction und Druckerei von gutem Geſchmack zugeſendet zu werden und mußte ſofort zu einem, mit der Wiederherſtellung defecter Schreibereien vertrauten Copiſten wandern. Um ähnlichen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, begann ich die jahrelange Ordnung oder Unordnung meines Studierzimmers umzugeſtalten und alle Bücher, Landkarten, Papiere und Zeitungen ſo aufzuſtellen, daß ſie für Dandy vollkommen unzugänglich wurden. Zwar kam mir dieſe Reform hart an, allein zu einigen Opfern an Bequemlichkeit konnte ich mich wohl meinem kleinen Geſellſchafter zu Liebe verſtehen. Auch muß ich Dandy nachrühmen, daß er mir bei dieſem Geſchäfte nach Kräften half und ſich viele Mühe gab, auf den Schreibtiſch zu ſpringen und dem Tintenfaſſe eine ganz

veränderte Stelle (vielleicht unter dem Tiſche) zu geben.

Das Geſchäft raubte mir den Reſt des Vormittags und verſetzte mich ſchließlich nicht in die beſte Stimmung, doch fühlte ich mich weſentlich erleichtert, als Dandy bei Tiſch alle Speiſen verſchmähte und nur am gebratenen Fleiſche Wohlgefallen fand. Die Beruhigung lag darin, daß die Beſorgung ſeines Küchenzettels der Hausfrau augenſcheinlich in Zukunft keine Sorgen machen und unſer neuer Tiſchgefährte täglich mit einem Beafſteak, einem Cotelett oder Täubchen leicht zufriedengeſtellt ſein würde. Nachmittags mußte ich zunächſt an die pflichtmäßige Beſchaffung eines Maulkorbes denken, wenn ich nicht mit den betreffenden Behörden in einen ſchmerzlichen Conflict gerathen wollte. Dandy wurde daher mit einem interimiſtiſchen Halsbande bekleidet, an dieſes eine Schnur befeſtigt, und er als ein heftig Widerſtrebender, nicht ohne ein Geleite unterhaltungsbedürftiger Straßenjungen, zu einem Gürtler geführt. Der Maulkorb war zwar leicht ausgewählt, allein ſehr ſchwer angelegt. In der Erziehung Dandy's war dieſer Punkt nicht vorgeſehen worden, er huldigte der Theorie einer ungezügelten Freiheit und war durch nichts zu bewegen, ſein edles Haupt unter die geſetzlich vorgeſchriebenen, aber ihm ſchmachvoll dünkenden Feſſeln zu beugen. Rückſichtslos biß er in jugendlicher Begeiſterung um ſich und mußte an der Schnur nach Hauſe zurückgeführt werden, während ich den Maulkorb in der Taſche trug. Da noch einige Straßenjungen, die uns begleitet

und an Dandy's Widerstandsversuchen gegen die Schnur großes Wohlgefallen gefunden hatten, draußen warteten, überfiel mich eine grenzenlose Schaam über das Betragen des neuen Hausgenossen und ich nahm mir vor, nicht eher mit ihm auszugehen, als bis Dandy sich gewöhnt hätte, ruhig an dem Faden der Ariadne durch das Labyrinth der Berliner Straßen einherzuwandeln. Aber alle meine Bestrebungen blieben fruchtlos. Sobald die Schnur durch den Ring seines Halsbandes gezogen wurde, zog er so heftig daran, daß sie straff angespannt, einen erkennbaren musikalischen Ton von sich gab. Ich begann deshalb umfassende Studien mit dem Maulkorbe, und versuchte ihn Dandy anzuschmeicheln, indem ich ihn mit Zucker köderte. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen, unter denen meine schriftstellerischen Arbeiten entsetzlich litten, gelang es mir endlich, ihm das Zwangsinstrument anzulegen, aber er machte so bange und qualvolle Bewegungen, es abzustreifen, daß mich Gewissensbisse ergriffen und ich in allem Ernste fürchtete, feierlich vor die Vehme des Thierquälervereines geladen zu werden. Nebenbei entwickelte der »wohlerzogene« kleine Hund so unangenehme Angewohnheiten, daß ich als sein Vorgesetzter mit dem ganzen Hausstande auf einen gespannten Fuß gerieth und selbst Drohungen des Dienstmädchens gelassen einstecken mußte. Die Freuden, die mir Dandy bereitete, waren in der That nur gering. Seine Erziehung mußte aber unter allen Umständen vollendet werden, und nachdem ich ihn nothdürftig daran gewöhnt hatte, den

Maulkorb zu dulden, kaufte ich für schweres Geld ein versiegeltes Buch mit Geheimmitteln und probirte alle Recepte durch, welche die Magie der Jäger als wirksam vorschreibt, um sich die Anhänglichkeit eines Hundes zu sichern. In Dandy's Seele lebte entweder kein Element der Rechtschaffenheit und Treue oder der Verfasser des Buches war ein Lügner; kein Einziges der Mittel schlug an und Dandy entwickelte zu mir nicht mehr Zuneigung, wie zu jedem Andern, d. h. gar keine. In meiner Seele stiegen finstere Gedanken auf; ich fürchtete, daß der übelgeartete Hund erst in reiferen Jahren die Feinheiten der Erziehung sich aneignen und ich darüber den besten Theil meines Lebens verlieren und ein schmachbedeckter Greis werden würde. In dieser Verstimmung ging ich mit dem Plan zur Bildung eines Vereins gegen Menschenquälerei durch Hunde um und doch bezahlte ich, so groß ist die Consequenz der Schwäche und des Eigensinnes im menschlichen Herzen, ohne Widerrede die Steuer für die Marke, als Dandy in das goldene Buch der Hunde von Berlin geschrieben wurde und das Recht erwarb, unangefochten durch die Straßen zu wallen. Der Undankbare, den ich durch einen beträchtlichen Vorrath von Zucker in meinen Rocktaschen endlich daran gewöhnte hatte, in meiner Nähe zu bleiben, belohnte meine Fürsorge aber gleich beim zweiten Ausgange sehr schlecht. Nachdem ich so oft hinter ihm dreingepfiffen, daß ich ein Fabrikat der Maschinenbauanstalt für Locomotiven von Borsig hätte sein müssen, um vor Schwindsucht bewahrt zu bleiben, nahm er den Augenblick mei-

nes Gespräches mit einem Freunde wahr, um eine mir unbekannte Sache in der Nähe eines Kellers anziehend zu finden und zu verschwinden. Heute, wo ich über unser gegenseitiges Verhältniß ruhiger denke, nehme ich nur an, daß Neugier und Jugend ihn verleitet haben, einem verbotenen, aber gebratenen Bissen zu folgen und daß er in einen Hinterhalt fiel. Wenigstens sah mir der Mann, der ihn auf mein öffentlich abgelegtes Versprechen, zwei Thaler für Dandy's Auffindung zu zahlen, wiederbrachte, ganz so aus, als ob er von der Entfremdung kleiner Hunde lebte, ja unter Umständen sogar sie an wißbegierige Mediciner zu Vivisectionen und Vergiftungsproben verkaufte. Dieses Ereigniß und die peinliche dramatische Spannung, in der ich mehrere Tage gelebt hatte, verbitterten mir den Hund ganz und gar, und ich setzte mich an mein Pult, um dem freigebigen Freunde sein Danaergeschenk zurückzuerstatten, als mir von Seiten des Küchendepartements, wohin Dandy seit seiner letzten Abwesenheit verbannt worden war, gemeldet wurde, daß mit Dandy etwas sei, er habe keinen Appetit, verschmähe selbst Chesterkäse und sträube ohne Grund die Haare. Die Kunde war wie ein Laufseuer durch den ganzen Flügel des Hauses geeilt und hatte alle Köchinnen in Schrecken versetzt. Auch ich träumte zuerst von Wasserscheu, allein ein schnell herbeigerufener Hundekundiger, seines Zeichens ein Hufschmied, stellte die Diagnose der Staupe und machte sich anheischig, den Kranken binnen kurzer Zeit wieder herzustellen. Die kurze Geschichte meines Hundes und der mit

Maulkorb zu dulden, kaufte ich für schweres Geld ein versiegeltes Buch mit Geheimmitteln und probirte alle Recepte durch, welche die Magie der Jäger als wirksam vorschreibt, um sich die Anhänglichkeit eines Hundes zu sichern. In Dandy's Seele lebte entweder kein Element der Rechtschaffenheit und Treue oder der Verfasser des Buches war ein Lügner; kein Einziges der Mittel schlug an und Dandy entwickelte zu mir nicht mehr Zuneigung, wie zu jedem Andern, d. h. gar keine. In meiner Seele stiegen finstere Gedanken auf; ich fürchtete, daß der übelgeartete Hund erst in reiferen Jahren die Feinheiten der Erziehung sich aneignen und ich darüber den besten Theil meines Lebens verlieren und ein schmachbedeckter Greis werden würde. In dieser Verstimmung ging ich mit dem Plan zur Bildung eines Vereins gegen Menschenquälerei durch Hunde um und doch bezahlte ich, so groß ist die Consequenz der Schwäche und des Eigensinnes im menschlichen Herzen, ohne Widerrede die Steuer für die Marke, als Dandy in das goldene Buch der Hunde von Berlin geschrieben wurde und das Recht erwarb, unangefochten durch die Straßen zu wallen. Der Undankbare, den ich durch einen beträchtlichen Vorrath von Zucker in meinen Rocktaschen endlich daran gewöhnte hatte, in meiner Nähe zu bleiben, belohnte meine Fürsorge aber gleich beim zweiten Ausgange sehr schlecht. Nachdem ich so oft hinter ihm dreingepfiffen, daß ich ein Fabrikat der Maschinenbauanstalt für Locomotiven von Borsig hätte sein müssen, um vor Schwindsucht bewahrt zu bleiben, nahm er den Augenblick mei-

nes Gespräches mit einem Freunde wahr, um eine mir unbekannte Sache in der Nähe eines Kellers anziehend zu finden und zu verschwinden. Heute, wo ich über unser gegenseitiges Verhältniß ruhiger denke, nehme ich nur an, daß Neugier und Jugend ihn verleitet haben, einem verbotenen, aber gebratenen Bissen zu folgen und daß er in einen Hinterhalt fiel. Wenigstens sah mir der Mann, der ihn auf mein öffentlich abgelegtes Versprechen, zwei Thaler für Dandy's Auffindung zu zahlen, wiederbrachte, ganz so aus, als ob er von der Entfremdung kleiner Hunde lebte, ja unter Umständen sogar sie an wißbegierige Mediciner zu Vivisectionen und Vergiftungsproben verkaufte. Dieses Ereigniß und die peinliche dramatische Spannung, in der ich mehrere Tage gelebt hatte, verbitterten mir den Hund ganz und gar, und ich setzte mich an mein Pult, um dem freigebigen Freunde sein Danaergeschenk zurückzuerstatten, als mir von Seiten des Küchendepartements, wohin Dandy seit seiner letzten Abwesenheit verbannt worden war, gemeldet wurde, daß mit Dandy etwas sei, er habe keinen Appetit, verschmähe selbst Chesterkäse und sträube ohne Grund die Haare. Die Kunde war wie ein Laufeuer durch den ganzen Flügel des Hauses geeilt und hatte alle Köchinnen in Schrecken versetzt. Auch ich träumte zuerst von Wasserscheu, allein ein schnell herbeigerufener Hundekundiger, seines Zeichens ein Hufschmied, stellte die Diagnose der Staupe und machte sich anheischig, den Kranken binnen kurzer Zeit wieder herzustellen. Die kurze Geschichte meines Hundes und der mit

ihm genossenen Freuden würde höchst unbefriedigend schließen, wenn ich nicht hinzufügte, daß ich nach glänzend gelungener Kur dem Arzte als Honorar den Patienten selber schenkte und so Veranlassung wurde, daß er jetzt Schooßhund einer vornehmen Dame ist, die seine zahlreichen schlechten Eigenschaften auf seinen früheren Umgang mit solchen Leuten, wie Schriftsteller sind, schiebt, ihn übrigens aber mehr, wie ihren Mann liebt. Ich für meinen Theil zog aber aus der verunglückten Grille die Lehre, daß es unter allen Umständen sicherer sei, die einsamen Stunden des Lebens dem Umgange mit Menschen, statt mit Hunden zu widmen.

Die Fechtmeister.

Meistens pflegt um die Tischzeit heftig die Klingel gezogen zu werden und ein Armer sich zu melden. Dann muß man sehr hart gesotten sein, wenn man sich nicht von einem Stück Brod und einem Groschen zu trennen vermag. Es ist nicht wahr, daß man durch Mitleid die Armuth an das Haus gewöhnt; Hunger und Noth sind nicht zum zehnten Theile so unverschämt, als der volle Wanst und der gespickte Geldbeutel. Aber es soll heute von einer anderen Sorte der Armuth, und zwar nicht von der verschämten, sondern von der „unverschämten“ die Rede sein, von dem höheren Hausbettel. Eine namenlose Reue überfällt mich, wenn ich der Vier- und Achtgroschenstücke, ja selbst der harten Thaler gedenke, welche im Verlaufe der Jahre durch listige Bursche vermöge des scharfen Angelhakens des Mitleids aus meiner Tasche gefischt worden sind. Ist es Schwäche oder Dummheit, wenn wir den verschlagensten Hallunken am bereitwilligsten unsere Tasche öff-

nen, oder können wir uns durch eine Anwandlung von Zartgefühl entschuldigt wähnen, Menschen, welche die Tugenden der Scham und Ehre am schmählichsten verletzen, sobald als möglich durch eine Gabe aus unserer Nähe entfernt zu wünschen?

Man hat viel Spaß mit dem Fechten der Handwerksbursche in Dörfern und auf der Landstraße getrieben, aber wie wollen sich diese armen Kerle mit den Künstlern der Residenz vergleichen, die sich bis zum Range des Fechtmeisters emporgearbeitet haben. Da ich voraussetzen darf, daß die betreffenden Individuen und noch eine hinlängliche Anzahl Gesinnungsgenossen dieser Zunft die folgenden Zeilen in einer Conditorei oder bei einem Glase Wein gemüthlich lesen, habe ich mich entschlossen, meine letzten reichhaltigen Erlebnisse mit „Fechtmeistern," ihnen zur Strafe, der Menschheit zum warnenden Exempel hier mitzutheilen.

So oft mir Nachmittags um die Zeit, wenn man am behaglichsten spazieren geht, bei schönem Wetter, ein Herr mit unbekanntem Namen gemeldet wird, und es tritt Jemand mit ungemeiner Bescheidenheit in mein Studierzimmer, so überläuft mich ein Fieberschauer, ich schiebe ein Buch über das Portemonnaie und nöthige zaghaft den Unbekannten zum Sitzen. Er setzt sich im letzten Viertel auf die Stuhlkante und sieht mich mit offenem, lammfrommem Auge an.

„Entschuldigen Sie, Herr Doctor, daß ich mir die Freiheit nehme!"

„Womit kann ich dienen?"

„Ich bin der Candidat S. aus P.... und befinde mich in der größten Noth."

Unter vier Fechtmeistern giebt es beiläufig immer drei „Candidaten," und es wäre merkwürdig, wie schlecht, trotz des bekannten Mangels an Studirenden der Theologie, die Erwerbsverhältnisse dieser Jünglinge sind, wenn sie sich nicht dieses Prädicat in der Absicht beilegten, durch diesen frommen Posten ihr „unverschuldetes Unglück" um so bemitleidenswerther darzustellen.

„Durch die Masern bin ich in das Unglück gerathen, beinahe mein Augenlicht zu verlieren, und habe sechs Monate in der Klinik zubringen müssen."

Jetzt überfliege ich meinen Mann genauer. Er ist klein, aber rothbäckig und wohlgenährt, die Kleidungsstücke sind dicht und wohl erhalten, und die Stiefeln gut gemacht und stark. Trotz des beinahe entschwundenen Augenlichts bemerkt der Fechtmeister meine blitzgeschwinde Prüfung und sagt mit leiser Stimme: „Was ich anhabe, ist mir geschenkt worden." Dafür sitzt es allerdings außerordentlich gut.

„Haben Sie keine Papiere? Ich bin so oft getäuscht worden, daß ich ohne irgend ein Document kein Geld fortgebe."

„Ich bin beim Herrn Minister um Unterstützung eingekommen und habe meine Akten nicht bei mir."

„Dann muß ich Sie bitten, wiederzukommen."

„Das thut mir sehr leid, aber ich bin heute schon eine halbe Meile weit hergekommen."

„Wo wohnen Sie?"

„Vor dem Anhalt'schen Thore. Ich befinde mich in der größten Noth, meine alte Mutter hat heute noch nichts gegessen, ich besitze nicht so viel, um ein Brod kaufen zu können."

Wer hat nicht ſchwache Stellen im Gemüth und widerſtände, wenn die alte Mutter und das Brod als letzter Haupttrumpf ausgeſpielt werden? „Da nehmen Sie," ſage ich und lege ein Viergroſchenſtück in ſeine mit dichten Buckskinhandſchuhen bedeckten Hände, „Sie brauchen nicht Hunger zu leiden."

Der Candidat prüft mit ſchielendem Auge ſchnell das Geldſtück und wünſcht mir Gottes Segen, bittet mich auch, dieſe kleine Gabe nur als ein ihm gemachtes Darlehen zu betrachten. Dann entfernt er ſich, und als ich ihm zum Fenſter nachſehe, ſchmiegt er ſich in die nebenan gelegene — Conditorei.

Fechtmeiſter Candidat von P. trat eleganter auf. Er glich beinahe einem der verwegenen Fechtmeiſter aus den Jahren des griechiſchen Freiheitskampfes, als uns damaligen Studenten die Mutterpfennige von Branntewein-Aegineten abgeluchſt wurden. Candidat von P. bietet ſich als Mitarbeiter bei der Montags-Poſt an und erſucht mich um einen Vorſchuß von zehn Thalern. Mir erſcheint beſonders die letztere Petition ſtark und ich erkundige mich nach ſeinen bisherigen Leiſtungen.

„Ich bin ein College von Ihnen und habe längere Zeit bei der — hier nennt er ein reiches, weitverbreitetes Organ — mitgearbeitet."

„Wenn das der Fall iſt, ſo werde ich mich noch heute, da ich eine Correſpondenz abſende, bei der Redaction nach Ihnen erkundigen, denn ich muß geſtehen, daß mir Ihre Leiſtungen in dem Blatte entgangen ſind."

„O, ich habe nur die städtischen Nachrichten und Lokalneuigkeiten zusammengestellt."

„In drei Tagen hoffe ich Antwort erhalten zu haben —" sage ich, um den dreisten Zehnthaler-Supplikanten los zu werden, und verneige mich höflich. Da erhebt sich der angebliche Candidat von P., ein fein und vornehm, nur etwas malitiös aussehender junger Mensch, zum tragischen Effekt und ruft: „Machen Sie mich nicht unglücklich, Herr, meine Aufenthaltskarte ist abgelaufen, wenn ich nicht heute acht Groschen habe, bringt mich die Polizei morgen aus der Stadt."

Was thun? Zeitversäumniß ist Geldverlust; ich erkaufe mir die ungestörte Fortsetzung meiner Arbeit durch die Verabfolgung von acht Groschen und rächte mich am Abend durch eine genaue Erkundigung bei der genannten Zeitung. Man antwortet mir, der von P. sei der natürliche Sohn eines Prinzen von *_*, aber wegen Anfertigung von falschen Wechseln von diesem verstoßen, er habe sich zur Correctorstelle herangedrängt, sei aber abgewiesen worden, ich möge mich vor ihm in Acht nehmen.

Soll ich den ewig flüchtenden alten Demokraten, den schwindsüchtigen Miethscollecteur und die Photographengattin mit den verpfuschten raphaelischen Bildern unter die Fechtkünstler rechnen? Nein, ich will nur noch von dem „Candidaten" des letzten Freitags reden, denn er belehrt mich von der Bildungsfähigkeit und dem eminenten Fortschritte dieser gefährlichen Race.

Ein blühender Mann, dessen Muskelkraft und regelmäßig schöne Gesichtszüge mich ohne einen

gewiſſen gambriniſchen Carmin entzückt haben würden, trat mit liebenswürdiger Ruhe ein, nahm Platz und zeigte mir an, daß ich durch die Verpflichtungen der chriſtlichen Liebe genöthigt ſei, ihm einen Thaler zu geben. Nachdem auch er ſich, auf meine Frage nach ſeinem Charakter, als Candidat legitimirt hatte, begann er eine ſanfte Predigt, untermiſcht mit Bibelſtellen und jenen bekannten rhetoriſchen Floskeln, deren wir uns aus dem Jugendunterrichte her erinnern. Anfangs arbeitete ſein ruchloſes Maulwerk wie eine unterſchlächtige Waſſermühle ruhig weiter, und die Augen ſahen nur wie diebiſche Müller oben ruhig aus der Lucke, als er aber die totale Wirkungsloſigkeit ſeiner Predigt bemerkte, begann er mit ſeltener Geläufigkeit zu weinen und jammerte, daß er als Abſchreiber nicht mehr ſein tägliches Brod zu verdienen im Stande ſei. Nichts deſtoweniger hielt ich mich tapfer und machte ihn bei der Brodanſpielung auf ſeine prächtige Conſtitution im Vergleich mit meinem abgearbeiteten bleichen Geſichte aufmerkſam, erbot mich auch, den Hausknecht heraufrufen zu laſſen, um ihn die Treppe hinabzugeleiten. Als er ſich endlich entfernt hatte, fiel mir der ſeltſame Gedanke ein, von dem ich mir weiter keine Rechenſchaft zu geben vermag: dieſer Candidat und Fechtkünſtler habe ſich nur den Betrag eines Billets zum Subſcriptionsballe zuſammenbetteln wollen!